A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

32. JAHRGANG, JUNI 1996, HEFT 2

HANS-JOSEF STEINBERG: Henryk Skrzypczak zum 70. Geburtstag

STEFAN GOCH: Westdeutsche Trotzkisten im Widerstand gegen den Nationalsozialismus und im Exil

JEAN-PAUL CAHN: Die SPD und der Bericht der Internationalen Sozialistischen Algerien-Untersuchungskommission (1957–1958)

SANDRA GRUNER-DOMIĆ: Zur Geschichte der Arbeitskräftemigration in die DDR. Die bilateralen Verträge zur Beschäftigung ausländischer Arbeiter

FREDDY LITTEN: Eine international bedeutsame Edition zur sovietischen Chinapolitik?

Kontroverse um Helga Grebings Rezension der „Erinnerungen" Wilhelm Dittmanns

NEUE LITERATUR

Karl-Korsch-Gesamtausgabe

Im Auftrag des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam und des Instituts für Politische Wissenschaft an der Universität Hannover unter Mitarbeit von *Götz Langkau* und *Jürgen Seifert* herausgegeben von *Michael Buckmiller*

Band 1:
Recht, Geist und Kultur
Schriften 1909–1918
554 Seiten, kart., 58,– DM

Band 2:
Rätebewegung und Klassenkampf
Schriften zur Praxis der Arbeiterbewegung 1919–1923
701 Seiten, Leinen, 94,– DM

Band 3:
Marxismus und Philosophie
Schriften zur Theorie der Arbeiterbewegung
502 Seiten, Leinen, 122,80 DM

SOEBEN ERSCHIENEN

Band 5:
Krise des Marxismus
Schriften 1928–1935
960 Seiten, Leinen, 159,80 DM

FRÜHJAHR 1997

Bände 8 und 9:
Briefe
2 Bände, zus. ca. 1700 Seiten,
ca. 298,– DM

Verlag *Stichting beheer IISG* in Zusammenarbeit mit dem **Offizin Verlag Hannover**

★★★★★★★

Arbeiterbewegung und Betrieb
Beiträge zu einer anderen Geschichte Hannovers
Für Christian Riechers
Herausgegeben von Michael Buckmiller, Reinhard Jacobs und Hannelore Renners
Mit einem Vorwort von Jürgen Seifert
ISBN 3-930345-03-X, 348 Seiten, kart., 24,80 DM

Peter Hilger:
Aufbruch in die Bedeutungslosigkeit?
Zur Marginalisierung der Oppositionsgruppen in der DDR im Jahr der „Wende"
ISBN 3-930345-02-1, 120 Seiten, 16,80 DM

Kerstin Freudiger:
Selbstbestimmung der Frau und Verfassung
Die Auseinandersetzung um die Reform des § 218 StGB vor dem Bundesverfassungsgericht
Mit einem Geleitwort von Joachim Perels
ISBN 3-930345-04-8, 158 Seiten, 16,80 DM

Joachim Perels:
Wider die „Normalisierung" des Nationalsozialismus
Interventionen gegen die Verdrängung
ISBN 3-930345-07-2, 118 Seiten 13,80 DM

Heiko Geiling:
Das andere Hannover
Jugendkultur zwischen Rebellion und Integration in der Großstadt
ISBN 3-930345-06-4, 288 Seiten, 24,80 DM

Uwe Lehmensiek:
Von der Cakes-Fabrik zur Bahlsen-Gruppe
Zur Betriebs- und Belegschaftsgeschichte der Firma Bahlsen
ISBN 3-930345-05-6, 80 Seiten, 10 Abb., 12,80 DM

Michael Vester (Hg.):
Unterentwicklung und Selbsthilfe in europäischen Regionen
ISBN 3-930345-00-5, 234 Seiten, 28,80 DM

★

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim

Offizin Verlag Hannover
Bödekerstraße 75
30161 Hannover
Tel./Fax: 0511-624730

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft
der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen,
Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 2/96

HANS-JOSEF STEINBERG: Henryk Skrzypczak zum 70. Geburtstag ..... S. 141

STEFAN GOCH: Westdeutsche Trotzkisten im Widerstand gegen den Nationalsozialismus und im Exil ..... S. 143

JEAN-PAUL CAHN: Die SPD und der Bericht der Internationalen Sozialistischen Algerien-Untersuchungskommission (1957–1958). Einige Bemerkungen über die internationale sozialistische Fact-Finding-Mission ..... S. 172

SANDRA GRUNER-DOMIĆ: Zur Geschichte der Arbeitskräftemigration in die DDR. Die bilateralen Verträge zur Beschäftigung ausländischer Arbeiter (1961–1989) ..... S. 204

FREDDY LITTEN: Eine international bedeutsame Edition zur sowjetischen Chinapolitik? ..... S. 231

KONTROVERSE UM HELGA GREBINGS REZENSION DER „ERINNERUNGEN" WILHELM DITTMANNS

VORBEMERKUNG DER REDAKTION ..... S. 237

KARLLUDWIG RINTELEN: Wilhelm Dittmanns Erinnerungen: Rezension einer Rezension ..... S. 237

JÜRGEN ROJAHN: Kolossaler Humbug – oder einfach eine unbequeme Quelle? Zu Helga Grebings Rezension der Edition der Dittmann-Memoiren ..... S. 242

TILL SCHELZ-BRANDENBURG: Der halbe Dittmann soll es sein?! Zu Helga Grebings Kritik an der Edition der Dittmann-Memoiren von Jürgen Rojahn ..... S. 248

HELGA GREBING: Stellungnahme ..... S. 251

NEUE LITERATUR

Michael Ruck, Bibliographie zum Nationalsozialismus, Köln 1995 *(Peter Steinbach)* ..... S. 252

Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 1994. Hrsg. von Hermann Weber u. a., Berlin 1994 *(Eric D. Weitz)* ..... S. 255

Antonio Gramsci, Gefängnisbriefe. Kritische Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. von Ursula Apitzsch u. a. Bd. 1: Briefwechsel mit Giulia Schucht, Hamburg 1995 *(Sabine Kebir)* ..... S. 256

Die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) im Raum Köln–Aachen gegen Ende der Weimarer Republik. Eine Dokumentation zum Jahr 1932, Reinbek 1993 *(Eric D. Weitz)* ..... S. 257

Fred E. Schrader, Der Moskauer Prozeß 1936. Zur Sozialgeschichte eines politischen Feindbildes, Frankfurt a. M. und New York 1995 *(Reiner Tosstorff)* ..... S. 258

Armin Trus, „Wer nicht kämpft, hat schon verloren". Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Gießen 1945–1990, Gießen 1994 *(Andreas Wolf)* ..... S. 260

Die SPD-Fraktion im Deutschen Bundestag. Sitzungsprotokolle, 1961–1966. Bearb. von Heinrich Potthoff. 2 Halbbde. Erster Halbbd.: 1.–72. Sitzung 1961–1963. Zweiter Halbbd.: 73.–167. Sitzung 1964–1966, Düsseldorf 1993 *(Walther Mühlhausen)* ..... S. 262

Kai Schmidt-Soltau, Eine Welt zu gewinnen! Die antikoloniale Strategie-Debatte in der Kommunistischen Internationale zwischen 1917 und 1929 unter besonderer Berücksichtigung der Theorien von Manabendra Nath Roy, Bonn 1994 *(Carsten Krinn)* ..... S. 264

Gerhard Duda, Jenö Varga und die Geschichte des Instituts für Weltwirtschaft und Weltpolitik in Moskau 1921–1970. Zu den Möglichkeiten und Grenzen wissenschaftlicher Auslandsanalyse in der Sowjetunion, Berlin 1994 *(John Perkins)* ..... S. 266

Tilman Fichter, Die SPD und die Nation. Vier sozialdemokratische Generationen zwischen nationaler Selbstbestimmung und Zweistaatlichkeit, Berlin und Frankfurt a. M. 1993 *(Francis L. Carsten)* ..... S. 267

David P. Hornstein, Arthur Ewert. A Life for the Comintern, Lanham et al. 1993 *(Reiner Tosstorff)* ..... S. 267

Heinz Westphal, Jugend braucht Demokratie, Demokratie braucht Jugend. Mein jugendpolitisches Engagement 1945–1974. Erinnerungen, Rostock 1994 *(Alexander Brandenburg)* ..... S. 269

Ute Redder, Die Entwicklung von der Armenhilfe zur Fürsorge in dem Zeitraum von 1871 bis 1933. Eine Analyse unter Aufgaben-, Ausgaben- und Finanzierungsaspekten am Beispiel der Länder Preußen und Bayern, Bochum 1993 *(Günther Schulz)* ..... S. 270

Karl-Christian Führer, Mieter, Hausbesitzer, Staat und Wohnungsmarkt. Wohnungsmangel und Wohnungszwangswirtschaft in Deutschland 1914–1960, Stuttgart 1995;
Adelheid von Saldern, Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute, Bonn 1995 *(Detlef Lehnert)* ..... S. 271

Hans-Gerd Henke, Der „Jude" als Kollektivsymbol in der deutschen Sozialdemokratie 1890–1914, Mainz 1994 *(Mario Keßler)* ..... S. 275

Thomas Lindenberger, Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin 1900 bis 1914, Bonn 1995 *(Klaus Weinhauer)* ..... S. 276

Harald Wixforth, Banken und Schwerindustrie in der Weimarer Republik, Köln u. a. 1995 *(Alfred Reckendrees)* ..... S. 278

Burkhard Poste, Schulreform in Sachsen 1918–1923. Eine vergessene Tradition deutscher Schulgeschichte, Frankfurt a. M. u. a. 1993 *(Ursula Langkau-Alex)* ..... S. 280

Léon Schirmann, Altonaer Blutsonntag 17. Juli 1932. Dichtungen und Wahrheit, Hamburg 1994;
Léon Schirmann, Justizmanipulationen. Der Altonaer Blutsonntag und die Altonaer bzw. Hamburger Justiz 1932–1994, Berlin 1995 *(Rainer Paetau)* ..... S. 282

Barbara Hopmann u. a., Zwangsarbeit bei Daimler-Benz, Stuttgart 1994 *(Alfred Reckendrees)* ..... S. 284

Michael Stolleis, Recht im Unrecht. Studien zur Rechtsgeschichte des Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 1994 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* ..... S. 286

Angela Pitzschke, Frauenleben und Frauenpolitik. Lebensgeschichte und politisches Engagement von Frauen der politischen Linken in der Nachkriegszeit, dargestellt am Beispiel Kassels, Pfaffenweiler 1994 *(Heinz Niggemann)* ..... S. 288

Willy Albrecht, Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS). Vom parteikonformen Studentenverband zum Repräsentanten der Neuen Linken, Bonn 1994 *(Nils Ferberg)* ..... S. 289

Friedrich Weckerlein, Streitfall Deutschland. Die britische Linke und die „Demokratisierung" des Deutschen Reiches, 1900–1918, Göttingen und Zürich 1994 *(Thomas Franz)* ..... S. 290

Großbritannien und der deutsche Widerstand 1933 bis 1944. Hrsg. von Klaus-Jürgen Müller und David N. Dilks, Paderborn u. a. 1994 *(Thomas Franz)* ..... S. 291

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE ..... S. 292

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... S. 295

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Jean-Paul Cahn, Dr. phil., Professor an der Université de Paris XII – Val de Marne, Faculté des Lettres et des Sciences Humaines, Département d'Allemand, 61, Avenue de Général de Gaulle, F-94010 Creteil Cedex.

Stefan Goch, Dr. phil., Ophofstraße 32, D-45894 Gelsenkirchen.

Helga Grebing, Dr. phil. et rer. pol. habil., emeritierte Professorin am Institut zur Erforschung der europäioschen Arbeiterbewegung der Ruhr-Universität Bochum, D-44789 Bochum.

Sandra Gruner-Domić, Doktorandin am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, Libauer Straße 6, D-10245 Berlin.

Freddy Litten, Dr. rer. nat., M. A., Habsburger Straße 8, D-80801 München.

Karlludwig Rintelen, Dr. phil., Alemannenstraße 66, D-13465 Berlin.

Jürgen Rojahn, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte, Amsterdam, Sekretär der Internationalen Marx-Engels-Stiftung, Cruquiusweg 31, NL-1019 AT Amsterdam.

Till Schelz-Brandenburg, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbieter am Fachbereich 8, Studiengang Geschichte, der Universität Bremen, Postfach 330440, D-28440 Bremen.

Hans-Josef Steinberg, Dr.phil., Professor am Fachbereich 8, Studiengang Geschichte, der Universität Bremen, Postfach 330440, D-28440 Bremen.

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078, D-12249 Berlin
Telefon: 030/7792-412; Telefax: 030/7759685

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Lychener Straße 74, D-10437 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,–, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,–, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,–, Ausland: DM 12,–). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/150101 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974) bis Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, und Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,– pro Heft bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1. 5. 1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Danziger Straße 219, 10407 Berlin
Druck: Kupijai & Prochnow, Blücherstraße 22, 10961 Berlin

Henryk Skrzypczak zum 70. Geburtstag

Von Hans-Josef Steinberg

Lieber Herr Skrzypczak,

es ist mir ein großes Bedürfnis, Ihnen in Ihrer IWK nachträglich alles erdenklich Gute zu Ihrem 70. Geburtstag am 3. Mai 1996 zu wünschen. Ich schreibe Ihnen auch im Namen vieler Kolleginnen und Kollegen, die, wie ich, der festen Meinung sind, daß die Geschichtswissenschaft der letzten Jahrzehnte, bezogen auf die Geschichte der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung, von Ihrem Engagement besonders geprägt worden ist.

Ich möchte Ihnen hier nicht Ihren Lebenslauf erzählen, den kennen Sie natürlich viel besser als jeder andere. Ich vermute auch, daß Sie über Ihren wissenschaftlichen Werdegang und Ihre Publikationen hinreichend informiert sind. Ansonsten gibt es ja auch noch die schöne Laudatio von Georg Kotowski unter der Überschrift „Historiker – Archivar – Wissenschaftsorganisator" aus Anlaß Ihrer Verabschiedung aus dem Dienst im Jahre 1987, an der Sie sich wohl ab und zu erfreuen. Da fällt mir ein, daß ich ja auch etwas über Sie geschrieben habe, und zwar zu Ihrem 60. Geburtstag in der IWK unter der aussagekräftigen Rubrik „Mitteilungen, Ergänzungen und Briefe an die Redaktion".

Lieber Herr Skrzypczak, ich kenne Sie seit 1965, seit jener denkwürdigen Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bergneustadt, an die sich heute noch viele erinnern, die inzwischen bekannte Politiker und ausgewiesene Wissenschaftler sind. Ich war ein kleiner Doktorand, der einige Thesen aus seiner Dissertation vortrug. Sie waren schon Generalsekretär der 1959 ins Leben gerufenen Historischen Kommission zu Berlin, und Sie waren einen ganzen schönen Abend lang witzig, geistreich, kollegial und keinen Augenblick herablassend.

So fing das alles an, was uns beide betrifft, und heute möchte ich Ihnen schreiben, weshalb ich Sie immer so überaus hoch eingeschätzt habe. Da ist zuerst einmal Ihre Eigenschaft, das politisch und wissenschaftlich für richtig Erachtete durchzuhalten, unabhängig von dem jeweiligen Zeitgeist, der ja nicht der Geist der Zeit ist. Sie schreiben in Ihrem schönen Aufsatz „Anspiel" in der letzten IWK, der vielleicht mehr über Sie aussagt als über Friedrich Stampfer und die anderen Akteure, wie Sie durch die Niederwalzung des Prager Frühlings aus der Bahn geworfen worden sind. Ich kann mich sehr genau an die Linzer Konferenz des Jahres 1968 erinnern. Die Ostblockdelegationen drohten mit Auszug, wenn dieses Ereignis thematisiert werde, die Österreicher vermittelten auf die gute und schlechte österreichische Art, eine Krisensitzung jagte die andere. Wir aus dem Westen (ich gehörte damals noch dem Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung an) ließen uns in dieser Situation zur „Realpolitik" verleiten, ließen nach vielen Sitzungen unter sogenannten übergeordneten Gesichtspunkten Prag Prag sein.

Aber da waren Sie, dieser störrische Skrzypczak, der darauf bestand, daß eine Versammlung von Historikern der Arbeiterbewegung dieses Unerhörte nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern darüber, ausgehend von den klassischen Zielen und Wertvorstellungen

der Arbeiterbewegung, zu debattieren hatte. Sie wurden als Außenseiter abqualifiziert, als Exzentriker, ja als lustige Figur, und wir anderen haben, um des vielleicht gar nicht wirklich gefährdeten Fortbestands der ITH willen unsere Verantwortung als Historiker gleichsam in den Ruhestand geschickt.

Wie oft hat man Sie bis zur Wende als Antikommunisten tituliert, nur weil Sie permanent den bekannten Geschichtsklitterungen entgegentraten. Sie waren kein Antikommunist, Sie waren ein militanter Demokrat in der spezifischen Gestalt des Sozialdemokraten, der seine politisch motivierte Kritik wissenschaftlich in vorbildlicher Weise durch ausgefeilte Methodik und profunde Quellenkenntnis untermauerte. Es spricht für Sie, daß Sie sich nach der Wende als Förderer junger Wissenschaftler aus der ehemaligen DDR engagiert haben.

Ein Zweites hat mich immer fasziniert, nämlich Ihr Umgang mit der Sprache. Wir sind hier Seelenverwandte. Sie kommen von der Mediävistik und dem Journalismus, ich vom Journalismus und der Altgermanistik zur Historiographie. Ihre Art, zu schreiben und zu reden, erinnert mich an den berühmten Aphorismus von Karl Kraus über die Sprache: „Mit heißem Herzen und Hirne naht' ich ihr Nacht für Nacht. Sie war eine dreiste Dirne, die ich zur Jungfrau gemacht." Sie haben begriffen, warum die Geschichtswissenschaft neben der Astronomie die einzige Wissenschaft ist, die von einer Muse geleitet und geschützt wird. Sie beschwören in Ihrem „Anspiel" ausdrücklich diese Muse, die darüber wacht, daß unsere Wissenschaft weder zur bloßen Belletristik noch zur Faktenhuberei verkommt. Ich gestehe es offen, daß es angesichts der Langweiler jeder Provenienz bzw. des hochstilisierten Mülls immer ein Genuß ist, sich in Ihre, von umfassender Kenntnis der bürgerlichen Kultur geprägten Texte hineinzubegeben. Es ist schon faszinierend, wie Sie Geschichte nicht nur schreiben, sondern auch inszenieren. Daß Sie hier und da auch schon einmal dem Manierismus huldigen, hat Klio bisher toleriert.

Wir alle warten mit Spannung auf Ihr Buch „Mission ohne Mandat". Als Fußballfan erwarte ich nach dem „Anspiel" eine gute erste Halbzeit, nach der Pause eine Leistungssteigerung, auf daß nach dem Abpfiff der kollektive Jubel ausbreche.

Zum Schluß noch dieses: Als Sechzigjähriger lerne ich von Ihnen, was Theodor Storm für seine Söhne geschrieben hat:

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: Du hast vom Leben
Doch am Ende nur Dich selber.

Herzlich
Ihr
Hans-Josef Steinberg

Westdeutsche Trotzkisten im Widerstand gegen den Nationalsozialismus und im Exil

Von Stefan Goch

Im Vergleich zu den beiden großen Richtungen der sich als sozialistisch verstehenden Arbeiterbewegung, der Sozialdemokratie und der kommunistischen Bewegung, leisteten die von diesen abgespaltenen „Kleinorganisationen"[1] einen relativ größeren Beitrag zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland bzw. den Faschismus in Europa. Dies zeigt auch das Beispiel einer westdeutschen Gruppe von Trotzkisten.[2]

In der Endphase der Weimarer Republik bildete sich im Raum Gelsenkirchen im nördlichen Ruhrgebiet eine Gruppe der „Links-Opposition" (LO), die sich zunächst als Opposition in der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) und dann als Opposition außerhalb der KPD gegen deren stalinistischen Kurs wandte. In dieser in Gelsenkirchen durch Künstler und Intellektuelle geprägten Gruppe lassen sich drei Teilgruppen ausmachen. Eine bestand aus jüdischen Gymnasiasten, die um 1933/34 in Gelsenkirchen am Realgymnasium (seit 1952 Grillo-Gymnasium) Abitur machten. Die Schüler aus dieser Teilgruppe gehörten dem Jüdischen Schülerbund in Gelsenkirchen an. Innerhalb des Jüdischen Schülerbundes stellten sie eine Minderheit dar, die sich zu Beginn der 1930er Jahre politisierte und nach links orientierte. Vorübergehend nannte sich die Gruppe im Jüdischen Schülerbund „Schwarzer Haufen". Zum Studium gingen die jüdischen Gymnasiasten meist ins Ausland, bzw. sie waren nach der Übernahme der Macht durch die Nationalsozialisten in Deutschland dazu gezwungen. Anläßlich von Besuchen

1 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten. Zur Politik, Organisation und Funktion linker politischer Kleinorganisationen im Widerstand 1933 bis 1939/40 unter besonderer Berücksichtigung des Exils, Bonn 1986, S. 241 und S. 244.

2 Diese Fallstudie ist im Kontext der Forschungsarbeiten des Instituts für Stadtgeschichte in Gelsenkirchen beim Aufbau der Dokumentationsstätte „Gelsenkirchen im Nationalsozialismus" entstanden. Der vorliegende Text ist eine wesentlich erweiterte und überarbeitete Fassung meines Vortrages, gehalten am 22. Februar 1995 in der genannten Dokumentationsstätte.
Aus datenschutzrechtlichen Gründen werden einige Namen von (z. T. noch lebenden oder erst kürzlich verstorbenen) beteiligten Personen hier nur in anonymisierter Form genannt.
Ich danke Angelika Gausmann (Paderborn, BRD), Dick de Winter (Ridderkerk, Niederlande), Ursula Franck (USA), Prof. Jacques Grandjonc (Aix-en-Provence, Frankreich), Bart de Cort (Amsterdam, Niederlande), Reiner Tosstorff (Frankfurt a. M., BRD), Eliahu Ben-Jehuda (Israel) für zahlreiche hilfreiche Hinweise. Weiterhin gilt mein Dank den Mitarbeitern der besuchten Archive und dem Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung. Von zahlreichen der am geschilderten Geschehen Beteiligten bzw. Zeitzeugen (R. F., A. S., K. M., W. G. sowie H. K.), die hier aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht genannt werden, wurden die Ergebnisse der hier vorgelegten Untersuchung bestätigt. Weitere zahlreiche, hier nicht zu nennende Zeitzeugen aus dem Umfeld des sozialdemokratischen, linkssozialistischen und des kommunistischen Widerstandes und der Überlebenden der jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen bestätigten die Untersuchungsergebnisse und trugen vielfältig zum vorliegenden Forschungsergebnis bei.
Überblicke über den trotzkistischen Widerstand finden sich besonders bei Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O.; Hartmut Mehringer, Trotzkisten, in: Lexikon des deutschen Widerstandes. Hrsg. von Wolfgang Benz und Walter H. Pehle, Frankfurt a. M. 1994, S. 309 f., und fast gleich Hartmut Mehringer, Sozialdemokratischer und sozialistischer Widerstand, in: Peter Steinbach und Johannes Tuchel, Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Bonn 1994, S. 126–143, hier S. 139 f.

bei ihren Eltern oder Freunden in Gelsenkirchen beteiligten sie sich später am Einschmuggeln illegaler Schriften nach Deutschland.[3] Die zweite Teilgruppe stammte aus dem Kommunistischen Jugend-Verband Deutschlands (KJVD) und aus der KPD. Diese Mitglieder aus der kommunistischen Bewegung waren Anfang der 1930er Jahre aus ihrer Partei bzw. ihrem Jugendverband ausgeschlossen worden, weil sie Schriften von Leo Trotzki gelesen und darüber im kleinen Kreis diskutiert hatten. Eine dritte, heterogenere Gruppe kam aus der linkssozialistischen Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP). Diese Gruppe dürfte auch im Widerstand die Verbindung zur illegalen SAP-Organisation hergestellt haben. Die SAP war am 4. Oktober 1931 entstanden, nachdem die Konflikte zwischen Teilen des linken Flügels der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) und dem Parteivorstand eskaliert waren und zur Abspaltung von der SPD geführt hatten. In Gelsenkirchen schlossen sich der SAP, die ihre Schwerpunkte in Mitteldeutschland und im Raum Frankfurt/Offenbach hatte, Teile der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ), einige langjährige Sozialdemokraten und eine Reihe „rechter", ehemaliger Kommunisten, die bereits 1924 (unter der Fischer-Maslow-Zentrale) wegen „Rechtsabweichung" oder dann später wegen Widerstandes gegen die Bolschewisierung aus der KPD ausgeschlossen worden waren, an.[4] Die Mitglieder der „Links-Opposition" waren alle zwischen 1900 und dem Ersten Weltkrieg, meist in Gelsenkirchen und seiner näheren Umgebung, geboren, entstammten meist Familien gelernter Arbeiter und erlernten selbst einen Beruf oder studierten.

Die Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition wies bereits in ihrer Entstehungsphase wichtige Merkmale einer politischen Kleinorganisation in der Arbeiterbewegung auf, die es ihr ermöglichen sollten, im Widerstand gegen den Nationalsozialismus relativ zur geringen Mitgliederzahl Erhebliches zu leisten. Hier sind insbesondere zu nennen: die initiative Funktion von Intellektuellen und das Vorhandensein von Organisationspragmatikern, die im Gelsenkirchener Fall überwiegend aus der KPD stammten. Der Gruppenzusammenhalt wurde gestärkt durch eine elitäre Selbsteinschätzung, die von der eigenen Bedeutung als Kadergruppe für die Durchsetzung der gemeinsamen Ziele ausging.[5] Die engen organisatorischen Grenzen stimmten allerdings nicht immer mit den Empfindungen der Beteiligten oder deren (nachträglicher) Selbsteinschätzung überein, für sie waren die Grenzen zwischen Organisationen, Richtungen und Ideologien stärker fließend.[6]

3 Vgl. Interview mit Eliahu Ben-Jehuda vom 18. 2. 1993; mündliche Mitteilungen von W. G., 6.–9. 5. 1995 beim Besuch in Gelsenkirchen. Scheinbar gab es auch anderenorts solche Wege von der jüdischen Jugendbewegung in linke Parteien und auch die LO. Vgl. Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 251.

4 Stefan Goch, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur. Eine Untersuchung am Beispiel Gelsenkirchen 1848–1975, Düsseldorf 1990, S. 351 f. mit weiteren Quellenangaben. Vgl. Jörg Bremer, Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAP). Untergrund und Exil 1933–1945, Frankfurt a. M. und New York 1978, S. 19–54; Hanno Drechsler, Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik, Marburg 1962; Heinrich August Winkler, Der Weg in die Katastrophe, Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin und Bonn 1987, S. 404–410.

5 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 34.

6 So der Eindruck in Gesprächen und Schriftverkehr mit den Beteiligten. Auch zeigt gerade die Fallstudie „Abweichungen" von der „zu glatten" Ideologie- und Organisationsgeschichte.

Linke Opposition der KPD und Trotzkisten

In Deutschland wurde die „Linke Opposition (Bolschewiki-Leninisten)" bzw. zuvor „Linke Opposition der KPD (Bolschewiki-Leninisten)" (ab Oktober 1930) oder „Vereinigte Linke Opposition der KPD (Bolschewiki-Leninisten)" (ab Gründung) von den deutschen Anhängern Leo Trotzkis am 31. März 1930 gegründet.[7] Es handelte sich bei dieser Gruppierung um eine Abspaltung der Anhänger Trotzkis von dem 1928 gegründeten „Leninbund (Linke Kommunisten)". Zu der Abspaltung vom Leninbund war es nach Auseinandersetzungen über die aktuelle Einschätzung der Sowjetunion, der Kommunistischen Internationale (Komintern) bzw. deren Reformierbarkeit und über weitere Fragen wie den chinesisch-sowjetischen Konflikt von 1929 gekommen. Im Leninbund mit seinen maximal 5000 bis 6000 Mitgliedern waren die Anhänger der Gruppe Maslow-Fischer-Urbahns, die innerhalb der internationalen kommunistischen Bewegung der Gruppe um Sinowjew („Leningrader Opposition") zuzurechnen waren, und die Anhänger Trotzkis, der wiederum ein Exponent einer gegen Stalin gerichteten innerkommunistischen Opposition seit der Zeit bald nach Lenins Tod war, organisiert. Ruth Fischer und Arkadij Maslow verließen den Leninbund allerdings rasch wieder, am 9. Mai 1928 schickten sie ein Reuebekenntnis an das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale (EKKI) und an das Zentralkomitee der KPD. In die KPD wiederaufgenommen wurden sie trotzdem nicht.

Die Gruppe um Hugo Urbahns, vor der Gründung des Leninbundes oft als „Linkskommunisten", „Linke Opposition der KPD" oder einfach als „Linke Kommunisten" bezeichnet, war eines der linksoppositionellen, auch in sich uneinheitlichen und zerstrittenen Spaltprodukte der sozialrevolutionären und putschistischen Anfangsphase der KPD und ihres dann folgenden Bolschewisierungsprozesses. Diese „linken Kommunisten", zuvor auch „Offensivtheoretiker" genannt, des späteren Leninbundes hatten nach dem im Krisenjahr 1923 mißglückten Aufstandsversuch („deutscher Oktober") und dem daraufhin erfolgten Verbot der KPD (November 1923 bis März 1924) ab dem (illegalen) 9. KPD-Parteitag im April 1924 den Kurs der KPD bestimmt.

Die auch als „ultralinks" bezeichnete KPD-Führung um Ruth Fischer und Arkadij Maslow hatte sich nach dem Scheitern aller Revolutionshoffnungen in den entwickelten Staaten Westeuropas und insbesondere Deutschlands gegen Stalins Konzept des Aufbaus des „Sozialismus in einem Lande", also zunächst nur in der Sowjetunion, gewandt und

7 Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund. Linke Kommunisten in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1978, S. 10 und S. 177; Ursula Langkau-Alex, Volksfront für Deutschland? Bd. 1: Vorgeschichte und Gründung des „Ausschusses zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront" 1933–1936, Frankfurt a. M. 1977, S. 23 und S. 215; Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 25 f.; Hans Schafranek, Das kurze Leben des Kurt Landau. Ein österreichischer Kommunist als Opfer der stalinistischen Geheimpolizei, Wien 1988, S. 203 ff. und S. 249 ff.; Wolfgang Alles, Zur Politik und Geschichte der deutschen Trotzkisten ab 1930, Mannheim 1978 (Diplomarbeit), Frankfurt a. M. 1987, S. 17–26 und S. 66; Maurice Stobnicer, Le mouvement trotskyste allemand sous la république de Weimar, Paris 1980 (Diss.), S. 113; Robert J. Alexander, International Trotskyism 1929–1985. A Documented Analysis of the Movement, Durham und London 1991, S. 410 f. Aufruf der Vereinigten Linken Opposition (VLO) an die KPD-Mitglieder, in: Von der proletarischen Freidenkerjugend im Ersten Weltkrieg zur Linken der siebziger Jahre. Georg Jungclas (1902–1975). Eine politische Dokumentation, Hamburg 1980, S. 54 ff. lt. Der Kommunist, Jg. 1, Nr. 1, Mitte April 1930.

propagierte angesichts einer angenommenen objektiv revolutionären Situation weiterhin die Weltrevolution. Damit hatte sie sich gegen die taktische Wende Stalins und der Kommunistischen Internationale zu einer gemäßigteren Politik in einer nun proklamierten Phase der „relativen Stabilisierung des kapitalistischen Systems" gestellt. Mit ihrer nur mehr verbalradikalen Politik, die die Interessen der Arbeiterschaft und die Situation in Deutschland vernachlässigte, hatte die Fischer-Maslow-Zentrale eine erhebliche Schwächung der KPD verursacht. Die erstmalige gezielte Anwendung der „Sozialfaschismusthese" hatte die KPD in der Arbeiterschaft isoliert und die Abneigung sozialdemokratischer Arbeiter gegen die KPD erheblich verstärkt. Schließlich waren die Exponenten des „ultralinken" Kurses ab Herbst 1925 aus ihren Funktionen und schließlich aus der KPD herausgedrängt worden. An ihre Stelle war eine neue Führungsgruppe unter Ernst Thälmann getreten, die dann die begonnene Bolschewisierung der KPD vollendete.[8]

Wie auch noch weitere linksoppositionelle bzw. linkskommunistische Gruppen und der Leninbund blieb auch die Trotzki nahestehende Gruppe der Bolschewiki-Leninisten nicht von Spaltungen, Fraktionsbildungen und (auch für Zeitgenossen) schwer durchschaubaren, auch von stalinistischen GPU-Agenten geschürten inneren Konflikten verschont. Eine Gruppe um Kurt Landau spaltete sich bereits 1931 ab.[9] Die Stärke der

8 Vgl. zur Entwicklung der KPD und deren Spaltungen das Standardwerk Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1969 und ergänzend Hermann Weber, Kommunismus in Deutschland 1918–1945, Darmstadt 1983 mit dem zentralen Begriff der „Stalinisierung", der besonders die Außensteuerung der KPD durch die KPdSU und die Komintern hervorhebt. Vgl. zur Betonung der frühen endogenen Entwicklungen innerhalb der kommunistischen Bewegung insgesamt und innerhalb der KPD zu einer Bolschewisierung Klaus Michael Mallmann, Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung, Darmstadt 1996 (dessen sozialgeschichtliche Erweiterung der KPD-Geschichtsschreibung zur Zeit in der Diskussion ist), bes. S. 54–83 und S. 339–365 zu den hier angesprochenen innerparteilichen Auseinandersetzungen. Vgl. ausführlich zur Entwicklung von KPD und Leninbund mit allen Wendungen Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund, a. a. O.; Siegfried Bahne, Zwischen „Luxemburgismus" und „Stalinismus". Die „ultralinke" Opposition in der KPD, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg. 11 (1961), S. 359–383; Siegfried Bahne, „Sozialfaschismus" in Deutschland. Zur Geschichte eines politischen Begriffs, in: International Review of Social History, Jg. 10 (1965), S. 227 f.; Siegfried Bahne, Der Trotzkismus in Deutschland 1931–33. Ein Beitrag zur Geschichte der KPD und der Komintern, Heidelberg 1959 (Diss.), S. 89 ff.; Pierre Broué, Die deutsche Linke und die russische Opposition 1926–1928, Köln 1989; vgl. auch Hans Schafranek, Das kurze Leben ..., a. a. O.; vgl. Pierre Broué, L'Opposition Internationale de Gauche dans le Comintern, in: Centenaire Jules Humbert-Droz, Colloque sur l'Internationale communiste, La Chaux-de-Fonds 25–28 Septembre 1991, Actes, La Chaux-de-Fonds 1992, S. 301 ff. und S. 311 f.; Annegret Schüle, Trotzkismus in Deutschland bis 1933. „Für die Arbeitereinheitsfront zur Abwehr des Faschismus", Köln 1989; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 407 ff.; Von der proletarischen Freidenkerjugend ..., a. a. O., S. 48 ff.; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 37–68 und S. 74–92.

9 Zum Beispiel Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund, a. a. O., S. 238 zu erneuter Spaltung und dann zwei unter demselben Namen existierenden Gruppen. Wie die Mehrheit führte auch die Minderheit um Kurt Landau den Namen weiter. Die Gruppen orientierten sich an den Zeitungen „Permanente Revolution" und „Der Kommunist" (die Gruppe um Kurt Landau beschränkte sich weitgehend auf Berlin; sie wurde im März 1934 von der Gestapo aufgerollt). Hans Schafranek, Das kurze Leben ..., a. a. O.; Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 26; Hartmut Mehringer, Trotzkisten, a. a. O., S. 309 f.; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 134–143. Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 9, zur „Vereinigten Opposition" aus trotzkistischer „Linker Opposition" und der Oppositionsgruppe um Sinowjew ab ca. 1926, zu der Fischer, Maslow und Urbahns gehörten, und S. 60–72 zur Spaltung der LO; Annegret Schüle, Trotzkismus ..., a. a. O., 1989, S. 75 ff. Vgl. auch Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 3 und S. 413 ff.; Siegfried Bahne, Trotzkismus ..., a. a. O., S. 192 ff.; Von der proletarischen Freidenkerjugend ..., a. a. O., S. 77.

Linksopposition ist kaum zu bestimmen, zumal sie selbst sich auch Gruppen oder Fraktionen, die zunächst bis zu ihrem Ausschluß noch in der KPD wirkten, zurechnete. Ende 1932 soll diese in vielen Merkmalen als politische Sekte erscheinende Gruppierung etwa 600 Mitglieder gehabt haben; ihre Zeitung „Permanente Revolution" hatte eine Auflage von 5000 Exemplaren.[10]

In Gelsenkirchen, wo die linke Fischer-Maslow-Zentrale der KPD zahlreiche Anhänger gehabt hatte und wo auch maßgebliche Vertreter der Linken und Ultralinken aus der KPD ausgeschlossen worden waren, verfügte der Leninbund über einige Anhänger und eine Ortsgruppe. Bei der Reichstagswahl am 20. Mai 1928 erhielt der Leninbund 621 Stimmen (0,4 Prozent), bei der Preußischen Landtagswahl am selben Tag 666 Stimmen (0,4 Prozent), bei der Wahl zum Westfälischen Provinziallandtag am 17. November 1929 517 Stimmen (0,4 Prozent). Im Stadtteil Buer bestand eine Gruppe von ehemals „Ultralinken", die sich zu der Gruppe „Kommunistische Politik" um Karl Korsch, einer weiteren linksoppositionellen Gruppierung, bekannte und mit dem Leninbund kooperierte.[11] Kontinuitätslinien zwischen dem Leninbund und der trotzkistischen Linksopposition, die mit Trotzki eine eigenständige, als sektiererisch verstandene Beteiligung an Wahlen ablehnte, sind nicht nachzuweisen.

Die Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition entstand zwischen Juni 1931 und Juni 1932 und umfaßte angeblich bis zu 15 Mitglieder. Organisatorisch (außerhalb der KPD) konstituierte sich die LO in Gelsenkirchen wahrscheinlich im Frühjahr 1932, als drei KPD-Mitglieder nach dem Verkauf von angeblich 700 trotzkistischen Broschüren „wegen Parteizersetzung und Fraktionsarbeit" aus ihrer Partei ausgeschlossen wurden. Die Gelsenkirchener Exkommunisten sahen in ihrer Tätigkeit kein Eintreten für den Trotzkismus, sondern die „Einhaltung der marxistisch-leninistischen Grundsätze, die in den letzten 9 Jahren durch Stalin [...] verdrängt und mit Füßen getreten worden" seien. Obwohl in der Gelsenkirchener KPD Sympathien für die Ausgeschlossenen bestanden und auch offenbar weitere etwa 15 Kommunisten aus der KPD ausgeschlossen wurden, folgte ihnen kaum jemand.[12]

Ideologisch betrachtet, führt die Darstellung der inhaltlichen Vorstellungen der deutschen Trotzkisten mitten hinein in die Irrungen und Wirrungen russischer bzw. sowjeti-

10 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 26; Annegret Schüle, Trotzkismus ..., a. a. O., S. 83; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 75 und S. 77; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 416; Von der proletarischen Freidenkerjugend ..., a. a. O., S. 80; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 117; Hartmut Mehringer, Trotzkisten, a. a. O., S. 309; Hans Schafranek, Das kurze Leben ..., a. a. O., S. 244.

11 Stefan Goch, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung ..., a. a. O., S. 298–302., S. 343 ff. und S. 355 ff. mit entsprechenden Quellenangaben; Jürgen Pastowski, Wahlen im Gebiet der heutigen Stadt Gelsenkirchen 1924–1930, Bochum 1989 (Magisterarbeit), S. 147 f.; Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund ..., a. a. O., S. 96 und S. 125; Siegfried Bahne, „Luxemburgismus" ..., a. a. O., S. 370 ff.; Beatrix Herlemann, Kommunalpolitik der KPD im Ruhrgebiet 1924–1933, Wuppertal 1977, S. 27, S. 31, S. 58, S. 72, S. 209, S. 273, S. 279 ff. und S. 313.

12 Annegret Schüle, Trotzkismus ..., a. a. O., S. 84 f. (nach einem Bericht von Anton Grylewicz, in: Internationales Bulletin der Kommunistischen Linksopposition, dt. Ausgabe, Nr. 17, Juni 1932) und S. 93 (nach Permanente Revolution, Jg. 2, Nr. 10, Mitte Mai 1932, S. 11 [Zitat]) und S. 94 f. (nach Permanente Revolution, Jg. 2, Nr. 11, Anfang Juni, S. 10). Vgl. Von der proletarischen Freidenkerjugend ..., a. a. O., S. 78. Siehe auch Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 76 und S. 77 zur vorwiegenden Rekrutierung von Arbeitern durch die LO, die für Gelsenkirchen nicht zu beobachten ist.

scher Politik in der Zeit Stalins und des Kurses der Kommunistischen Internationale nach dem Ausbleiben der (west)europäischen Revolution. Der Begriff des Trotzkismus wurde vorwiegend als Kampfbegriff gegen „Abweichungen" von der „wahren Lehre (des Marxismus-Leninismus)" gebraucht und unterlag dabei selbst wieder im historischen Ablauf erheblichen Wandlungen. Während der Begriff wohl schon in der russischen Revolution von 1905 auftauchte, wurde er später fast zum Sammelbegriff für Vorstellungen, die sich wirklich oder vermeintlich vom Stalinismus abhoben oder letzteren kritisierten.[13] Als Selbstbezeichnung fand der meist als verleumderisch verstandene Begriff offenbar wenig Verbreitung. Leo Trotzki (Lev Davidovitch Bronstein) (1879–1940), der Namensgeber und „Hauptproduzent" der entsprechenden Ideologie, hatte sich Lenins Bolschewisten angeschlossen, nachdem er zuvor eher den Menschewisten zugeneigt gewesen war, und hatte in der russischen Oktoberrevolution und der nachfolgenden Zeit des Bürgerkrieges eine herausragende Rolle gespielt. Trotzki unterlag nach dem Tode Lenins Stalin, wurde schließlich 1927 aus der KP ausgeschlossen und nach der Verbannung aus der Sowjetunion ausgewiesen. Zunächst fand er Zuflucht in der Türkei, dann in Frankreich, schließlich in Norwegen und 1937 bis zu seiner Ermordung am 21. August 1940 in Mexiko.[14]

Die im Lebenslauf Leo Trotzkis oberflächlich zum Ausdruck kommende Auseinandersetzung zwischen Stalin und den Stalinisten und Trotzki und dem Trotzkismus hatte sicher auch machtpolitische Hintergründe. Ideologisch ging es aber darum, wie die Ideologie der Bolschewisten der Stabilisierung der kapitalistischen Staaten ab etwa 1924 und dem Ausbleiben der Weltrevolution angepaßt werden konnte und ob man überhaupt wesentliche ideologische Wendungen vollziehen mußte. Während Trotzki in seiner Vorstellung von der „permanenten Revolution" weiter auf Internationalismus, Weltrevolution und die alten (leninistischen) Vorstellungen setzte, sich und seine Anhänger als die einzig wahren Fortsetzer des Marxismus-Leninismus begriff und sich in der „Tradition des roten Oktober" sah, entwickelte Stalin das Konzept des „Sozialismus in einem Lande", das schließlich die kommunistische Politik bzw. die der Kommunistischen Internationale und der dieser angeschlossenen Parteien auf die Sicherung der Interessen der Sowjetunion fixierte. Als 1928/29 die Politik der kommunistischen Weltbewegung bei gleichzeitiger radikaler Wendung der innersowjetischen Politik zur überstürzten Industrialisierung und Zwangskollektivierung erneut eine „ultralinke" Wendung vornahm und nunmehr zur „Eroberung der Mehrheit der Arbeiterklasse" eine „Einheitsfront von unten" propagierte bei gleichzeitiger Diffamierung der Sozialdemokratie als „sozialfaschistisch", machte Trotzki diese Wendung, die zu einer Selbstisolierung der Kommunisten führte, nicht mit und hielt angesichts der erkannten Gefahr des Faschismus an der Möglichkeit von taktischen Bündnissen mit Sozialdemokraten und der Forderung nach

13 Vgl. Siegfried Bahne, Trotzkismus ..., a. a. O., S. 23; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 1 ff.

14 Vgl. zum Aufenthalt in Mexiko und zum Attentat auf Trotzki: Mexico 1937–1940. Texte de Alain Dugrand, Portrait par James T. Farrel. Postface, chronologie et bibliographie de Pierre Broué, Paris 1988; Pierre Broué, Trotsky, Paris 1988; vgl. zur notwendigerweise umstrittenen Einschätzung Trotzkis: Leo Trotzki. Kritiker und Verteidiger der Sowjetgesellschaft. Hrsg. von Theodor Bergmann und Gert Schäfer, Mainz 1993.

einer proletarischen Einheitsfront fest.[15] Bis 1933 hoffte man bei den Trotzkianhängern, durch die Bildung von Kadern und die Beeinflussung von außen insbesondere die KPD auf den „richtigen Weg" zurückbewegen zu können, nach der Zerschlagung der KPD in Deutschland und dem offensichtlichen Scheitern der kommunistischen Politik gegenüber dem aufsteigenden Faschismus begab man sich zunehmend in Richtung einer dann mit dem Aufbau einer Vierten Internationale vollzogenen Verselbständigung bzw. Neugründung einer kommunistischen (Welt-)Partei.[16]

„Machtergreifung", Untergrundarbeit und Exil

Nach den späteren Ermittlungen der Generalstaatsanwaltschaft beim Oberlandesgericht Hamm gehörten etwa 20 Personen zu der Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition. Die bezüglich ihrer lebensgeschichtlichen und politischen Herkunft recht heterogene Gruppe wurde zusammengehalten durch die Unzufriedenheit mit allen Arbeiterparteien. Vor allem die KPD wurde nicht nur wegen ihrer inneren Stalinisierung, sondern auch wegen ihres gegen die SPD gerichteten, mit der Diffamierung der Sozialdemokraten als „Sozialfaschisten" verbundenen Kurses und der Zusammenarbeit mit der extremen Rechten, beispielsweise beim Volksentscheid gegen die preußische Landesregierung 1931, kritisiert.[17] Möglicherweise wird man nicht alle mehr oder weniger fest an die Gruppe gebundenen Mitglieder als Trotzkisten bezeichnen können, doch traten einige der Mitglieder der Gelsenkirchener Gruppe an bedeutender Stelle bei den trotzkistischen Organisationen hervor, wie auch die „Linke Opposition (Bolschewiki-Leninisten)" als erste eigentlich trotzkistische und selbständige Organisation in Deutschland zu gelten hat.[18] Vor 1933 waren die Köpfe der Gruppe in Gelsenkirchen der schon seit der Novemberrevolution der KPD mindestens nahestehende Musiker Joseph Weber, der den Kommunisten nahestehende Dramaturg Hermann Krelaus und der Maler und Zeichner Franz Meyer, der zuvor im KJVD aktiv war.[19] Die Gelsenkirchener Gruppe hatte bereits

15 Zur Ideologie des Trotzkismus vgl. Siegfried Bahne, Trotzkismus ..., a. a. O., zur Beurteilung Deutschlands S. 92–139, zur frühen Warnung vor dem Nationalsozialismus insbes. S. 99 ff., zur „Tradition des roten Oktober" S. 146; Annegret Schüle, Trotzkismus ..., a. a. O., S. 63–69. Vgl. Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 21–35. Mit antitrotzkistischer Interpretation Alexander von Plato, Zur Einschätzung der Klassenkämpfe in der Weimarer Republik: KPD und Komintern, Sozialdemokratie und Trotzkismus, Berlin 1973.

16 Vgl. Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 177; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 163 ff.

17 Nach den Ermittlungsunterlagen der Generalstaatsanwaltschaft (GStAw) beim Oberlandesgericht (OLG) Hamm, 1. Instanz (Inst.), in: Nordrhein-Westfälisches Staatsarchiv Münster (STAM), 8871 (Aktenzeichen 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam (BAP), NJ 13125; auch in: Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HSTAD), Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düsseldorf (Düs), 9454. Zur Existenz der Gruppe 1932 auch: Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund, a. a. O., S. 240 nach einem Bericht der Leitung der „Linken Opposition (Bolschewiki-Leninisten)". Zur Ideologie: Siegfried Bahne, Der Trotzkismus ..., a. a. O., S. 158 ff.

18 Vgl. Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund, a. a. O., S. 235 und S. 240 zur Existenz der Gelsenkirchener Gruppe im Widerstand.

19 HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 15233 mit Urteil (Volksgerichtshof (VGH) 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936; Anklageschrift (VGH 9 J 12/36) vom 5. 8. 1936, Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936, in: BAP, NJ 8913. Zur Biographie Webers: Joseph Weber, „Dinge der Zeit". Kritische Beiträge zu Kultur und Politik, Hamburg und Berlin 1995, S. 16–28; Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 333; Wolfgang

vor 1933 Kontakt zur Berliner LO-Leitung und wurde mit der „Permanenten Revolution" beliefert.[20]

Vor der „Machtergreifung" der Nationalsozialisten dürfte das Grüppchen der Links-Opposition kaum öffentlich hervorgetreten sein. In erster Linie handelte es sich um einen intellektuellen Diskussionszirkel, der sich bemühte, Einfluß auf die KPD zu gewinnen. Eine spätere Beschlagnahme von schriftlichen Unterlagen zeigte, daß die Gruppe offenbar aus dem ganzen Spektrum der Arbeiterbewegung über Diskussionsmaterial verfügte. Die Diskussionen der Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition wurden auch fortgesetzt, als die Nationalsozialisten an die Macht gelangt waren. Vorübergehende Unterbrechungen gab es wohl, weil ein Teil der Mitglieder der Links-Opposition sich angesichts drohender Verhaftungen noch 1933 ins Ausland absetzte und in klarer Erkenntnis der Konsequenzen der Übernahme der Macht durch die Nationalsozialisten aus Deutschland floh (z. B. Joseph Weber über Amsterdam nach Paris, Hermann Krelaus und der SAP-Mann Fritz Rogge zunächst in die Niederlande). Eine Reihe von Mitgliedern der Links-Opposition, insbesondere die jüdischen, nahmen ein Studium im Ausland auf (z. B. H. L. mit seiner Frau, sein Bruder L. L. und A. S.).[21] Zunächst diskutierte man die Briefe der Geflohenen, die die Freunde in der Heimat erreichten. Auch wurden die Flüchtlinge in ihren Zufluchtsländern z. T. von den in Gelsenkirchen gebliebenen Gruppenmitgliedern besucht, und insbesondere die im Ausland studierenden jüdischen Mitglieder der Gruppe besuchten Gelsenkirchen und dort ihre Eltern und Freunde.[22]

Reichsweit hatte die LO bereits nach dem 20. Juli 1932, dem Tag des „Preußenschlages" der antidemokratischen Regierung von Papen gegen die demokratische Regierung im Land Preußen, mit Vorbereitungen auf die Illegalität begonnen. Als Organisationsprinzip soll sich die Bildung von untereinander unabhängigen Fünfergruppen, die allerdings auch später in Gelsenkirchen nicht zu beobachten waren, in der LO durchgesetzt haben. Nur ein Kontaktmann dieser Gruppe sollte jeweils Kontakt mit anderen Gruppen bzw. übergeordneten Organisationsebenen übernehmen. Wie die Entwicklung der Gelsenkirchener Gruppe zeigte, gelang es dieser aber wohl auch ohne Fünfergruppen, eine recht sichere illegale Organisation aufzubauen, was allerdings auch in einer kleinen politischen Gruppe, in der sich die Mitglieder untereinander ja bereits lange kannten,

[Forts. von Anm. 19]
Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 265; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 210 und S. 358 f. Zur Biographie Meyers: Franz Meyer, Flucht aus Deutschland. Bilder aus dem Exil, Frankfurt a. M. 1984. Zur Biographie Krelaus': Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte München und der Research Foundation for Jewish Immigration, Bd. 2: The arts, sciences and literature, München, New York, London und Paris 1983, S. 664; vgl. auch Herbert Knorr, Zwischen Poesie und Leben. Geschichte der Gelsenkirchener Literatur und ihrer Autoren von den Anfängen bis 1945, Essen 1995, S. 388 f.und S. 527 f.

20 Selbstdarstellung von K. M. und Franz Meyer aus dem niederländischen Exil zur Entlastung von R. M. vom 6. 8. 1934, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 2622 (OLG Hamm O. J. 389/34).

21 Vgl. auch: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 36193. Nach Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 129, könnte der Studienaufenthalt eine spezifische konspirative Methode der LO gewesen sein.

22 Anklageschrift vom 6. 3. 1936, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8872 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454.

nicht so schwierig war.[23] Aufgrund der Unzufriedenheit vieler Kommunisten soll die LO-Organisation im Sommer 1933 reichsweit auf etwa 1000 Sympathisanten angewachsen sein.[24]

Insgesamt gingen etwa 50 bis 70 Mitglieder der LO bald nach der „Machtergreifung" ins Exil. Nachdem zunächst der Schwerpunkt des LO-Exils in Prag gelegen hatte, etablierte sich im Sommer 1933 ein Auslandskomitee der LO in Paris. Das bei einer Konferenz der LO am 12. März 1933 in Leipzig gebildete Auslandskomitee bestand zunächst aus fünf, später aus acht Mitgliedern: Erwin Bauer (Erwin Ackerknecht), Eiffel (Paul Kirchhoff), Lehmann (Samuel Hundert), Stahl (Arthur Goldstein), Schmidt (Willy Schmuschkowitz), Oskar Fischer (Otto Schüssler), N. Braun (Erwin Wolff) und Johre (Joseph Weber aus Gelsenkirchen).[25]

Eine wesentliche Aufgabe der Auslandsorganisation der Links-Opposition war die Herstellung der illegalen Halbmonatszeitung „Unser Wort", die an die Stelle des verbotenen Organs „Permanente Revolution"[26] trat. In der ersten Ausgabe von „Unser Wort" beschrieb die Linke Opposition ihre politische Position: „Die Internationale Linke Opposition steht auf dem Boden der ersten vier Kongresse der Komintern. Das bedeutet nicht, daß sie sich vor jedem Buchstaben ihrer Beschlüsse verneigt, von denen manche rein konjunkturellen Charakter hatten und die sich in einzelnen praktischen Schlußfolgerungen durch die weitere Praxis widerlegt erwiesen. Doch alle wesentlichen Leitsätze (Verhältnis zum Imperialismus und zum bürgerlichen Staat; zu Demokratie und Reformismus; Problem des Aufstands; Diktatur des Proletariats; Verhältnis zu Bauernschaft und den unterdrückten Nationen; Sowjets; Arbeit in den Gewerkschaften; Parlamentarismus; Einheitsfrontpolitik) bleiben auch heute der höchste Ausdruck der proletarischen Strategie in der Krisenepoche des Kapitalismus."[27]

Die erste Ausgabe von „Unser Wort" erschien noch im Frühjahr 1933 mit Hilfe der tschechoslowakischen LO-Sektion in Prag. Als sich dann die eigentliche Leitung der Exilorganisation der Links-Opposition in Paris etablierte, wurde auch die Zeitung ab September 1933 dort herausgegeben. An der Zeitung arbeitete auch der Gelsenkirchener Joseph Weber mit, der in der LO eine wichtige Rolle spielte. Wesentliche Mitarbeiter von „Unser Wort" saßen auch in Antwerpen. Dort kümmerte sich in der bedeutenden LO-Exilgruppe u. a. der Gelsenkirchener Franz Meyer (mit Fritz Besser) um die Herstellung der Zeitung. Insgesamt erschien die Zeitung der Links-Opposition zwischen 1933 (1. Jahrgang) und 1940 (8. Jahrgang) in Prag, dann in Paris, ab 1937 in Antwerpen und

23 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 66; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 158; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 418.

24 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 67; Hartmut Mehringer, Trotzkisten, a. a. O., S. 309.

25 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 126; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 159 f.; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 419; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 210.

26 Vgl. Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund, a. a. O., S. 239.

27 Zitiert nach: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 15233 mit Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936; Anklageschrift (VGH 9 J 12/36) vom 5. 8. 1936, Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936, in: BAP, NJ 8913.

schließlich ab 1940 in New York, dem Hauptzufluchtsort der deutschen Trotzkisten.[28] Franz Meyer stellte auch Karikaturen, Propagandazeichnungen (bzw. Linolschnitte) für zahlreiche Zeitungen und Flugblätter („La Lutte ouvrière" der belgischen Parti Socialiste Révolutionaire [PSR], „De Nieuwe Fakkel" und „De Rode October" und „De Arbeid" der niederländischen Revolutionaire Socialistische Arbeiders Partij [RSAP] und „De Baanbreker" der Revolutionair Socialistische [RSP] und des Nationaal Arbeids-Secretariaat [NAS]) her, dabei benutzte er das Pseudonym „Holz" (oder „H." wegen seiner Liebe zu Holz- und Linolschnitten).

Am Sitz der Auslandsleitung der LO in Paris befand sich auch das „Internationale Sekretariat" der „Internationalen Linken Opposition" bzw. auch „Internationalen Linksopposition" (mit Vertretern aus Frankreich, Deutschland, den Niederlanden, Spanien, Italien, der Tschechoslowakei, Ungarn, den USA und Belgien), das einem „Internationalen Büro" unterstand, das mit Vertretern der nationalen Sektionen quasi ein internationales Leitungsgremium der nationalen linksoppositionellen Gruppen darstellte. Die „Internationale Linke Opposition" war als „Fraktion der Komintern" bereits am 6. April 1930 in Paris gegründet worden. Im Februar 1933 wurde auf einer „Vorkonferenz" ein weiterer Schritt in Richtung auf eine auch internationale Verselbständigung der Trotzkisten getan, als in Paris „Elf Punkte" in einer Erklärung („Die Internationale: Ihre Aufgaben und Methoden") formuliert wurden, die fortan den Kern der trotzkistischen Linie umrissen. Die Trotzkisten stellten sich nochmals auf den Boden der Beschlüsse der ersten vier Kongresse der Kommunistischen Internationale und forderten die Unabhängigkeit der proletarischen, auch innerparteilich demokratisch zu organisierenden Klassenpartei, die Verteidigung der Sowjetunion trotz der Verurteilung der (ökonomischen) Politik unter Stalin, die Arbeit *in* den Arbeiterorganisationen (ohne diese zu spalten) und betonten den internationalen und permanenten Charakter der Revolution und unter Ablehnung der „Sozialfaschismusthese" die aktuell notwendige Einheitsfrontpolitik auch unter Anwendung demokratischer Übergangsforderungen. Nach einem weiteren Zusammentreffen der trotzkistischen Opposition im August 1933 nannte man den internationalen Zusammenschluß der trotzkistischen Organisationen „Liga der Kommunisten-Internationalisten" und stellte angesichts der Niederlage der deutschen Kommunisten gegen den Nationalsozialismus Überlegungen zur vollständigen Neubildung einer kommunistischen Internationale und kommunistischer Parteien an. Zwischen 1934 und 1936 gehörten dem Internationalen Sekretariat auch wieder Ruth Fischer und Arkadij Maslow als kooptierte bzw. ordentliche Mitglieder an, was wiederum die Auseinandersetzungen in der deutschen Organisation verschärfte.[29] Als Teil der

28 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 126, S. 129, S. 161 und S. 252; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 158 f.; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 420. Vgl. Franz Meyer, Flucht aus Deutschland, a. a. O., Einleitung, S. IV; Joseph Weber, Dinge der Zeit, a. a. O., S. 17.

29 Les Congrès de la Quatrième Internationale, Volume I: Naissance de la IV[e] Internationale 1930–1940. Ed. par Rodolphe Prager, Paris 1978, bes. S. 33–120; Ruth Fabian und Corinna Coulmas, Die deutsche Emigration in Frankreich nach 1933, München, New York, London und Paris 1978, S. 54; Ursula Langkau-Alex, Volksfront für Deutschland, a. a. O., S. 42 und S. 230; Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund, a. a. O., S. 235; Siegfried Bahne, Der Trotzkismus ..., a. a. O., S. 203 f.; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 213 f. und S. 243–247; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 34 f. und S. 153; Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 103 und S. 154, auch zu Differenzen; Pierre Broué,

Internationalen Linken Opposition gab sich die (deutsche) LO ab etwa Anfang 1934 den Namen „Internationale Kommunisten Deutschlands (IKD)". Den IKD schlossen sich neben einigen jüngeren Kommunisten auch einige Sozialdemokraten an, die sich im Exil von der Linie des Sopade-Vorstands getrennt hatten.[30]

Widerstand in Westdeutschland

Die Diskussionen der LO-Gruppe in Gelsenkirchen intensivierten sich offenbar im Verlauf des Jahres 1933, und es entstand ein zunehmendes Bedürfnis nach schriftlichem Material. Mittlerweile waren der Gelsenkirchener Schlosser Paul Maaß und der in Wanne-Eickel wohnende frühere Zechenarbeiter und nunmehrige Musiker Karl Mänz, der schon länger, vielleicht schon seit der Gründungszeit, mit der Links-Opposition in Verbindung stand, in eine gewisse Führungsrolle in der Gruppe hineingewachsen. Insbesondere Paul Maaß, der als Montagearbeiter leicht ins Ausland fahren konnte, hatte die Möglichkeit, illegale Schriften zu beschaffen, insbesondere das trotzkistische Blatt „Unser Wort".[31]

Wie gefährlich die illegale Tätigkeit der Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition war, zeigt die Tatsache, daß offenbar im Frühjahr 1934 die Gestapo auf sie aufmerksam geworden war. Nach einer Denunziation wurde bei einer Haussuchung am 16. März 1934 bei R. M. in Gelsenkirchen umfangreiches Schriftenmaterial gefunden. Der Gestapo gelang es, einige Personen festzunehmen, die möglicherweise direkt zu der Gruppe gehörten oder aber Kontakt zu ihr hatten. Diese Verbindung ergibt sich aus dem beschlagnahmten Schriftenmaterial. Unter anderem wurde neben KPD-Schriften auch „Die Wahrheit – Nachrichtenblatt der Bolschewiki-Leninisten, Nr. 11 vom Mai 1933" und weiteres Material trotzkistischer Herkunft beschlagnahmt. In einem Verfahren des Oberlandesgerichts Hamm (O. J. 389/34) wurde nur der Elektromonteur R. M. am 4. August 1934 wegen Besitzes kommunistischer Druckschriften zu einem Jahr und drei Monaten Gefängnis verurteilt. Drei weitere Angeklagte wurden freigesprochen. Allerdings hatte die Gestapo offenbar doch einigen Einblick in die Aktivitäten der Widerstandsgruppe gewonnen.

[Forts. von Anm. 29]
Trotzkis Kampf für den Aufbau der IV. Internationale (1933–1940), Dortmund 1982, S. 34 ff. Die „Grundprinzipien der Linken Opposition – Die Internationale Linksopposition – Ihre Aufgaben und Methoden (Zur bevorstehenden internationalen Konferenz)" sind abgedruckt in: Die kommunistische Alternative. Texte der Linken Opposition und der IV. Internationale 1932–1985. Hrsg. von Wolfgang Alles, Frankfurt a. M. 1989, S. 48–57 (Die Internationale Linksopposition. Ihre Aufgaben und Methoden [Zur bevorstehenden internationalen Konferenz] vom Februar 1933, beruhend auf Trotzkis Überlegungen vom Dezember 1932). Vgl. Pierre Broué, Trotsky, a. a. O., S. 769–790; Annegret Schüle, Trotzkismus ..., a. a. O., S. 76 f. Vgl. auch Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 253–260 und S. 420 f.

30 Ursula Langkau-Alex, Volksfront für Deutschland, a. a. O., S. 73 f.; Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 181. Vgl. Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund, a. a. O., S. 242; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 208.

31 Nach den Ermittlungsunterlagen, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871 – Ermittlungsunterlagen, 8872 – Anklageschrift vom 6. 3. 1936 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454. Zu Karl Mänz für Gelsenkirchen schon in der Gründungszeit der LO vgl. Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 117.

K. M., der Bruder von R. M. und LO-Mitglied, und der Zeichner Franz Meyer galten nun für die Gestapo als flüchtig, nach ihnen wurde gefahndet. Die zunächst nicht weiter verfolgten Vermutungen der Gestapo stimmten: Nach der Haussuchung am 16. März 1934 waren K. M. und Franz Meyer überstürzt in die Niederlande geflohen. Um R. M. vor der Verfolgung durch die nationalsozialistischen Behörden zu bewahren, taten K. M. und Franz Meyer einen ungewöhnlichen und mutigen Schritt: Aus ihrem zunächst sicheren niederländischen Exil schrieben sie an den Präsidenten des Oberlandesgerichts in Hamm und stellten das Verstecken der Schriften als ihr Werk dar, von dem R. M. nichts wußte. Die Selbstbezichtigung der beiden Flüchtlinge stimmte weitgehend mit den Äußerungen von R. M. in den Verhören überein, der allerdings zugab, von der Existenz der Kisten mit schriftlichem Material gewußt zu haben. Die Selbstbezichtigung ging allerdings zu spät in Hamm ein und änderte auch nachträglich nichts am Ergebnis des Prozesses. Ob R. M. nun von den versteckten Schriften wußte oder nicht, in jedem Falle handelte es sich offenbar um das von der LO in Gelsenkirchen zurückgelassene Material, wobei dieses eine außerordentliche Breite zeigte, von Schriften der Sozialdemokratie, der Linkssozialisten, der Kommunisten bis eben zu Materialien der Links-Opposition. Die gefundenen 132 Schriften belegten auch das hohe theoretische Niveau der in der LO geführten Diskussionen. Die noch in Gelsenkirchen existierende LO-Widerstandgruppe wurde aber trotz der Festnahmen der Gestapo nicht bekannt, sie konnte offenbar wegen des Schweigens der Verhafteten unbeschadet weiterarbeiten.[32]

Für die Gelsenkirchener Gruppe entfaltete insbesondere Paul Maaß trotz der Bedrohung durch die nationalsozialistischen Verfolgungsbehörden eine erhebliche Aktivität. Er besuchte beispielsweise auf Veranlassung von Franz Meyer Hermann Krelaus Anfang 1934 in Amsterdam.[33] Diese Kontakte kamen nicht nur zustande, weil diese ins Exil geflohenen LO-Mitglieder aus Gelsenkirchen stammten, sondern für die Auslandsorganisation der LO war Hermann Krelaus, der noch Ende 1933 emigriert war, in Amsterdam Ansprechpartner für die westdeutschen Gruppen.[34] Ein weiteres Mal traf Paul Maaß Hermann Krelaus im Mai/Juni 1934. Kontakte bestanden auch zu Joseph Weber, der 1933 ins Exil nach Amsterdam gegangen war und später in Paris lebte. Anläßlich des Besuchs in den Niederlanden im Mai/Juni 1934 traf Paul Maaß auch mit diesem zusammen. Über einen Kurier erhielt auch Karl Mänz die Zeitung „Unser Wort", wahrscheinlich aus Paris von dem führenden Mitglied der Auslandsleitung Bauer (Erwin Ackerknecht). Bei einem längeren Aufenthalt in Belgien Anfang 1935, er arbeitete dort auf Montage, traf Paul Maaß mit dem Anfang 1935 aus den Niederlanden nach Belgien ausgewiesenen Franz Meyer zusammen. Im Mai 1935 besuchte dann Paul Maaß eine niederländische Freundin, die er bei seinem ersten Belgienaufenthalt kennengelernt hatte. Bei dieser Gelegenheit traf er

32 STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 2622 – Ermittlungsunterlagen, Urteil (OLG Hamm O. J. 389/34) vom 4. 8. 1934, 2623 – Urteil (OLG Hamm O. J. 389/34) vom 4. 8. 1934, 2624, 2625 – Anklageschrift vom 20. 6. 1934 (OLG Hamm O. J. 389/34); Anklageschrift (OLG Hamm O. J. 389/34) vom 20. 6. 1934, Urteil (OLG Hamm O. J. 389/34) vom 4. 8. 1934, in: BAP, NJ 14105; Selbstdarstellung von K. M. und Franz Meyer aus dem niederländischen Exil zur Entlastung von R. M. vom 6. 8. 1934, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 2622 (OLG Hamm O. J. 389/34).

33 HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 15233 mit Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936; Anklageschrift (VGH 9 J 12/36) vom 5. 8. 1936, Urteil (VGL 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936, in: BAP, NJ 8913.

34 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 129.

wiederum mit Franz Meyer zusammen, berichtete aus dem „Dritten Reich" und erhielt illegale Schriften wie „Unser Wort".[35] Eine weitere Zeitung, die von Paul Maaß von dessen Auslandsreisen mitgebracht wurde, war das „Bulletin der internationalen Kommunisten". Nach der späteren Auffassung der Ermittlungsbehörden war die Gelsenkirchener LO-Gruppe führend für die Links-Opposition bzw. „Trotzki-Gruppe" in Westdeutschland, weil dort Kontakt zu dem ehemaligen Leiter der Gelsenkirchener Gruppe, Joseph Weber, der ja auch Mitglied des Auslandskomitees der LO war, bestand.[36] Da zunächst nur eine geringe Anzahl der illegalen Schriften beschafft werden konnte, wanderten diese in der westdeutschen Gruppe von Hand zu Hand und wurden anschließend gemeinsam bzw. in kleinen Gruppen diskutiert. Auch wurden die eingeschmuggelten Schriften mit der Schreibmaschine zum Teil vervielfältigt.[37] Zur Bestreitung der anfallenden Kosten wurde eine gemeinsame Kasse geführt, in die die Beteiligten Beiträge zahlten.[38]
Die Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition nahm nach der Herstellung der Kontakte zur Auslandsorganisation und der Regelung des Schmuggels illegaler Schriften bald Verbindung zu Gruppen der Umgebung auf. Mit einer Gruppe in Solingen traf Paul Maaß im Frühjahr 1934 zusammen, als er dort auf Montage arbeitete. Dieser Kontakt nach Solingen wurde auch von Karl Mänz fortgeführt. Darüber ergaben sich neue Kontakte nach Neuss und Köln. Karl Mänz und Paul Maaß hielten fortan über verschiedene Zusammentreffen die Verbindungen nach Köln, Solingen und Neuss aufrecht und gaben auch illegale Schriften dorthin weiter.[39] Eine weitere Verbindung bestand wahrscheinlich nach Duisburg bzw. Hamborn, wo es seit 1931 auch Anhänger der „Linken Opposition der KPD" und wohl auch Anhänger der Korsch-Gruppe gegeben hatte bzw. noch gab.[40]

Ideologische Konflikte im Exil

Während in Gelsenkirchen illegal Zeitungen verbreitet und Diskussionen geführt wurden, zeigten sich im LO-Auslandskomitee schon bald tiefgreifende ideologische Konflikte. Diese brachen nach den Diskussionen der Internationalen Links-Opposition im August 1933 über die Schaffung einer neuen Partei und Internationale (auch mit der SAP) in einer Kontroverse um die einzuschlagende Taktik Ende 1933 offen aus. Es wurde

35 HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 15233 mit Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936; Anklageschrift (VGH 9 J 12/36) vom 5. 8. 1936, Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936, in: BAP, NJ 8913.

36 Nach den Ermittlungsunterlagen, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454.

37 Nach STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871 – Ermittlungsunterlagen, 8872 – Anklageschrift vom 6. 3. 1936 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454.

38 Lt. Anklageschrift vom 6. 3. 1936, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8872 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454.

39 HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 15233 mit Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936; Anklageschrift (VGH 9 J 12/36) vom 5. 8. 1936, Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936, in: BAP, NJ 8913; HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454.

40 HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 842.

diskutiert, ob möglicherweise durch den Eintritt in sozialistische Parteien und Fraktionsbildung oder eine entsprechende Beteiligung an den Aktivitäten der linkssozialistischen Gruppierungen die trotzkistische Bewegung gestärkt werden könnte. Diese Strategie des Entrismus vertrat vorübergehend auch Trotzki. Als dann im Sommer 1934 die französische Sektion der Liga der Kommunisten-Internationalisten zu Section Française de L'Internationale Ouvrière (SFIO) übertrat, spaltete sich das Auslandskomitee wegen der „französischen Wendung" bzw. der Einschätzung dieses Schrittes. Die Mehrheitsfraktion im Auslandskomitee um Erwin Bauer (Erwin Ackerknecht) lehnte den Schritt der französischen Gruppe als „Liquidatorentum" ab. Trotz der Unterstützung durch bedeutende Teile der Inlandsorganisation und andere einflußreiche Mitglieder der LO, die allerdings in der Minderheit blieben, wurden daraufhin mit Hilfe Trotzkis fünf Mitglieder (von acht) aus dem Auslandskomitee und der LO ausgeschlossen.[41] Im Herbst 1934 suchte die auf die Bildung einer Vierten Internationale festgelegte Gruppe um Bauer (Erwin Ackerknecht) eine Annäherung an die SAP. Eine sechsköpfige Gruppe um Bauer wurde im März 1935 in die SAP aufgenommen.[42] Auf der Konferenz von Dietikon (bei Zürich) vom 24. bis 26. Dezember 1934 traf der verbliebene Rest der Auslandsleitung der IKD mit einigen Vertretern der illegalen Gruppen in Deutschland zusammen. Vertreten waren die Berliner Gruppe (Jan Bur [Walter Nettelbeck]), die Entrismusgegner (Walter Herz), die Gelsenkirchener Gruppe (Albertine Kiy), die Magdeburger Gruppe (Max Laufer), die Danziger Gruppe (Siegfried Kissin), die Dresdener Gruppe, die Exilgruppen in der ČSR (Julik = Wenzel Kozlecki), N. Braun (Erwin Wolff), O. Fischer (Otto Schüssler) und Johre (Joseph Weber) und als Gäste Jan Frankel aus Wien und Walter Nelz aus der Schweiz. Auf der Dietikoner Konferenz, die sich taktisch auf Betriebsarbeit und Kaderarbeit festlegte, wurde das Rumpfauslandskomitee in „Sekretariat" umbenannt, ihm gehörten nur noch Fischer (Otto Schüssler), Braun (Erwin Wolff) und der Gelsenkirchener Johre (Joseph Weber) an; in Deutschland wurde eine dreiköpfige illegale Leitung geschaffen.[43]

Erneute ideologische Auseinandersetzungen in der Exil-IKD provozierten dann Thesen von Johre (Joseph Weber), der eine Mitwirkung der illegalen IKD am Kirchenkampf propagierte, um auf diese Weise die bereits weit fortgeschrittene Isolation trotzkistischer Inlandskader zu überwinden. Während die „Kirchenkampfthesen" bei den Illegalen überwiegend Zustimmung fanden, gab es in der Exilorganisation Kritik an einer solchen Umorientierung, der allerdings das Sekretariat zugestimmt hatte. Mit der Forderung, sich am Kirchenkampf zu beteiligen, hatte Johre eine zentrale Frage angesprochen: Es ging nicht allein um taktische Überlegungen, sondern sehr grundsätzlich um Fragen der

41 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 126; Pierre Broué, Trotzkis Kampf ..., a. a. O., S. 44 ff.; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 206–210; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 264 f.; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 229–232; Jacqueline Pluet-Despartin, Les trotzkistes et la guerre 1940–1944, Paris 1980, S. 14–19.

42 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 181 f.; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 211 f.; Les Congrès ..., Volume I, a. a. O., S. 88 und S. 108. Vgl. Jörg Bremer, Die Sozialistische Arbeiterpartei ..., a. a. O., S. 142 ff.

43 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 126 und S. 168; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 219 ff.; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 422 f.; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 232 ff.

Zusammenarbeit der Arbeiterbewegung mit anderen Schichten und Klassen. Johre sah die Notwendigkeit der Zusammenarbeit, weil er von einem bedeutenden Rückschlag nach der Niederlage gegen den Nationalsozialismus ausging, der es notwendig machte, nunmehr zunächst wieder auf Demokratisierung bzw. eine bürgerlich-demokratische Revolution zu setzen, bevor die proletarische Revolution vorangetrieben werden könne. Mit solchen Gedanken wurde auch ein Kernstück der trotzkistischen Ideologie in Frage gestellt: die bedingungslose Verteidigung der Sowjetunion als Übergangsgesellschaft bzw. degenerierter Arbeiterstaat. Hier begab sich Johre mit seinen Überlegungen auf einen Weg, der ihn und die von ihm beeinflußte Gruppe viel später zur Trennung von der trotzkistischen Bewegung führte. Zunächst jedoch unterstützte Trotzki persönlich die Thesen Johres bzw. des deutschen Auslandskomitees.[44]

Nachdem der in der Frage einer neuen Internationale zunächst schwankende Trotzki nach ersten Überlegungen zur Bildung einer neuen Kommunistischen Partei im September/Oktober 1933 und dann nach erneuter Orientierung auf Fraktionsarbeit zur Gründung einer neuen Internationale aufgerufen hatte, trat die Links-Opposition für die Gründung einer Vierten Internationale nach der Zweiten Internationale der sozialistischen/sozialdemokratischen Parteien und der Dritten (Kommunistischen) Internationale, die beide vor der Herausforderung des Faschismus versagt hätten, ein.[45] In den Diskussionen, die schließlich zur Gründung der Vierten Internationale führten, bewegten sich IKD und SAP, die im Exil und im Widerstand durchaus einige Gemeinsamkeiten hatten und, wie in Gelsenkirchen, zusammenarbeiteten, auch in Fragen einer neuen Internationale schon bis 1934 immer mehr auseinander, zumal Trotzki, der zunächst in der Frage der Schaffung einer neuen Internationale mit der SAP verhandelt hatte, selbst meinte, der SAP „Zentrismus" vorhalten zu müssen.[46] Im Pariser Exil lehnten die IKD den mit dem VII. Weltkongreß der Komintern vom Sommer 1935 vollzogenen Kurswechsel zur Volksfronttaktik ab, weil sie diesen (wie ähnlich auch SAP und KPO) als Verrat an den Prinzipien des revolutionären Internationalismus und als Opportunismus empfanden und statt dessen weiter an der Einheitsfronttaktik (als Arbeitereinheitsfront der revolutionären Arbeiterorganisationen ohne Einbeziehung anderer gesellschaftlicher [bürgerlicher] Gruppen) festhielten und sie sich eine Einheit nur auf der Basis ihrer eigenen Ideologie vorstellen konnten.[47] Mit dieser Haltung waren die IKD im Exil in der Zeit der Anwendung der Volksfrontvorstellungen stark isoliert. Während dieser Zeit bestimmten im Sekretariat Fischer (Otto Schüssler) und Johre (Joseph Weber) die Arbeit.[48]

44 Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 225–232; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 422 f. Trotzki formulierte seine Wertschätzung Webers als wichtiger marxistischer Theoretiker der jungen Generation 1937 in einem Brief an amerikanische Freunde – zitiert in: Joseph Weber, Dinge der Zeit, a. a. O., S. 17.

45 Vgl. HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 15233 mit Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936; Anklageschrift (VGH 9 J 12/36) vom 5. 8. 1936, Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936, in: BAP, NJ 8913.

46 Vgl. Siegfried Bahne, Trotzkismus ..., a. a. O., S. 207 f. Vgl. Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 116 und S. 179; Pierre Broué, Trotzkis Kampf ..., a. a. O., S. 34 ff. zum „Viererblock für die neue Internationale" mit der SAP. Vgl. Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 170–181 und S. 223; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 421 f.

47 Ursula Langkau-Alex, Volksfront für Deutschland, a. a. O., S. 110 f. und S. 118 f.

48 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 127.

Nach Diskussionen um die Gründung einer neuen Vierten Internationale, die Trotzki und die „Internationale Linke Opposition" seit 1935 mehr oder weniger deutlich forderten und die an die Stelle der beiden alten, vor dem Ansturm des Faschismus gescheiterten Internationalen treten sollte, die die anderen Gruppen (zwischen KPD und Sopade) aber ablehnten, fand dann, hervorgegangen aus der seit 1936 bestehenden „Bewegung für eine IV. Internationale", am 3. September 1938 unter Beteiligung der deutschen Links-Opposition, vertreten durch Johre (Joseph Weber) und Oskar Fischer (Otto Schüssler), in Paris auch die Gründungskonferenz der Vierten (trotzkistischen) Internationale statt.[49] Im von Trotzki verfaßten „Übergangsprogramm" – „Der Todeskampf des Kapitalismus und die Aufgaben der IV. Internationale"[50] – knüpfte man programmatisch an die Bolschewiki an. Die Vierte Internationale beharrte auf der revolutionären Perspektive und dem Internationalismus.

In der Exilorganisation der IKD waren die Auseinandersetzungen aber keineswegs ausgestanden. Im Frühjahr 1937 schlichtete das Internationale Sekretariat der Liga der Kommunisten-Internationalisten die unübersichtlichen Streitigkeiten, die um die vermeintliche Abkehr von der Arbeiterklasse im Zusammenhang mit den Überlegungen zum Kirchenkampf kreisten, schloß Fischer (Otto Schüssler) und Johre (Joseph Weber) aus dem IKD-Sekretariat aus und bildete ein neues Sekretariat mit Jan Bur (Walter Nettelbeck), Alex (Pinchas Minc), Eduard (Gustave Stern) und Friedrich (Siegfried Kissin).[51] Damit war der Streit aber nicht beendet. Während sich offensichtlich das neue Sekretariat selbst auch wieder spaltete bzw. nicht funktionsfähig war, mobilisierten Fischer (Otto Schüssler) und Johre (Joseph Weber) in den IKD und gewannen Anhänger, u. a. die Antwerpener Gruppe, die „Unser Wort" boykottierte, für eine Forderung nach Erneuerung der IKD. Auf einer Konferenz des Internationalen Sekretariates am Boulevard St. Michel setzten sich Fischer und Johre wieder durch, die Gegner wurden aus den IKD ausgeschlossen und Fischer und Johre übernahmen wieder die Führung der Gruppe, die bis 1941 dem Kurs der internationalen trotzkistischen Bewegung folgte.[52]

Die Zerschlagung der Widerstandsgruppen

Allen Diskussionen im Exil zum Trotz war die Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition aber nicht nur mit trotzkistischen Exilorganisationen verbunden, sondern auch mit der SAP, wie dies schon die Rekrutierung der Gelsenkirchener Gruppenmitglieder

49 Les Congrès, Volume I, a. a. O., bes. S. 121–326; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 265 ff. und S. 268–276; Franz Meyer, Flucht ..., a. a. O., Einleitung, S. IV. Vgl. Ursula Langkau-Alex, Volksfront für Deutschland, a. a. O., S. 77; Siegfried Bahne, Trotzkismus ..., a. a. O., S. 206 f.; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 253–258. Zur Geschichte der IV. Internationale, aus der Gegenwart interpretiert, vgl. Pierre Frank, Die Geschichte der IV. Internationale, Hamburg o. J. [1974]; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 258.

50 Abgedruckt in: Die Kommunistische Alternative, a. a. O., S. 61–99. Vgl. Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 276–281.

51 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 127 f.; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 250 ff.; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 248 ff.

52 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 128; Pierre Frank, Die Geschichte ..., a. a. O., S. 47; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 252 ff.; Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 250 ff.

nahelegte. Die Verbindung zur SAP bzw. zu Teilen der SAP bot sich auch an, weil es wichtige inhaltliche Gemeinsamkeiten gab, wie etwa die Forderung nach einer Einheitsfront der proletarischen Parteien.[53] Bereits vor 1933 war es punktuell zur Zusammenarbeit zwischen SAP, LO und KPO gekommen.[54] Da Auffassungen, die auch die Links-Opposition vertreten konnte, besonders in den illegalen SAP-Zeitschriften „Das Banner der revolutionären Einheit" und „Information aus Politik und Wirtschaft" publiziert wurden, wurden diese in der Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition verteilt bzw. gelesen. Bezogen wurden die illegalen SAP-Schriften über Verbindungen zu den in Westdeutschland existierenden Widerstandsorganisationen der SAP.

Die SAP in Westdeutschland hatte bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ihre Arbeit illegal fortgesetzt. Dagegen konnte die Gestapo schon bald, noch im Sommer 1933, erste Erfolge erzielen und mit Verurteilungen durch das zuständige Oberlandesgericht Hamm die Aktivitäten lahmlegen.[55] In Gelsenkirchen-Rotthausen bestand offenbar gleichzeitig eine illegale Druckerei der SAP. Um sich einer drohenden Verhaftung zu entziehen, flüchteten wichtige Mitglieder der SAP Gelsenkirchens wie Fritz Rogge und Ernst Steinhoff dann im Sommer 1933 zunächst in die Niederlande.[56] Von dort aus unterstützte Fritz Rogge eine Duisburger Gruppe bis zu deren dann bald erfolgender Zerschlagung und eine Gruppe im Raum Gelsenkirchen bis 1935.[57] Anschließend arbeitete er für die SAP weiter an der Aufrechterhaltung der Verbindung Ruhrgebiet–Niederlande und dem Transport von Menschen und illegalem Material, wobei er mit anderen für den im November 1933 aus den Niederlanden ausgewiesenen August Enderle einsprang.[58] Auch Ernst Steinhoff, der nach Reisen quer durch Europa in die Niederlande zurückgekehrt war, soll der niederländischen Exilleitung der SAP bzw. der Amsterdamer SAP-Gruppe angehört haben.[59] Diese Grenzarbeit von SAP-Mitgliedern kam offensichtlich auch der LO zugute.

Im November 1933 setzten neue Versuche ein, eine illegale SAP-Organisation in Westdeutschland zu schaffen. Leiter und im Jargon der Gestapo „Gebietsinstrukteur" des erfolgreichen Aufbaus einer illegalen SAP-Organisation war Eberhard Bünen aus Duisburg. Es wurden im Raum Westdeutschland drei illegale Bezirksorganisationen gebildet: der Bezirk Westfalen mit Sitz in Dortmund, der Bezirk Mittelrhein mit Sitz in Köln und der Bezirk Niederrhein mit Sitz in Duisburg.[60] Die Gelsenkirchener LO-Gruppe stand

53 Vgl. zur Verbindung HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454.

54 Vgl. Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund, a. a. O., S. 211 ff.

55 Anklageschrift vom 6. 3. 1936, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8872 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454. Vgl. Tatort Duisburg 1933–1945. Hrsg. von Rudolf Tappe und Manfred Tietz, Bd. 2, Essen 1993, S. 269–281.

56 Stefan Goch, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung ..., a. a. O., S. 352, S. 380, S. 405 und S. 446 (dort falsch „Forsthoff") nach Interview am 28. 11. 1986; HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 44266.

57 Tatort Duisburg, Bd. 2, a. a. O., S. 275; STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 5543 (OLG Hamm 5 O. Js. 482/35).

58 Tatort Duisburg, Bd. 2, a. a. O., S. 284.

59 A. a. O., S. 310 und S. 318 f. unter Berufung auf ein Interview mit Steinhoff.

60 Anklageschrift vom 6. 3. 1936, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8872 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454; Widerstand und Verfolgung in Dortmund 1933–1945. Katalog zur ständigen Ausstellung des Stadtarchivs in der Mahn- und Gedenkstätte Steinwache. Hrsg. von Günther Högl, Dortmund 1992, S. 187.

mit den Duisburgern in Verbindung. Mit der illegalen Duisburger SAP gab es (vorübergehend) offenbar durchaus zahlreiche politische Gemeinsamkeiten, denn diese forderten wie die LO die Gründung einer neuen Internationale.[61] Ab etwa Januar 1934 gelang es mit Hilfe und Vermittlung der Auslandsleitung der SAP, fast regelmäßig die Zeitschrift „Das Banner der revolutionären Einheit" aus den Niederlanden nach Westdeutschland einzuschmuggeln. Die Verbindungen liefen über das grenznahe Gebiet und die „grüne Grenze" und dann über Eberhard Bünen, der die Schriften verteilte.[62] Sowohl am Materialtransport wie auch an Hilfen für gefährdete Genossen waren der Gelsenkirchener Paul Maaß und seine niederländische Freundin beteiligt. Auf niederländischer Seite unterstützte u. a. der Gelsenkirchener Fritz Rogge die Kurierdienste.[63]

Gegen Ende des Jahres 1934 wurde die illegale SAP-Organisation in Westdeutschland zerschlagen; wie viele andere Widerstandsgruppen wurde auch diese durch einen Spitzel der Gestapo verraten. Die Verbindungen wurden durch Verhaftungen ab November 1934 zerstört, und bis Februar 1935 erfolgten 117 Festnahmen. Die Verurteilungen durch das Oberlandesgericht Hamm erfolgten 1935/36.[64]

Die mit der SAP verbundene Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition bestand zunächst weiter fort, wie auch die Kontakte nach Neuss, Solingen, Köln, Essen und Duisburg. Nach der Zerschlagung der westdeutschen SAP-Organisation übernahm die Gelsenkirchener LO-Gruppe in Person von Paul Maaß die Belieferung der Neusser SAP-Gruppe mit Schriften, beispielsweise mit dem „Bulletin" und der trotzkistischen Zeitung „Unser Wort". Die Schriften bezog die Gelsenkirchener LO-Gruppe weiterhin über ihre Verbindungen ins Exil. Im August oder September 1935 soll nach Gestapo-Informationen auch ein Berliner Funktionär etwa 100 Exemplare von „Unser Wort" (Nr. 6, 7, 8 vom Juni, Juli, August 1935) an Paul Maaß geliefert haben.[65] Bis Oktober 1935 wurden die Zeitungen „Banner" und „Unser Wort" aus den Niederlanden eingeführt.[66] Nachdem in Neuss eine Widerstandsgruppe, in der offenbar SPD- und SAP-Mitglieder zusammenarbeiteten, von einem Spitzel verraten worden war, geriet auch die

61 Lt. Schriftverkehr der SAP-Auslandsleitung in: Tatort Duisburg, Bd. 2, a. a. O., S. 299.

62 STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8872 – Anklageschrift vom 6. 3. 1936, vgl. 8871 – Ermittlungsunterlagen (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454. Vgl. Tatort Duisburg, Bd. 2, a. a. O., S. 201–352; insgesamt zum Duisburger SAP-Widerstand; Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 56 und S. 171.

63 Tatort Duisburg, Bd. 2, a. a. O., S. 285; Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 120; Jörg Bremer, Die Sozialistische Arbeiterpartei ..., a. a. O., S. 128.

64 Anklageschrift vom 6. 3. 1936, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8872 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454. Vgl. STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 5593 und 5594 (OLG Hamm 5 O. Js. 28/35); Widerstand und Verfolgung in Dortmund, a. a. O., S. 187 ff.; Tatort Duisburg, Bd. 2, a. a. O., S. 256 ff. und S. 311 zu den nähren Umständen der Verhaftung der SAP-Mitglieder nach Berichten der Staatspolizeistelle Dortmund. Nach Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 56, war der Spitzel ein ehemaliges KPD-Mitglied. Vgl. Jörg Bremer, Die Sozialistische Arbeiterpartei ..., a. a. O., S. 89 ff.

65 Anklageschrift (VGH 9 J 12/36) vom 5. 8. 1936, Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936, in: BAP, NJ 8913; Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapob) Düs, 9454.

66 Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454.

Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition in das Blickfeld der Gestapo.[67] Die Düsseldorfer Staatspolizeileitstelle berichtete am 31. Oktober 1935: „In Zusammenarbeit mit der Polizeiverwaltung Neuss wurde ermittelt, daß neben der SPD in Neuss auch eine Gruppe der SAP besteht, die wiederum in Verbindung mit der ‚Links-Opposition', auch Trotzki-Gruppe genannt, steht. Es konnte festgestellt werden, daß in diesen Kreisen auch Flugblätter der SPD, Blätter der SAP und der L. O. im Umlauf sind. Durch einen Vertrauensmann wurde ein Flugblatt der Trotzki-Gruppe ‚Bulletin der Liga der internationalen Kommunisten (Bolschewiki-Leninisten), Herausgeber: Internationales Sekretariat L. J. K.' erfaßt."[68] Ende Oktober 1935 erfolgten mehrere Verhaftungen in Neuss. Am 21. November 1935 wurde dann der Schlosser Paul Maaß festgenommen. Da die Ermittlungen ergaben, daß sein Vater von den Aktivitäten seines Sohnes wußte, wurde dieser ebenfalls festgenommen und mit seinem Sohn dem Polizeigefängnis in Düsseldorf zugeführt. Bei Paul Maaß hielt sich ferner seine niederländische Freundin auf, die nach seinen Angaben mit ihm verlobt war. Aus Sicht der Gestapo bestand der dringende Verdacht, daß sie an dem Einschmuggeln illegaler Schriften beteiligt war. Sie wurde daher ebenfalls festgenommen.[69]

Rasch erfolgten dann weitere Verhaftungen unter den Mitgliedern der Links-Opposition, bis zum 26. November 1935 waren etwa zwanzig Festnahmen erfolgt. Ein Teil der Gelsenkirchener Gruppenmitglieder war dem Zugriff der Polizei aber entzogen, weil sie sich dauerhaft im Ausland aufhielten und nur sporadisch nach Deutschland gereist waren. So konnten von der Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition zunächst nur zehn Mitglieder verhaftet werden, neun weitere ermittelte Mitglieder galten 1935 für die Gestapo als flüchtig und hielten sich nach Gestapoinformationen im Ausland auf.[70] Nach den Verhaftungen der in Deutschland verbliebenen Mitglieder der Gruppe der Links-Opposition stellte die Gestapo bzw. die Generalstaatsanwaltschaft beim Oberlandesgericht Hamm umfangreiche Ermittlungen an. Die überwiegend gebildeten verhafteten Mitglieder gaben, wie die Verhörprotokolle zeigen, nur zu, was nachgewiesen werden konnte, bzw. verwiesen auf Gruppenmitglieder, die sie im sicheren Ausland wußten.[71] Etwa gleichzeitig mit der Gelsenkirchener Gruppe wurden von der Gestapo auch in

67 Bericht des Oberbürgermeisters der Stadt Neuss an die Gestapo Düsseldorf vom 5. 7. 1935 mit Hinweis auf eine „Vertrauensperson", in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454. Vgl. auch Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 239. Nach Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 56, lehnte sich die Gruppe der SAP in Neuss vorübergehend an die IKD-, also LO-Gruppe an, was, bezogen auf diesen illegalen Zusammenhang, zu institutionell interpretiert erscheint.

68 Beglaubigte Abschrift aus den Akten 9 J 1252/35 des Oberreichsanwalts in Berlin, Düsseldorf den 31. 10. 1935, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454; Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125.

69 Ermittlungsunterlagen in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454.

70 HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454, 20616; STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871 – Ermittlungsakten Anklageschrift (VGH 9 J 12/36) vom 5. 8. 1936; Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936, in: BAP, NJ 8913. Zum Auffliegen der Gelsenkirchener Gruppe auch: Von der proletarischen Freidenkerjugend ..., a. a. O., S. 103.

71 STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871, 8872, 8873 mit Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, 8878, 8896, 8900, 8902 mit Anklageschrift vom 6. 3. 1936 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454. Vgl. Feststellung bei Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 69.

anderen Orten Deutschlands Gruppen der Links-Opposition zerschlagen (z. B. Berlin, Hamburg, Frankfurt, Kassel, Magdeburg und Danzig). Die Auslandsleitung der Trotzkisten schätzte die Zahl ihrer Mitglieder, die sich nun in Gefängnissen und Konzentrationslagern befanden, auf etwa 150 Personen.[72]

Widerstand aus der Sicht der Verfolger

Am 6. März 1936 erhob das Oberlandesgericht in Hamm unter dem Aktenzeichen 6 O. Js. 24/36 Anklage gegen die Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition und die mit ihnen verbundenen Mitglieder der LO und SAP aus Solingen, Neuss und Köln. Mittlerweile war allerdings das Verfahren gegen Paul Maaß, Karl Mänz und Albertine Kiy abgetrennt worden. Diese drei betrachteten die Verfolgungsbehörden als Köpfe der Gruppe und bereiteten gegen sie ein Verfahren vor dem berüchtigten Volksgerichtshof vor.[73] In der Anklageschrift vom 6. März 1936 beschrieb die Generalstaatsanwaltschaft Hamm nach einer Darstellung der illegalen SAP-Organisation die Aktivitäten der Gelsenkirchener Gruppe: „Wie bereits erwähnt wurde, bestand in Gelsenkirchen vor 1933 eine rührige Ortsgruppe der L. O., die sich zwar 1933 zunächst wenigstens äußerlich nicht mehr betätigte, mit ihrer Arbeit aber auch im Jahre 1933 in kleineren Anfängen dadurch wieder einsetzte, daß die Mitglieder unter sich in losem Zusammenhang und mit den ins Ausland geflüchteten früheren Mitgliedern in Briefverkehr blieben. Alsbald fanden auch wieder gelegentliche Zusammenkünfte statt, bei welchen zunächst die Briefe der emigrierten Genossen zum Ausgangspunkt der politischen Aussprachen gemacht wurden; außerdem studierten einige der Mitglieder, jüdische Studenten, auf ausländischen Hochschulen, mit denen man ebenfalls in Briefverkehr stand und die in den Ferien sich an den illegalen Zusammenkünften beteiligten. Die illegale Betätigung wurde reger, und der Zusammenhang gefestigter, als nach der Flucht der bisher führenden Mitglieder Maaß und Mänz deren Rolle übernahmen und Anfang 1934 mit der Beschaffung illegaler Schriften begannen. Weil die Schriften zunächst nur in geringer Zahl beschafft werden konnten, wurden sie unter den Gesinnungsgenossen von Hand zu Hand in Umlauf gegeben und deren Inhalt auf Zusammenkünften eingehend besprochen und bearbeitet. Diese Zusammenkünfte und politischen Aussprachen fanden meistens in den Wohnungen der Beteiligten, oft aber auch in öffentlichen Lokalen (Kaffees) statt, wobei auch meistens die Schriften unter den Teilnehmern ausgetauscht wurden. Sobald genügend Stücke der einzelnen Ausgaben vorhanden waren, gingen diese von Hand zu Hand, waren zu wenige Stücke da, wurden auf Anweisung von Maaß und Mänz die notwendigen Abschriften davon gefertigt und diese in Umlauf gegeben. [...] Zur Bestreitung der Unkosten wurde eine Kasse angelegt, in welche die Beteiligten in ziemlich regelmäßigen

72 Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 240; Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 68; Franz Meyer, Flucht ..., a. a. O., Einleitung, S. II; Hinweise zu Hamburg und Berlin in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454.

73 Vgl. Franz Meyer, Flucht ..., a. a. O., Einleitung, S. II; HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 15233 mit Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936, 9454; Anklageschrift (VGH 9 J 12/36) vom 5. 8. 1936, Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936, in: BAP, NJ 8913.

etwa monatlichen Abständen Beiträge einzahlten, die in ihrer Gesamtheit nicht gering gewesen sein können, weil davon verhältnismäßig viele Reisen bestritten wurden."[74]
Das Oberlandesgericht Hamm betrachtete die Links-Opposition als kommunistische Splittergruppe, die nur in einigen taktischen Fragen nicht mit der KPD übereinstimmte. So heißt es in der Begründung des Urteils vom 24. Juli 1936 (nicht ganz richtig): „Die hochverräterischen Ziele der LO oder Trotzki-Gruppe ergeben sich schon aus der Tatsache, das es sich bei dieser Partei um einen Teil der KPO handelt, die sich ihrerseits wieder von der KPD abgespalten hatte, weil ihr die KPD nicht schwungvoll und zielsicher genug, sondern zu bürokratisch arbeitete. Die Trotzki-Gruppe hat sich zur Betonung ihrer besonders eifrigen Bestrebungen der diktatorischen Weltherrschaft des Proletariats aller Länder auch die Links-Opposition genannt, um damit darzulegen, daß sie mit besonderer Opposition und besonders starkem Kampfwillen den wesentlichen Zielen der KPD zustreben wolle. Ihr Endziel unterscheidet sich nicht von dem der KPD, deren hochverräterische Ziele so allgemein bekannt sind, daß sie eines Nachweises nicht bedürfen. Sie will durch gewaltsamen Umsturz eine Arbeiter- und Bauerndiktatur errichten, ein Ziel, das die LO gleichermaßen verfolgt. Die illegale Leitung der LO befindet sich in den Niederlanden und Frankreich. Ihre Zeitschriften ‚Unser Wort' und ‚Bulletin' werden in Paris gedruckt. Die alle 6–7 Wochen erscheinende Zeitschrift ‚Unser Wort' gibt im Kopfe Paris auch als Ausgabeort und am Ende als Sitz der Redaktion an. Schließlich gab die LO, wie übrigens auch die SAP, noch Informationsschriften heraus, die mit Schreibmaschine geschrieben oder hektographiert waren. In Westdeutschland trat die LO besonders in Gelsenkirchen unter Leitung des Musikers Joseph Weber in Erscheinung. Nach seiner Flucht ins Ausland, der sich 1933 und 1934 weitere besonders rührige Mitglieder der LO anschlossen [...], übernahmen Paul Maaß aus Gelsenkirchen und Karl Mänz aus Wanne-Eickel im wesentlichen die Leitung der LO in Gelsenkirchen. Sie werden deshalb mit der gleichfalls zur LO gehörigen Albertine Kiy vom Oberreichsanwalt in 9 J. 12/36 strafrechtlich verfolgt. Außer diesen Personen beteiligten sich die Brüder [...] noch in besonderem Maße an der Schulung der Mitglieder der LO in Gelsenkirchen und [...], der in Amsterdam studierte, auch an der Aufrechterhaltung der Verbindung zur Auslandsleitung. Beide halten sich im Ausland auf. [...] Wenn die SAP und die LO demnach auf Hochverrat hinzielende Parteien sind, so ist jede Unterstützung der Bestrebungen und Einrichtungen dieser Parteien nach dem Verbot Anfang 1933 Hochverrat, sofern die Unterstützung bewußt erfolgt. Es ist dabei gleichgültig, ob die Unterstützung durch Ausbau oder Stärkung der Organisation, durch Zahlung von Geldbeträgen oder Verbreitung oder den Bezug von Zeitschriften erfolgt. Auf jede dieser Arten werden diese Parteien in ihrem Kampfe zur Erreichung ihres Zieles gestärkt. Gerade der Zeitungsbezug und die Zahlung freiwilliger Beiträge für die Unkosten der Herstellung und die Verteilung der Zeitungen ist für die kleineren illegalen Parteien wie SAP und die LO das wesentlichste Mittel, die Anhänger beieinanderzuhalten und nach Möglichkeit darüber hinaus neue Anhänger zu erwerben. Wer daher Zeitungen der SAP

74 Anklageschrift vom 6. 3. 1936, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8872 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düsseldorf, 9454.

und der LO kauft, gibt diesen Parteien die Möglichkeit, ihren Zeitungsbetrieb fortzusetzen, und macht ihnen Hoffnung auf einen Erfolg ihrer Tätigkeit. Er stärkt dadurch die Leitungen dieser illegalen Gruppen in ihrem Unternehmungsgeist und hilft ihnen so bei ihrem hochverräterischen Treiben. Selbst bei bloßem häufigerem Lesen illegaler Schriften dient die dadurch gezeigte Anteilnahme an den darin verfochtenen Interessen zur Stärkung des Kampfwillens der Leiter und Anhänger der illegalen Parteien. Auch hierdurch findet daher eine Mitwirkung an der Vorbereitung zu[m] Hochverrat statt. Darüber hinaus geschieht dies auch bei der Teilnahme an Spaziergängen und anderen Zusammenkünften, die der Schulung der Teilnehmer in der marxistischen Lehre dienen, sofern die marxistischen Lehren hierbei als Ausgangspunkt der politischen Anschauung der SAP und LO erläutert werden, um auf dieser Schulungsgrundlage die politischen Ziele der SAP und LO darzulegen und die Teilnehmer auf diese Weise für die Ausführung der hochverräterischen Ziele vorzubereiten. Die häufigere Teilnahme an Besprechungen dieser Art bedeutet gleichfalls eine Mitwirkung an der Vorbereitung des Hochverrats. Daß die Verbreitung von illegalen Zeitungen und die Mitwirkung am Aufbau einer Organisation der illegalen Partei in besonderem Maße hochverräterische Handlungen darstellen, bedarf hiernach keiner Erörterung."[75]

Lebenswege in Deutschland

Von insgesamt 25 Angeklagten wurden am 24. Juli 1936 vom Oberlandesgericht Hamm nur zwei aus Gelsenkirchen freigesprochen; vorher war das Verfahren gegen die niederländische Freundin von Paul Maaß und einen Essener Kaufmann eingestellt worden. Die übrigen, außer den Gelsenkirchenern P. A., N. O., K. S., W. L., Hans Plaut, W. G., R. F. (wohnhaft in Essen), der aus Marl stammende R. H. (nachgereichte Klage 6 O. Js. 91/36, wohnhaft in Wesermünde), W. W. (nachgereichte Klage 6 O. Js. 91/36, wohnhaft in Recklinghausen), die neunköpfige Neusser SAP-Gruppe, die drei Solinger Mitglieder der Links-Opposition und die zwei Kölner Mitglieder der Links-Opposition erhielten Zuchthausstrafen im Gesamtumfang von 69 Jahren und neun Monaten.[76]
Am 5. Oktober 1936 fand die Verhandlung des 1. Senats des Volksgerichtshofs gegen die Köpfe der Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition, Paul Maaß, Karl Mänz und Albertine Kiy, statt. In der Urteilsbegründung zeigte sich das Gericht recht gut informiert über die Entwicklungen und Spaltungen im kommunistischen Lager und begründete die Gefährlichkeit der Links-Opposition u. a. damit, daß diese im Unterschied zu den

75 Urteil vom 24. 7. 1936, in: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8873 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; Urteil vom 24. 7. 1936 (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454; Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125. Vgl. Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 24.

76 STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871–8902 (OLG Hamm 6 O. Js. 26/36); Urteil (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36) vom 24. 7. 1936, in: BAP, NJ 13125; auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454. Vgl. Stefan Goch, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung ..., a. a. O., S. 404; Hanno Drechsler, Die Sozialistische Arbeiterpartei ..., a. a. O., S. 315, und Karl Schabrod, Widerstand an Rhein und Ruhr 1933–1945, Herne 1969, S. 89. Hinweise auch in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 36193, 9454. Vgl. Detlev Peukert, Ruhrarbeiter gegen den Faschismus. Dokumentation über den Widerstand im Ruhrgebiet 1933–1945, Frankfurt a. M. 1976, S. 121.

Kommunisten stalinistischer Prägung die These vom Aufbau des Sozialismus (zunächst) nur in einem Lande (nämlich der Sowjetunion) verwerfe und statt dessen die „ausgesprochenste Vertreterin des Gedankens der Weltrevolution und des engsten Zusammenschlusses des internationalen Proletariats" sei. Paul Maaß wurde zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, Karl Mänz zu fünf Jahren Zuchthaus und Albertine Kiy zu zwei Jahren Gefängnis. Über den Ausgang dieses Prozesses gegen die führenden Mitglieder der Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition berichtete auch das trotzkistische Blatt „Unser Wort" Anfang Dezember 1936.[77]

Nach dem Prozeß vor dem Oberlandesgericht in Hamm und dem vor dem Berliner Volksgerichtshof war der „Fall" für die Gestapo allerdings noch lange nicht erledigt. Sie fahndete weiter nach den flüchtigen Mitgliedern der Widerstandsgruppe. In den Niederlanden lebte noch H. K., die 1935 noch vor Einsetzen der Verhaftungen dorthin gegangen war. Sie arbeitete in Amsterdam als Hausangestellte, wie Gestapospitzel später herausfanden. Sie besuchte ihre Eltern im Oktober 1935 und kam auch zur Beerdigung ihrer Mutter im Oktober 1938 nach Gelsenkirchen, obwohl mindestens seit dem 12. Juni 1936 ein Haftbefehl des Oberreichsanwaltes gegen sie vorlag. Der familiäre Trauerfall dürfte also der Gestapo wohl nicht oder zu spät bekannt geworden sein. Die Gestapo blieb allerdings hartnäckig. Nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Niederlande war auch H. K. wieder im Machtbereich der Nationalsozialisten und ihrer Verfolgungsbehörden. Nach einer entsprechenden Aufforderung der Staatspolizeileitstelle Düsseldorf an den Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD für die besetzten niederländischen Gebiete vom 20. Januar 1941 mit entsprechender Adressenangabe wurde sie am 13. Februar 1941 an ihrem Arbeitsplatz festgenommen. Aus den Niederlanden wurde sie schon am 19. Februar 1941 ins Polizeigefängnis Düsseldorf überführt und ab 26. Februar 1941 im Gefängnis Dehrendorf untergebracht. In den Verhören leugnete sie ihre eigenen Aktivitäten und die Bekanntschaft zu den anderen Mitgliedern der Links-Opposition und bemühte sich offensichtlich, nur die der Gestapo bekannten Tatsachen zuzugeben. Daß bis 1941 ein Rest der Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition fortbestanden hat, scheint äußerst zweifelhaft,[78] allerdings war 1938 nach einer Denunziation ein Restbestand linker Literatur bzw. Bücher aus dem Besitz Joseph Webers bei einer Freundin einiger Gruppenmitglieder, die aus Mangel an Beweisen bald nach ihrer Festnahme wieder freigelassen wurde, beschlagnahmt worden.[79]

Am 2. Oktober 1941 wurde H. K. vor dem Oberlandesgericht Hamm wegen Vorbereitung zum Hochverrat (Schriftenverteilung und Unterstützung der LO) angeklagt. In der Anklageschrift des Generalstaatsanwalts (5 O. Js. 106/41) vom 2. Oktober 1941 wurde nochmals die (aber nicht ganz richtige) Einschätzung der Links-Opposition wiederholt und das Verfahren in die Entwicklung des Verfolgungsprozesses eingeordnet. Das Urteil

77 HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 15233 mit Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936; Anklageschrift (VGH 9 J 12/36) vom 5. 8. 1936, Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936, in: BAP, NJ 8913; Unser Wort, Jg. 4, 1936, Anfang Dezember. Vgl. auch Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a.a.O, S. 242.

78 Das nimmt Rüdiger Zimmermann, Der Leninbund, a. a. O., S. 240, aufgrund der hier auch zitierten Gestapopersonalakten an.

79 HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 20616, 15233; Einwohnermeldeunterlagen, in: StA Ge; Mündliche Mitteilungen von WG, 6.–9. 5. 1995 beim Besuch in Gelsenkirchen.

erging am 7. November 1941. Wegen Vorbereitung zum Hochverrat wurde H. K. zu zwei Jahren und drei Monaten Zuchthaus verurteilt. Sie überlebte das „Dritte Reich" und lebte später wieder in Gelsenkirchen. Ein weiteres Mitglied der LO in Gelsenkirchen, das mit trotzkistischen Schriften beliefert worden war, konnte von den Verfolgern, die erst jetzt auf diese Verbindung aufmerksam wurden, nicht mehr belangt werden. Es war mittlerweile verstorben.[80]

Mit der Aufdeckung der Gelsenkirchener Gruppe der Links-Opposition waren auch die illegalen Aktivitäten dieser Richtung der Gelsenkirchener Arbeiterbewegung um 1935/36 zerschlagen. Nur zum Teil konnten die verworrenen Lebenswege der einzelnen Mitglieder rekonstruiert werden. Über weitere politische Aktivitäten der Mitglieder dieser Gruppe im Exil und in Deutschland nach der Haftentlassung, wenn es denn überhaupt dazu kam, ist nur wenig bekannt.

Die meisten der vom Oberlandesgericht Hamm Verurteilten überlebten den Nationalsozialismus.[81] P. A. überlebte Haft, anschließende Schutzhaft und schließlich auch noch die Wehrmacht, zu der er nach der zweifelhaften Ehre der Wiedererlangung der Wehrwürdigkeit einberufen worden war. R. F. wurde nach der Verbüßung seiner Zuchthausstrafe ins KZ Buchenwald gesteckt. Nach zunächst erfolglosen Versuchen, ein Visum für Mexiko zu erhalten, bekam er die Erlaubnis, nach Palästina zu gehen. Im Februar 1939 erreichte er Haifa und wurde später Bürger des Staates Israel. W. G., der wegen eines Besuches bei Joseph Weber 1935 in Paris und seiner jüdischen Herkunft zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, wurde kurz vor der Haftverbüßung nach Gelsenkirchen zurückgebracht, um von dort als Jude im Januar 1942 ins Ghetto Riga deportiert zu werden. Während seine Eltern die Deportation nicht überlebten, wurde W. G. 1945 im KZ Buchenwald befreit. 1947 siedelte er nach kurzer Rückkehr nach Gelsenkirchen in die USA über. R. H., der über seine Mitarbeit bei der SAP in Kontakt mit der LO gekommen war, überlebte Haft, wahrscheinlich auch „Schutzhaft" und seine Einziehung zur Wehrmacht und wurde in den Nachkriegsjahren für die SPD in Marl Stadtverordneter, Bürgermeister, Mitglied des Landtages von Nordrhein-Westfalen und Bundestagsabgeordneter. N. O. wurde offenbar nach der Haftverbüßung, zeitweise in den berüchtigten Emslandlagern, ins KZ Sachsenhausen gesteckt. Er überlebte aber und lebte später in Gelsenkirchen. Hans Plaut, einer der jüdischen Gymnasiasten, der allerdings nach 1933 in Deutschland geblieben war, entkam mit seiner Familie nach der Haftentlassung nach Südamerika. In Venezuela wurde er ein angesehener Unternehmer und hochrangiger Vertreter jüdischer Organisationen. Der 1933 entlassene Lehrer W. L. überlebte

80 HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 21738.

81 Die Informationen über den Verbleib der verurteilten LO-Mitglieder entstammen neben den Aussagen der Zeitzeugen (Anm. 2) und den entsprechenden Personalakten der Gestapo (HSTAD, Staatspolizei[leit]stelle [Gestapo] Düs) überwiegend den Gerichtsakten, die z. T. mit Wiedergutmachungsverfahren enden: STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871, 8872, 8873, 8878, 8896, 8900, 8902; Verzeichnis der Betreuten vom Kreishilfssonderausschuß Gelsenkirchen vom Oktober 1947, in: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der ehemaligen DDR im Bundesarchiv/Zentralen Parteiarchiv (SAPMO-BA/ZPA), V/279/97; Einwohnermeldeunterlagen, in: Stadtarchiv Gelsenkirchen (StA Ge). Zu Hans Plaut auch: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte München und der Research Foundation for Jewish Immigration, Bd. 1: Politik, Wirtschaft, öffentliches Leben, München, New York, London und Paris 1980, S. 563 f.

ebenfalls den Nationalsozialismus und verzog nach Ostwestfalen. Der jüdische Arzt A. S., der in Lyon studiert hatte, meldete sich nach seiner Internierung in Frankreich „freiwillig" zur Fremdenlegion, mit der er in Nordafrika schließlich interniert bzw. beim Bau der Trans-Sahara-Eisenbahn eingesetzt wurde. Nach der Befreiung durch britische Truppen trat er als Arzt und Sanitäter in die britische Armee ein. Nach dem Ende seines Heeresdienstes ließ er sich in Großbritannien als Arzt nieder. K. S. überlebte nach der Haftentlassung in Deutschland das „Dritte Reich".
Die drei vom Volksgerichtshof verurteilten Mitglieder der LO hatten ähnliche Schicksale. Paul Maaß wurde im Juni 1943 zur „Frontbewährung" in ein Strafbataillon gesteckt. Er ist verschollen und wurde 1945 für tot erklärt. Karl Mänz erging es ähnlich. Im Anschluß an die Haft wurde er weiter in „Schutzhaft" festgehalten und schließlich auch in eine Strafeinheit gesteckt. Er kehrte aus dem Weltkrieg nicht zurück. Albertine Kiy wurde nach der Haftverbüßung weiter in „Schutzhaft" festgehalten, da mittlerweile der Gestapo weitere Aktivitäten bekannt geworden waren, wie insbesondere die Teilnahme an der Dietikoner Konferenz. Im Oktober 1938 wurde sie schließlich aus dem KZ Lichtenburg entlassen, unterlag aber weiterhin der ständigen Meldepflicht. Wahrscheinlich überlebte sie das „Dritte Reich".[82]

Lebenswege im Exil

Bei den bereits vor den Verhaftungen aus Deutschland geflohenen Mitgliedern der SAP und der LO finden sich sehr unterschiedliche Lebensläufe. Der SAP-Grenzmann Fritz Rogge entkam nach seiner Beteiligung am Spanischen Bürgerkrieg auf der Seite des Partio Obrero de Unificatión Marxista (POUM) schließlich nach Mexiko.[83] Die beiden jüdischen Brüder H. L. und L. L. und die Ehefrau von H. L. überlebten wahrscheinlich das „Dritte Reich" im Untergrund in den Niederlanden bzw. in Belgien.[84] Hermann Krelaus trennte sich etwa Mitte der 1930er Jahre von den Trotzkisten, Kontakte zu Sozialdemokraten hatten auch schon bald nach der Emigration bestanden.[85] Er wurde 1943 in den Niederlanden, wo er auch an der illegalen Zeitung „De Vonk" mitgearbeitet

82 STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871, 8872, 8873; HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 15980, 15233 mit Urteil (VGH 9 J 12/36) vom 5. 10. 1936; Einwohnermeldeunterlagen, in: StA Ge, mündliche Auskünfte der Zeitzeugen.

83 Anklageschrift des Reichsanwalts beim Volksgerichtshof vom 23. 2. 1937 (9 J 202/36), in: BAP, NJ 5230, Bd. 4; SAPMO-BA/ZPA I 2/3/89, Bl. 60 f.; zur Suche der Gestapo im Januar 1944 BAP, NJ 2323, Bd. 1–2; BAP, NJ 5340; Tatort Duisburg, Bd. 2, a. a. O., S. 275; Urteil des 2. Strafsenates des OLG Hamm (6 O. Js. 596/35) vom 9. 7. 1936, in: HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 46316, 44266; Einwohnermeldeunterlagen in: StA Ge; Mündliche Mitteilungen von Zeitzeugen.

84 STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871, 8872, 8873 – Ermittlungsakten (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 65872, 9454; Einwohnermeldeunterlagen, in: StA Ge; Interview mit Eliahu Ben-Jehuda vom 18. 2. 1993; Informationen von Zeitzeugen.

85 Kontakte bestanden z. B. zum Sozialdemokraten Alfred Zingler (ebenfalls aus Gelsenkirchen) im niederländischen Hengelo. Vgl. Ausbürgerungsakte Alfred und Margarethe Zingler, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PAAA), Inland II A/B 401, R 99668; Ausbürgerungsakte Hermann Krelaus, in: PAAA, Inland II A/B 500, R 99654. Zu Zingler Stefan Goch, Alfred und Margarethe Zingler: Asylanten. Exemplarische Materialien zum Schicksal politischer Flüchtlinge während des Nationalsozialismus, Essen 1993.

hatte, von der Gestapo verhaftet, nach Deutschland gebracht und dort zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Seine Befreiung von der Zwangsarbeit in einem Steinbruch überlebte er nur kurz. Noch 1945 starb er in Mönchengladbach.[86] K. M., der mit Franz Meyer nach der Haussuchung bei seinem Bruder zunächst in die Niederlande geflohen, dann in der LO-Gruppe in Paris an der Herstellung von „Unser Wort" beteiligt war und schließlich in Südfrankreich gelebt hatte, wurde mehrfach in Frankreich interniert, bis ihm die Flucht in die Schweiz gelang. Besonders schwierig gestaltete sich seine Flucht, weil seit 1936 auch seine Ehefrau und die beiden Kinder nach Frankreich geflohen waren und die Gestapo die Frau verfolgte, um den Aufenthaltsort des Mannes herauszufinden. Auf der verworrenen Flucht, auf der der Frau die Flucht aus den Händen der Verfolger, die sie nach Deutschland zurückbringen wollten, gelang, wurde die Familie zeitweise getrennt. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ging K. M. mit seiner Familie in die USA, wo er vorübergehend noch Kontakt zu den dorthin geflohenen Trotzkisten hatte. Der Bruder R. M. verbüßte in Deutschland seine Haftstrafe und wurde bald nach seiner Freilassung erneut verhaftet und wegen Umbaus eines Radios und illegalen Empfangs von „Feindsendern" erneut zu einer Zuchthausstrafe (drei Jahre und sechs Monate) verurteilt. Er überlebte aber das „Dritte Reich".[87]

Die ins westliche Ausland geflohenen „Köpfe" der Gelsenkirchener Gruppe, Joseph Weber und Franz Meyer, blieben weiterhin für ihre Überzeugungen politisch aktiv. Nach Beginn des Zweiten Weltkrieges gerieten sie in Gefahr, ihren Verfolgern in die Hände zu fallen. Zunächst führte der Weg die politischen Flüchtlinge nach Frankreich. Joseph Weber, der schon länger in Frankreich lebte, gelang mit Hilfe des International Rescue Committee nach der Internierung in französischen Lagern (Montauban) mit einem amerikanischen Visum über Marseille und einem längeren Aufenthalt in Martinique die Flucht in die USA. Weber erreichte 1941 New York.[88] Der in Belgien wegen eines falschen Passes und seiner „aufrührerischen" Zeichnungen inhaftierte Franz Meyer, der wichtige Mitarbeiter von „Unser Wort" und Karikaturist dieser und weiterer Zeitungen der Arbeiterbewegung, gelangte beim Einmarsch der Wehrmacht, wie andere Mitglieder der LO-Gruppe in Antwerpen, im letzten Moment von Belgien nach Frankreich. Nach verschiedenen Internierungslagern (u. a. St-Cyprien, Le Vernet) wurde Meyer im Lager Les Milles bei Aix-en-Provence, einer stillgelegten Ziegelei, die zunächst als Internierungs-, dann als Transit- und ab 1942 als Durchgangslager bei der Deportation von Juden

86 Biographisches Handbuch ..., Bd. 2, a. a. O., S. 664; Ausbürgerungsakte, in: PAAA, Inland II A/B 500, R 99654; HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 36193. Vgl. Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 291.

87 HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 9454, 21738; STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 2622 (OLG Hamm O. J. 389/34), 8871, 8872 – Ermittlungsakten (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36), 8632 – Urteil vom 16. 11. 1936 (OLG Hamm 5 O. Js. 102/36); Einwohnermeldeunterlagen, in: StA Ge; Auskunft von Zeitzeugen und der Familie.

88 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 333; Joseph Weber, Dinge der Zeit, a. a. O., S. 7 und S. 18; Rapport d'organisation des communistes internationalistes d'Allemagne (IKD) zur außerordentlichen Konferenz der IV. Internationale in New York am 19.–26. Mai 1940, in: Les Congrès ..., Volume I, a. a. O., S. 398 ff. Zur Situation der deutschen Internierten vgl. Barbara Vormeier, Die Lage der deutschen Flüchtlinge in Frankreich September 1939–Juli 1942, in: Zone der Ungewißheit. Exil und Internierung in Südfrankreich 1933–1944. Hrsg. von Jacques Grandjonc und Theresia Grundtner, Reinbek 1993, S. 210–223. Zur Rettung von Flüchtlingen und zur Situation in Marseille vgl. Varian Fry, Auslieferung auf Verlangen. Die Rettung deutscher Emigranten in Marseille 1940/41, Frankfurt a. M. 1995.

aus Frankreich diente, festgehalten. Von dort gelang es ihm zunächst, seine Freundin E. B., die in Gelsenkirchen ebenfalls für die LO gewirkt und u. a. illegales Material vervielfältigt hatte, und den Verhaftungen in Deutschland durch Flucht zu Meyer ins Ausland (Antwerpen) entkommen und aus Belgien ebenfalls nach Frankreich gelangt war, aus dem Lager Gurs nach Marseille (Hotel Levant) zu holen. E. B. und Franz Meyer heirateten im Oktober 1941 in Aix-en-Provence. Offenbar gelang es Meyer, sich einige Freiräume zu verschaffen, indem er Porträts des Wachpersonals anfertigte. Das Paar entkam den Nationalsozialisten, wahrscheinlich mit Hilfe des International Rescue and Relief Committee, über Casablanca in die USA. E. B. trennte sich später von Meyer.[89]

Trennung vom Trotzkismus

New York, seit Kriegsbeginn auch Sitz des Internationalen Exekutivkomitees der Vierten Internationale, wurde Zentrum des IKD-Exils.[90] Die in die USA entkommenen Mitglieder der Links-Opposition führten auch dort ihre politischen Aktivitäten weiter und arbeiteten in der kleinen Gruppe der IKD. Diese entfernte sich im Verlauf des Krieges immer mehr von der Vierten Internationale, indem sie, nach entsprechenden Überlegungen der Vorkriegszeit, besonders des Jahres 1938, von einer rückläufigen Bewegung der Menschheitsgeschichte,[91] von einem historischen Rückschritt der Menschheit ausging und stärker ein demokratisches Programm und die Zusammenarbeit unterschiedlicher Schichten gegen den Faschismus betonte. Vom Todeskampf des Kapitalismus war keine Rede. Ein weiterer Konflikt in der Vierten Internationale war die seit jeher diskutierte Frage der Einschätzung der Sowjetunion, die von einigen Trotzkisten nunmehr selbst als imperialistisch, später gar als faschistisch bezeichnet wurde. Infolge des

89 Franz Meyer, Flucht ..., a. a. O.; Kopien von Schreiben der französischen Behörden von U. Franck; Ausbürgerungsakte, in: PAAA, R 99654; STAM, GStAw Hamm, 1. Inst., 8871, 8872 – Ermittlungsakten (OLG Hamm 6 O. Js. 24/36); HSTAD, Staatspolizei(leit)stelle (Gestapo) Düs, 20616; Informationen von Angelika Gausmann; Emigrés français en Allemagne – Emigrés allemands en France 1685–1945. Une exposition réalisée par l'Institut Goethe et le Ministère des Relations Extérieures, Paris 1983, S. 130 und S. 165; André Fontaine, Le Camp d'Étrangers des Milles 1939–1943 (Aix-en-Provence), Aix-en-Provence 1989, S. 110 f., S. 127 und S. 201 zu Meyer. Im Lager Les Milles waren zahlreiche weltbekannte Künstler interniert, z. B. Lion Feuchtwanger, Rudolf Leonhard, Max Ernst, Walter Benjamin, Alfred Kantorowicz, Golo Mann, Hans Marchwitza, sowie viele bekannte Wissenschaftler, darunter die Nobelpreisträger (1923, 1950) Otto Fritz Meyerhof und Thadeus Reichstein. Vgl. z. B. auch den Bericht von Lion Feuchtwanger, Der Teufel in Frankreich. Tagebuch 1940, Briefe, Berlin und Weimar 1992. Weitere Angaben zum Lager Les Milles, dessen Geschichte im Kontext der Auseinandersetzungen um den dortigen Aufbau einer Gedenkstätte (auch zur Erinnerung an die ab 1942 von dort deportierten Juden) mehrfach behandelt wurde, z. B. neben der o. g. Arbeit von André Fontaine; Jacques Grandjonc und Philippe Joutard, Die Perversion der Historikerarbeit. Oder wie man nicht die Geschichte der Internierung in Frankreich während des Krieges schreibt, in: Cahiers d'études germaniques. Hrsg. von der Universität von Aix-en-Provence, Nr. 17, Oktober 1989, S. 9–20; Les Camps en Provence. Ed. par Jacques Grandjonc et Theresia Grundtner, Aix-en-Provence 1984, und verschiedene Beiträge in Zone der Ungewißheit, a. a. O.

90 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 128; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 425. Vgl. Rapport d'organisation des communistes internationalistes d'Allemagne (IKD) zur außerordentlichen Konferenz der IV. Internationale in New York am 19.–26. Mai 1940, in: Les Congrès ..., Volume I, a. a. O., S. 398 ff.

91 Vgl. Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 256, zum „Haupttheoretiker" Johre (Joseph Weber) und dessen Überlegungen.

Hitler-Stalin-Paktes, der Annektierung Ostpolens und des sowjetisch-finnischen Krieges trennten sich einige Trotzkisten von der von Trotzki selbst immer wieder beschworenen bedingungslosen Verteidigung der Sowjetunion. Insbesondere Johre (Joseph Weber) vertrat ab 1941 eine radikale Neuorientierung.[92] Er legte am 19. Oktober 1941 die Schrift „Die nationale Frage – Drei Thesen der Genossen der IKD" vor.[93] Darin vertrat er die Auffassung, daß durch die faschistische Expansion Europa weitgehend versklavt worden sei. Aufgrund dieser Bedingungen und nach der Vernichtung der Arbeiterbewegung sei es nunmehr notwendig, umfassende nationale Befreiungs- und Widerstandsbewegungen zu unterstützen und damit auch in anderen als den traditionellen politischen Formen zu arbeiten. Die aktuelle Aufgabe des revolutionären Sozialismus sei die nationale Befreiung, weil ohne eine revolutionär-demokratische Geschichtsetappe der (direkte) Übergang vom Faschismus zum Sozialismus utopisch sei.[94]

Im Oktober 1944 legten IKD-Mitglieder, die sich mit Teilen der amerikanischen Trotzkisten immer mehr von der Vierten Internationale entfernten, ein weiteres Dokument unter dem Titel „Capitalist Barbarism or Socialism", verfaßt von Joseph Weber (Johre), vor.[95] Darin behauptete er, daß die Menschheit in ihrer Entwicklung nun um Generationen zurückgeworfen sei, ein Rückfall in die Barbarei stattgefunden habe, wie schon Marx formuliert hatte. Daher sahen die sog. „Rückschrittler" die zukünftige Aufgabe ihrer Bewegung vorrangig darin, die nationale Freiheit wiederzuerringen und damit überhaupt erst Voraussetzungen für eine sozialistische Entwicklung zu schaffen. Die russische Oktoberrevolution wurde nunmehr in Fortführung der Kritik an der Stalinthese vom Sozialismus in einem Land als isolierte Revolution in konterrevolutionärer Umwandlung begriffen. Die Wiedererrichtung von Demokratien (auch in Rußland) betrachtete man als unerläßliche Vorbedingung für die nationale Befreiung und die Gründung einer neuen Arbeiterbewegung. Zum damaligen Zeitpunkt ordnete man sich damit in die nationalen Befreiungsbewegungen ein und hatte die bislang geltende Unabhängigkeit der Arbeiterbewegung aufzugeben.

Johre und den von ihm beeinflußten IKD-Mitgliedern wurde von der Vierten Internationale wegen dieser in einem kurz nach Kriegsende erneut in einer Erklärung zu den Problemen der Revolution in Deutschland („Probleme der europäischen Revolution") veröffentlichten Überlegungen „nationalistische Abweichung" und die Absicht zur Auflösung der Arbeiterbewegung in eine bürgerliche Bewegung vorgeworfen. Die erste

92 Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 263–270.

93 Les Congrès de la Quatrième Internationale, Volume III, Bouleversements et Crise de l'après-guerre 1946–1950, Paris 1983, S. 273 f.; Von der proletarischen Freidenkerjugend ..., a. a. O., S. 109. Nach Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 426: „Three Theses on the Situation in Europe and the Political Tasks of the IKD". Vgl. Les Congrès de la Quatrième Internationale, Volume II, L'Internationale dans la Gueree 1940–1948, Paris 1981, S. 89 f., französische Übersetzung aus Mitteilungsblätter der IKD, Juli 1946, S. 102–107.

94 Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 269; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 426 f.; Von der proletarischen Freidenkerjugend ..., a. a. O., S. 109–112 f. nach Rückübersetzung aus dem Französischen. Vgl. Jacqueline Pluet-Despartin, Les trotzkistes ..., a. a. O., S. 73 ff.; David North, Das Erbe, das wir verteidigen. Ein Beitrag zur Geschichte der Vierten Internationale, Essen 1988, S. 106 f.; Les Congrès, Volume II, a. a. O., S. 90 f.; Joseph Weber, Dinge der Zeit, a. a. O., S. 19 f.

95 Hier nach David North, Das Erbe ..., a. a. O., S. 108 ff. nach New International, Beilage, Oktober 1944, S. 331 ff. Vgl. Les Congrès, Volume II, a. a. O., S. 91; Joseph Weber, Dinge der Zeit, a. a. O., S. 20.

internationale Nachkriegskonferenz der Trotzkisten vom 3. bis 5. März 1946 verurteilte die Position der Exil-IKD und forderte die deutschen Trotzkisten auf, auf den Boden der Beschlüsse der Vierten Internationale zurückzukehren und in Deutschland die Bewegung zu reorganisieren.[96] Wie insgesamt in der trotzkistischen Bewegung zu beobachten, trennte sich aber die erste Generation der deutschen Trotzkisten nach Kriegsende von der internationalen trotzkistischen Bewegung. Dafür spielten wohl auch die Kritik am Ökonomismus, am Workerismus und an der sektiererischen Atmosphäre dieser Bewegung eine Rolle.[97] Nach dem Zweiten Weltkrieg lehnten sie es ab, sich am Aufbau der deutschen Sektion der Vierten Internationale zu beteiligen und wurden von der Vierten Internationale, die dann in Deutschland einen völligen Neuanfang versuchte, auf dem II. Weltkongreß im April 1948 in Paris endgültig ausgeschlossen.[98] In New York und London veröffentlichten sie ab Juni 1947 (u. a. Joseph Weber als Ernest Zander, Erik Erikson und Wilhelm Lunen) das seit etwa 1941 geplante philosophisch-literarische Blatt „Dinge der Zeit", das sich auch an radikaldemokratische kleinbürgerliche Kreise richtete. Weber entwickelte sich mehr und mehr zum libertären Sozialisten. Die bis heute erscheinende Zeitschrift stand und steht zwischen allen traditionellen Richtungen der Arbeiterbewegung und für eine eigenständige Position.[99] Franz Meyer, der seinen Lebensweg seit der Flucht aus Deutschland nach dem Krieg in einem Bilderzyklus darstellte, trennte sich mit Weber von den Trotzkisten und schließlich auch ganz von der Gruppe um Weber. Im Februar 1957 starb er bei einem Autounfall auf der George-Washington-Brücke in New York.[100] Joseph Weber, mittlerweile nach Deutschland zurückgekehrt, starb im Juli 1959.[101]

Gemessen an ihrer geringen personellen Stärke, leisteten die deutschen Trotzkisten, in denen die Gruppe aus Westdeutschland nicht unbedeutenden Einfluß hatte, wie für die linken Kleinorganisationen in der Arbeiterbewegung charakteristisch, einen ganz erheblichen Beitrag zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus.

96 Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 270. Vgl. Von der proletarischen Freidenkerjugend ..., a. a. O., S. 119 f.; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 427 f. Vgl. 1938–1948. Dix années de combat. Rapport d'activité du secrétariat international, adopté par le II[e] Congrès mondial, in: Les Congrès ..., Volume III, a. a. O., S. 269–288, bes. S. 273 f. und S. 285. Vgl. Les Congrès ..., Volume II, a. a. O., S. 435 f. („Résolution sur l'IKD et la Réorganisation de la Section allemande" des ersten Nachkriegskongresses).

97 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 128; Pierre Frank, Die Geschichte ..., a. a. O., S. 47; Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 271; Joseph Weber, Dinge der Zeit, a. a. O., S. 20 ff. Auch die „Kampfschrift" David North, Das Erbe ..., a. a. O. macht deutlich, daß gerade „alte Trotzkisten" sich nach dem Zweiten Weltkrieg von der trotzkistischen Bewegung trennten. Vgl. z. B. Biographien in: Maurice Stobnicer, Le mouvement ..., a. a. O., S. 351.

98 Résolution sur la réorganisation de la section allemande und Résolution sur le comité à l'étranger des Communistes internationalistes allemands (AK de l'IKD) des II. Weltkongresses der IV. Internationale, in: Les Congrès ..., Volume III, a. a. O., S. 324–328; Robert J. Alexander, International Trotskyism, a. a. O., S. 427 ff.; Von der proletarischen Freidenkerjugend ..., a. a. O., S. 109; Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 287.

99 Wolfgang Alles, Zur Politik ..., a. a. O., S. 269 und S. 271; Les Congrès ..., Volume II, a. a. O., S. 91; Joseph Weber, Dinge der Zeit, a. a. O.

100 Franz Meyer, Flucht ..., a. a. O., Einleitung, S. VII.

101 Jan Foitzik, Zwischen den Fronten, a. a. O., S. 333.

Die SPD und der Bericht der Internationalen Sozialistischen Algerien-Untersuchungskommission (1957–1958)[1]

Einige Bemerkungen über die internationale sozialistische Fact-Finding-Mission

Von Jean-Paul Cahn

Einleitung

In der Algerienaffäre, die Frankreich zwischen 1954 und dem Anfang der 60er Jahre in eine stets dramatischer werdende Lage stürzte, markierte der Bericht der Delegation der Sozialistischen Internationale 1957/1958 nur eine Episode, auch für die Sozialdemokratische Partei Deutschlands. Untersuchungskommissionen gab es mehrere, aus Anlaß verschiedener politischer, gewerkschaftlicher oder humanitärer Instanzen, deren Ergebnis nur selten überzeugend ausfiel. Der Sanness-Watson-Bary-Bericht, der bisher wenig Beachtung fand,[2] ermöglicht es gleichwohl – stellt man ihn wieder in seinen Kontext –, verschiedene Auswirkungen des Algerienproblems auf die SPD hervorzuheben und vielleicht besser zu verstehen.

1. Kurzer Blick auf die Vorgeschichte

A. Verzögerte Wahrnehmung

Für die deutschen Sozialdemokraten wurde der Algerienkrieg ab 1956, mit dem Amtsantritt der Regierung Guy Mollet, zu einem Problem. Bislang, auch 1955, als sich die Bundesregierung bereits anhand alarmierender Berichte ihrer Auslandsvertretungen seiner Tragweite bewußt geworden war, war er für die Opposition noch ein Spannungsfeld unter anderen auf der Weltbühne gewesen, für das man kein besonderes Interesse aufzubringen vermochte.

Als am 1. November 1954 in dem ohnehin schon aufrührerischen Nordafrika mehrere Attentate in Algerien den Beginn des Aufstandes in dem verfassungsmäßig als französisches *département* geltenden Territorium signalisiert hatten, war die Bedeutung des

1 Ein Teil folgenden Artikels beruht auf dem Report of the Fact-Finding-Mission to Algeria (28 November–12 December, 1957, Circular No 14/58, 17 February, 1958. Fritz Heine war so liebenswürdig, mir das originale Dokument zur Verfügung zu stellen, wofür ich ihm hier meinen aufrichtigen Dank aussprechen möchte. Hinweise darauf werden „Report of the Fact-Finding-Mission" zitiert; Hinweise auf eine (gekürzte) französische Fassung desselben Berichtes, die sich im Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam, befindet, werden „Rapport" abgekürzt.
In diesem Artikel werden insbesondere zwei Ausdrücke in ihrer damaligen Bedeutung gebraucht: Das Wort „Muselmanen" („Musulmans") hatte keinen religiösen Sinn, sondern es bezeichnete die arabische Bevölkerung Algeriens; der Begriff „Europäer" bezeichnete allgemein die nichtarabische (muselmanische), oft (u. U. seit einigen Generationen) aus Europa eingewanderte Bevölkerung. Franzosen aus der Metropole und Menschen italienischen Ursprungs waren da die Mehrzahl.

2 Guillaume Devin weist in seinem Artikel: Guy Mollet et l'Internationale socialiste, in: Guy Mollet. Un camarade en République. Bernard Ménager éd., Lille 1987, S. 163–198, kurz auf diesen Bericht hin.

Vorfalls allgemein, und nicht zuletzt in Paris selbst, unterschätzt worden: bis auf wenige Maghrebkenner, Germaine Tillon oder Charles-Robert Ageron zum Beispiel, deren Warnrufe in der Presse nur einen verhältnismäßig geringen Widerhall gefunden hatten, hatte kaum jemand vermutet, daß ein nahezu achtjähriger Krieg begonnen hatte.
Außerdem hatte in dieser anfänglichen Phase das Vertrauen zu dem damaligen *président du Conseil* Pierre Mendès France das Urteil der SPD geprägt. Dem Versprechen zufolge, das er am 18. Juni 1954 in seiner Rede zum Amtsantritt gemacht hatte, hatte dieser am 20. Juli in Genf die Verträge unterzeichnet, die nach siebenjährigem Kampf in Indochina zum Waffenstillstand geführt hatten. In die darauf folgende, Frankreichs Grenzen weit überschreitende Debatte hatte die Sozialdemokratische Partei Deutschlands eingegriffen, indem sie sich dem Argument heftig widersetzt hatte, Mendès France habe den Kommunisten in voreilig abgeschlossenen Verhandlungen unvertretbare Konzessionen gemacht: der französische Regierungschef (und Außenminister zugleich) habe, so die SPD, die bestmögliche bzw. die einzig mögliche Lösung gefunden, angesichts der Lage, die ihm seine Vorgänger, insbesondere der Christdemokrat Georges Bidault, hinterlassen hätten. Auch das schnelle und entschlossene Vorgehen der französischen Regierung in der Tunesienfrage war seinerzeit seitens der bundesdeutschen Opposition auf Anerkennung gestoßen: die Rede von Tunis, der sog. *discours de Carthage,* in der Mendès France den Tunesiern am 31. Juli 1954 die interne Autonomie bewilligt hatte, war von der Partei Erich Ollenhauers mit einiger Begeisterung aufgenommen worden.
Somit hatte sich innerhalb einiger Wochen in der deutschen Sozialdemokratie die Auffassung eines antikolonialistischen Pariser Regierungschefs durchgesetzt, und die SPD hatte dem Ausbruch und den ersten Wochen des Algerienkrieges dann auch im Vertrauen[3] auf sein Handeln zugesehen. Sie hatte ihm stets beigepflichtet, wenn er erklärt hatte, Reformen müßten in die Wege geleitet werden, in Erwartung von deren Wirkung sollten jedoch vorläufig zur Wahrung von Ruhe und Sicherheit die Truppen vor Ort demonstrativ verstärkt und, wo notwendig, auch eingesetzt werden.
Während der Amtszeit Edgar Faures, des Nachfolgers von Mendès France im Hôtel Matignon, hatte die Marokkofrage (und in geringerem Maße die Regelung des tunesischen Problems) die französische Nordafrikapolitik überschattet, so daß die Algerienfrage bis Ende 1955 für die SPD eigentlich im Hintergrund gestanden hatte. Als sich dann nach den Wahlen vom 2. Januar 1956 und dem knappen Sieg der „Republikanischen Front" („Front républicain") Guy Mollet als Regierungschef durchsetzte, während die deutschen Sozialdemokraten eine erneute Regierungsbildung unter Pierre Mendès

3 Für die Sozialdemokratische Partei Deutschlands war Mendès France eine handlungsfähige Ausnahme in der pauschal als passiv und inaktiv geltenden politischen Landschaft der vierten französischen Republik, eine Synthese von Autorität und Berücksichtigung demokratischer Prinzipien, die auch für die Bundesrepublik beispielhaft sein konnte. Es wurde primär von seinem Handeln in Matignon erwartet, daß er den deutschen Wählern zeige, politischer Realismus sei (entgegen der Behauptung der westdeutschen parlamentarischen Mehrheit) nicht der Rechten vorbehalten, und sozial bedingtes wirtschaftspolitisches Vorgehen sei möglich, ohne Land und Wirtschaft in die Armut zu stürzen. In der Hoffnung auf eine solche Beispielhaftigkeit betonte die bundesdeutsche Opposition, der Pariser Regierungschef sei ein Mann der Linken, daß sozialistisches Denken seine Auffassungen präge, auch wenn er nicht Mitglied der Schwesterpartei, der Section Française de l'Internationale Ouvrière (SFIO), sei. Die Unnachgiebigkeit von Pierre Mendès France in der Saarfrage (siehe Pariser Verträge vom 23. Oktober 1954!) schadete seinem Image in der SPD im allgemeinen, nicht aber in Sachen Kolonialpolitik.

France erwartet (bzw. erhofft) hatten, nahm die Algerienfrage für die bundesdeutsche Opposition nach und nach neue Züge an.

B. Die SPD und Guy Mollet

Daß Sozialisten, Mitglieder der Sozialistischen Internationale, achtzehn Monate vor Bundestagswahlen (1957) im politisch wenig stabilen Nachbarland die Regierungsgeschäfte übernahmen, war für die deutsche Opposition nicht eben erfreulich: angesichts der sehr schwierigen finanziellen[4] und parlamentarischen[5] Lage, in der sich Frankreich befand, rechnete man – übrigens selbst innerhalb der „Section Française de l'Internationale Ouvrière" (SFIO)[6] – damit, daß das neue Kabinett nur vorübergehend im Amt bleiben würde. Hinzu kam, daß Ollenhauers Partei Mollet generell nicht für einen beispielhaften Sozialisten hielt: nachdem der Abgeordnete von Arras 1946 die Führung der Partei übernommen hatte, hatte die Sozialdemokratie des öfteren eine Dichotomie von Worten und Taten bei ihm registriert. In der Überzeugung, daß die formell orthodoxen Reden des französischen Parteivorsitzenden im Grunde eine spießbürgerliche und eng nationale Einstellung verdeckten, rückte die SPD der oppositionellen Minderheit der SFIO (um Oreste Rosenfeld, Daniel Mayer, André Philip usw.) stets näher. Dem lag eine politische Dimension zugrunde: In der Debatte um die Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG), in der sich Mollet unzweideutig gegen die bundesdeutsche Opposition – und zum Teil zu ihrem innenpolitischen Schaden – für einen deutschen Beitrag zur europäischen Sicherheit ausgesprochen und eingesetzt hatte, war die Unterstützung der sozialistischen Minorität ein Mittel gewesen, in der bis zuletzt offenen französischen Auseinandersetzung um die Europaarmee Einfluß auf eine der ausschlaggebenden Parteien zu gewinnen. Das schwierige Verhältnis zu Mollet hatte aber auch eine ideologische Seite, die allein schon daran deutlich wurde, daß die SPD die sog. *contestataires* (Rebellen), die innerparteiliche Opposition, auch dann noch unterstützt hatte, als sie die SFIO hatte ausschließen wollen, d. h., als die Solidarität für die deutschen Sozialdemokraten nicht mehr von Nutzen gewesen war. Schließlich waren Politiker wie Carlo Schmid oder Günter Markscheffel für die Haltung der SPD zu Frankreich tonangebend, die aus unterschiedlichen Gründen keine Sympathie für Mollet aufbringen konnten.

4 Als Günter Markscheffel von dem SFIO-Parteitag aus Puteaux zurückkehrte, berichtete er: „M[ollet] sagte einmal, er habe vor einigen Tagen Informationen über den wirklichen Zustand der französischen Finanzen und Wirtschaft erhalten. Das sei so erschreckend, daß er sich überlegt habe, ob er nicht dem Kongreß vorschlagen solle, auf jede Regierungsbeteiligung überhaupt zu verzichten." Bericht in: Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn (künftig AdsD), Bestand PV, Abt. II, Signatur 22.

5 Die Poujadisten, nach ihrem Führer Pierre Poujade benannt, die von der SPD als eine zugleich spießbürgerliche und rechtsextremistische Bewegung angesehen wurden, konnten in der ersten französischen Kammer, der *Assemblée nationale,* 56 Sitze erobern; die vor den Wahlen schon stark vertretene „Parti communiste français" gewann 50 Sitze. Es wurde allgemein angenommen, daß die zur Mehrheit unfähig gewordene Kammer das Land unregierbar machen würde.

6 Mollet selbst hatte Ollenhauer erklärt, daß er angesichts der Situation in Frankreich nicht mit einer langen Amtsdauer rechne, daß er die kurze ihm zur Verfügung stehende Zeitspanne jedoch dazu benutzen wolle, um der Öffentlichkeit zu zeigen, „daß eine Regierung der Republikanischen Front imstande sei, die sozialen Probleme energisch anzupacken und auf diese Weise radikalen Tendenzen entgegenzuwirken". Siehe Botschaft der Bundesrepublik in Paris, Bericht Nr. 25-00 I 1172/56, in: Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn, Aktenzeichen 204.81.10/0 9407.

Diese Tatsache war in ihrer Tragweite nie ausschlaggebend, sie darf dennoch nicht unterschätzt werden.

Da sich die SPD auch in der Algerienfrage der Unterstützung der SFIO-Minorität bediente, um nach Möglichkeit auf die Haltung der französischen Schwesterpartei einzuwirken, sei sofort bemerkt, daß Ollenhauers Partei ihren Einfluß auf die EVG-Debatte seinerzeit nicht überbewertet hatte; sie griff später wieder zu dieser Methode, weil dies eins der wenigen Mittel zur Beeinflussung des Entscheidungsprozesses innerhalb der SFIO war, das sich mit dem Prinzip der Nichteinmischung vereinbaren ließ.

Sollte die Regierung Mollet 1956 der heiklen Lage in Frankreich nicht Herr werden, so konnte sie Konrad Adenauer und der CDU voraussichtlich trotz der Differenzen zwischen SFIO und SPD ein billiges Wahlkampfthema liefern. Deshalb oder dennoch sprachen sich innerhalb des sozialdemokratischen Parteivorstandes mehrere führende Persönlichkeiten, scheinbar unter Einfluß von Herbert Wehner, unter Berufung auf den politischen Realismus für die Solidarität mit Mollet aus. Ollenhauer erklärte anläßlich der gemeinsamen Sitzung von Parteivorstand, Parteiausschuß und Kontrollkommission vom 10./11. März 1956: „Unser Interesse ist, daß wir, was wir tun können, es ist nicht sehr viel, tun müssen, um dieser [französischen] Regierung ihre Position zu erleichtern. Ich sage das nicht nur aus einem sentimentalen Grunde, weil es den Leuten da so schlecht geht und man ihnen eine so unmögliche Aufgabe aufgelastet hat, sondern aus der festen Überzeugung, ein Sturz der Regierung Mollet kann nur die Konsequenz haben, daß eine schlechtere Regierung in bezug auf die Chancen für ein deutsch-französisches Verhältnis oder für die Europapolitik zustande kommt."[7] Dieser Richtung blieb die Partei in der Hauptsache treu, selbst als es während der Verhandlungen von Ende Februar bis September 1956 um die heikle Saarregelung ging.[8]

Von Anfang an wirkte die Haltung von Regierungschef Mollet in der Algerienfrage befremdend auf die deutsche Schwesterpartei: sein Umschwung nach den Demonstrationen extremistischer Prägung vom 6. Februar 1956 in Algier, die De-facto-Abberufung von Ministerresident Georges Catroux zugunsten Robert Lacostes und die anschließende Abkehr von den Versprechungen, die die „Republikanische Front" während der Wahlkampagne des Winters 1955 gemacht hatte, wurden zwar von der SPD vor der bundesdeutschen Öffentlichkeit befürwortet und ihr gar plausibel gemacht, in Wirklichkeit aber weder verstanden noch akzeptiert. Die französische Nordafrikapolitik, freilich nicht Hauptsorge der Sozialdemokratie, war schließlich ein Bestandteil der allgemeineren offiziellen SFIO-solidarischen Haltung: der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS), dessen neue Spitze dem Rat Ulrich Lohmars nur reserviert Folge leistete, sie solle dem Vorstand der SPD die Durchführung außenpolitischer Anliegen überlassen,[9] beschuldigte zwar die französischen Sozialisten um Mollet mehrheitlich des Verrats an wesentlichen

7 AdsD, Bestand PV, PV-Protokolle 1956.

8 Siehe u. a. Jean-Paul Cahn, Le parti social-démocrate allemand (S. P. D.) et la France (1954–1958), 2 Bde., Straßburg 1992, Bd. 2, S. 204 ff.

9 Zum SDS in jenen Jahren siehe u. a. Tilman Fichter, SDS und SPD. Parteilichkeit jenseits der Partei, Opladen 1988; Willy Albrecht, „Unter den Talaren ..." Studentenbewegung und Sozialdemokratie bis 1968, in: Partei und soziale Bewegung. Hrsg. von Dieter Dowe, Bonn 1993, S. 59–80.

Prinzipien des Sozialismus,[10] aber die Partei selbst drückte ihre Bedenken, wenn sie welche hatte, nur sehr vorsichtig aus, sogar in der Zeit, als der Rücktritt Mendès France' aus der französischen Regierung in den parteinahen Medien besprochen wurde.[11]

Man darf auch nicht vergessen, daß die SFIO in den vorangegangenen Jahren, u. a. 1947, 1950 und 1953[12] in Sachen Kolonialismus eine recht liberale Haltung eingenommen hatte, daß auch zur Zeit der Regierung Mollet 1956–1957 die Politik Gaston Defferres und Alain Savarys in den Überseegebieten, in Tunesien und in Marokko, wie überwiegend angenommen wurde, nicht gegen die Prinzipien des Sozialismus verstieß und weitgehende Anerkennung fand. Dies konnte das Beharren der SPD auf der Solidarität wenigstens zum Teil rechtfertigen.

Mit der durch den französischen Regierungschef und seinen Algerienminister initiierten *pacification* (Befriedung), in deren Rahmen das Militärische laut offiziellen Erklärungen im Dienste der Reformpolitik stehen sollte, und mit dem sog. *Triptyque,* dem Dreistufenplan, mit dem der Waffenstillstand zur unverzichtbaren Vorstufe für Verhandlungen erklärt wurde, verstieg sich Paris nach und nach in einen Vorgang, in dem die Modernisierung Algeriens großenteils durch die gewaltige Unterdrückung des Rebellenaufstandes verschleiert wurde. Die unter dem Namen *Bataille d'Alger*[13] in die Geschichte eingegangene Episode des Krieges entwickelte sich zum Inbegriff eines auf Repression und Folterungen beruhenden Vorgehens, und die zweideutige Haltung der Regierung gegenüber der militärischen Gewalt kam auch in der SPD-nahen Presse immer unverblümter zur Sprache.

Andererseits darf man die Tatsache nicht aus dem Auge verlieren, daß sich Paris in der Zeit, als (eindeutig) kritische Stimmen gegen die französische Algerienpolitik innerhalb der SPD laut wurden, immer deutlicher zu einem wichtigen bzw. unverzichtbaren Partner der Bundesrepublik entwickelte, in Angelegenheiten wie der Saarfrage oder dem (von den Sozialdemokraten nun bejahten) Aufbau Europas. Die Pflege der intersozialistischen

10 Siehe Willy Albrecht, Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS). Vom parteikonformen Studentenverband zum Repräsentanten der Neuen Linken, Bonn 1994, Kap. II,5,d: „Das Eintreten für die algerische Befreiungsfront – ein Wendepunkt in der Geschichte des SDS", S. 300–305. Albrecht zeigt, daß auch ein Teil der Studenten aus Rücksicht auf die SFIO zunächst seine Zustimmung zur kritischen Haltung verweigert hatte.

11 Anlaß war der Brief von Mendès France an Guy Mollet, in dem der Minister dem Regierungschef ungeschicktes politisches Vorgehen in Nordafrika vorwarf und ihn gleichzeitig beschuldigte, den Versprechen der „Republikanischen Front" untreu geworden zu sein. Aus dem Kommentar der meisten SPD-nahen Zeitschriften ging (mehr oder weniger deutlich) hervor, daß sie für die Rücktrittserklärung des ehemaligen *président du Conseil* zum mindesten Verständnis aufbrachten, d. h., daß sie de facto einen eindeutig gegen Mollet gerichteten Schritt befürworteten.

12 1947 mit Paul Ramadier und Yves Chataigneau; 1951/1952 hatte die SFIO die Beseitigung der kolonialistischen Spannungen durch Verhandlungen verlangt, 1953 die Selbstverwaltungsfähigkeit der Tunesier behauptet und für Marokko moderne und demokratische Organe gefordert. Siehe hierzu Daniel Ligou, Histoire du socialisme en France (1871–1961), Paris 1962, S. 582.

13 Am 7. Januar 1957 wurde die Verantwortung für die öffentliche Ordnung in Algier von den polizeilichen Behörden, die nicht mehr in der Lage waren, Ruhe und Sicherheit zu garantieren, an General Jacques Massu, den Chef der Zehnten Fallschirmjägerdivision, übergeben. Bomben explodierten fast jede Nacht. J. Planchais: «On lui confère par écrit de lourdes responsabilités et, verbalement, on lui suggère d'en prendre de plus lourdes encore» (Le Monde, 4. November 1971). An der Seite Massus befand sich Feldprediger Pater Delarue, der die Folter damit rechtfertigte, daß sie „wirksam" sei, da sie Menschenleben rette, indem sie ermögliche, Attentate zu verhindern. Folter und Repression, wenn überhaupt (offiziös) erwähnt, dann stets als Provisorium dargestellt, wurden in großem Maße angewandt.

Solidarität und die Sorge um Schonung eines bedeutenden außenpolitischen Bonner Partners auf der diplomatischen Bühne stimmten demzufolge überein.
Man stellt rückblickend fest, daß die SPD-Parteiführung in der Algerienfrage mehrheitlich der Versuchung einer öffentlichen Distanzierung gegenüber Paris – zumindest oberflächlich – mühelos widerstand. Die sozialdemokratische Parteiführung verhielt sich 1957 weiterhin der französischen Schwesterpartei gegenüber solidarisch, sieht man von der Suezaffäre ab, in der das Vorgehen der Mollet-Regierung heftig verurteilt wurde. Man ist geneigt, dies auf die Tatsache zurückzuführen, daß der Parteivorstand in den Monaten, in denen die sozialistische Untersuchungskommission ihre Tätigkeit ausübte, seine Aufmerksamkeit nicht nur parteiintern, sondern auch innen- und außenpolitisch anderen Problemen zuwandte, die er für dringender oder für wichtiger hielt. Betrachtet man die Angelegenheit genauer, so stellt man allerdings fest, daß die solidarische Haltung gegenüber Mollet schließlich doch nicht selbstverständlich war.

C. Die Entstehung der Sanness-Kommission

Die Initiative, eine Untersuchungskommission der Sozialistischen Internationale nach Algerien zu schicken, kam nicht aus Bonn. Den Auftakt gab ein Brief des Generalsekretärs der norwegischen Sozialistischen Partei, Haakon Lie, an Morgan Phillips,[14] in dem verlangt wurde, daß die Algerienfrage auf die Tagesordnung des Wiener Kongresses (2. bis 6. Juli 1957) kommen solle; dieser Antrag wurde am 21. Juni – per Brief – von Robert Pontillon akzeptiert. Die SFIO wurde in der österreichischen Hauptstadt heftig angegriffen, Finn Moe und Aneurin Bevan richteten an Paris den Vorwurf, Frankreich gehe in Algerien in einer Art und Weise vor, die sich mit den Grundsätzen des Sozialismus und der Demokratie einfach nicht vereinbaren ließen. Als Vertreter der *Section française* verteidigte Pierre Commin die Politik von Guy Mollet und Robert Lacoste so gut es ging,[15] er sah sich dann allerdings gezwungen, im Namen seiner Partei die Entsendung einer internationalen sozialistischen Delegation vorzuschlagen – damit zumindest der Anschein bewahrt wurde, daß dies nicht gegen den Willen, sondern auf Initiative der französischen Partei geschehen sei.
Daß die Sozialistische Internationale der Untersuchungskommission große Bedeutung beimaß, beweist die Tatsache, daß Albert Carthy am 29. Juli 1957 an die stellvertretenden Vorsitzenden der Internationale Hugh Gaitskell, Erich Ollenhauer und Guy Mollet schrieb, um in sie zu dringen, an den Vorbereitungsarbeiten der Fact-Finding-Mission teilzunehmen. Der französische Vorschlag, die Reisekosten der Kommissionsmitglieder zu tragen, wurde jedoch abgelehnt.[16]
Derartige Vorkehrungen genügten dennoch nicht, um alle Zweifel an der Unabhängigkeit der Kommission zu zerstreuen. Mohamed Saadoun, ein Vertreter der algerischen Befreiungsfront „Front de Libération Nationale" (FLN), machte Albert Carthy schriftlich

14 Brief H. Lies an M. Phillips vom 21. Mai 1957, in IISG Amsterdam, Archiv der Sozialistischen Internationale, Mappe „Algeria 1957–1958 – Correspondance / Travel arrangements".
15 Siehe The Socialist International, Circular 70/57 vom 6. Dezember 1957, S. 45 ff.
16 Die Kosten wurden von der Internationale getragen. Siehe Brief Albert Carthy an Robert Pontillon vom 14. Oktober 1957, in: IISG Amsterdam ..., a. a. O.

darauf aufmerksam, daß die Kommissionsmitglieder in ihrer Eigenschaft als Gäste der französischen Regierung durch ein Programm gebunden sein würden, das „entsprechend der sogenannten ‚Pazifikations'-Politik ausgearbeitet wurde".[17] Die SPD verhielt sich dem Vorgang gegenüber neutral. Die Entsendung einer Untersuchungskommission nach Nordafrika entsprach ihrem Wunsch; daß diese ohne ihr Zutun zustande kam, bot den Vorteil, daß damit kein Schatten auf ihr solidarisches Verhalten gegenüber der SFIO fiel. Neben dem politischen Kalkül soll allerdings ein weiterer möglicher Grund für die Zurückhaltung der Bonner Partei erwähnt werden: Rückblickend läßt sich ein erstaunlicher Informationsmangel – zumindest bei den deutschen Sozialdemokraten – in dieser Fact-Finding-Angelegenheit feststellen. Am 29. November 1957 schrieb z. B. Heinz Putzrath an Albert Carthy: „Heute sprach ich [...] mit Fritz Heine über die Algerienkommission, und wir stellten beide fest, daß wir weder wissen, wann die Kommission gestartet ist, noch wer die Mitglieder der Delegation sind. Würdest Du bitte so gut sein, und uns dies mitteilen?"[18] Es läßt sich deshalb nicht mit Gewißheit feststellen, ob seitens der SPD die schweigsame Hinnahme der Ernennung des Engländers Sam Watson, eines der notorischen Bevan-Gegners in der Labour Party,[19] aus Informationsmangel erfolgte oder ob die SPD unter Umständen dem Kalkül der britischen Partei beipflichtete, die ein mögliches Veto der SFIO gegen die Zusammensetzung der Kommission vermeiden wollte. Carthy wertete jedenfalls die Wahl Sam Watsons als ein Zeichen für die Bedeutung, die die British Labour Party der Delegation beimesse.[20]

Der Indonesier Wijno, der die asiatischen Parteien vertreten sollte, blieb der Delegation ohne Erklärung fern. Die Kommission bestand, außer dem bereits erwähnten Watson, aus dem Belgier Jules Bary und dem Norweger John Sanness vom „Arbeiderbladet", der den Vorsitz übernahm; Sekretär war John Clark.

Auf ihrer Reise hatten sie Kontakte zu Guy Mollet, Robert Lacoste, Jean Rous von der SFIO, zu Robert Bothereau von der Gewerkschaft „Force ouvrière", zu Ali Boumendjel von der Befreiungsfront FLN, zu den algerischen Gewerkschaftern Charfi und Rachid von der „Union Génerale des Travailleurs Algériens" (UGTA[21]), Hachemi und Ben Said von der „Union Syndicale des Travaileurs Algériens" (USTA[22]), mit Belhaldi von der

17 «Un programme établi en fonction de la politique de ‹pacification›», Brief an Albert Carthy vom 27. November 1957, in: a. a. O.

18 Albert Carthys Antwort vom 3. Dezember 1957 klingt noch erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß dieser Brief an die Partei eines der Vizepräsidenten der Internationale adressiert ist: „Ich hörte von der Delegation, daß sie öffentliche Notiz vermeiden wollen, um sich ungestört auf ihre Arbeit konzentrieren zu können. Ich erwähne dies, weil wahrscheinlich in der Presse wenig darüber erscheinen wird." A. a. O.

19 Bevans heftige Angriffe gegen das französische Vorgehen in Algerien, u. a. in der Mendès France nahestehenden Servan-Schreiber-Zeitschrift L'Express, hatten die SFIO veranlaßt, Protest bei der Internationale und bei der BLP zu erheben. Bevan war auch einer derjenigen, die sich mit größter Energie für die Entsendung einer Untersuchungskommission eingesetzt hatten (siehe oben).

20 In einem Brief vom 27. Oktober 1957 schrieb er an den belgischen Sozialisten J. Luyten: «Sam Watson [...], président de son [= BLP] Comité international et ancien président du Parti travailliste [...]. Cela indique l'importance qu'elle attache à cette question.» Rapport.

21 Die UGTA wurde 1956 auf Veranlassung der FLN gegründet, um die algerischen Arbeiter dem Einfluß der französischen Gewerkschaften CGT, FO oder CFTC zu entziehen. Der Delegation der Internationale gegenüber behaupteten ihre Sprecher, sie zähle 156000 (illegale) Mitglieder. Report of the Fact-Finding-Mission, S. 14.

22 Die USTA wurde am 14. Februar 1956 in Algier ins Leben gerufen, wo sie illegal blieb, und im März desselben Jahres in der Metropole gegründet, wo sie geduldet wurde, ohne von der Regierung oder von der

messalistischen Bewegung „Mouvement National Algérien" (MNA), aber weder mit Achmed Ben Bella noch mit Messali Hadj, obgleich sie diesen als den historischen Führer des algerischen Nationalismus betrachteten. Ihren Verzicht darauf, Messali zu sprechen, erklärten sie in ihrem Bericht schlicht mit den schlechten meteorologischen Bedingungen.[23] „A detailed questionnaire" wurde ihm zugeschickt, seine Antworten in dem Bericht in stellenweise zusammengefaßter Form wiedergegeben.

Die sozialistischen Kommissionsmitglieder kamen nach Algier, Oran, Constantine, Bône, Tunis und, auf Anregung der französischen Behörden,[24] in die Erdölgebiete der Sahara, aber sie hatten keinen Zugang zu den Gebieten, die unter der Kontrolle der Rebellen standen. Aus diesem Überblick geht hervor, daß die Delegation der Internationale allein schon deswegen, weil ihr nur ein Teil dessen gezeigt wurde, was sie hätte sehen sollen, nur ein fragmentarisches Bild der Zustände in Algerien gewinnen konnte. Trotz des komplexen, vielschichtigen Sachverhalts[25] enthielt ihr Bericht in mancherlei Hinsicht dennoch nicht uninteressante Informationen über verschiedene Aspekte der Algerienfrage.

Gleichwohl stellt man notgedrungen fest, daß aus der Darstellung der Verhältnisse klar hervorgeht, wie wenig die Inangriffnahme des Problems die ursprünglichen Absichten der Kommission widerspiegelt: inhaltlich wie formell hätte der Bericht, bis auf einige Stellen, ebensogut und in derselben Form von einer nichtsozialistischen Untersuchungskommission verfaßt werden können. Dies verlieh ihm zwar den sachlichen Ton, ohne ideologische Voreingenommenheit geschrieben worden zu sein, zeigte aber von vornherein, daß der Bericht nicht vorbehaltlos dem Ziel einer Prüfung der Zustände in Algerien aufgrund sozialistischer Prinzipien entsprach, weswegen sich die Delegation an Ort und Stelle begeben hatte. Die hohe Auswanderungsquote (schätzungsweise 300 000 in der Metropole arbeitende Algerier) wurde ohne Kommentar erwähnt, abgesehen davon, daß das Geld, das dadurch in das *département* hineinfließe, eine Hilfe für das nordafrikanische Gebiet darstelle. Kein Wort hingegen über die Lebensverhältnisse auf europäischem Boden, die bereits in SPD-nahen Zeitschriften mehrmals als unmittelbare Folge der kolonialen Verhältnisse im Maghreb interpretiert worden waren.[26] Das galt

[Forts. von Anm. 22]
Arbeitgeberschaft als Gewerkschaft anerkannt zu werden. Die Delegation der Internationale, die sie als „mere cover for the MNA" darstellte, schätzte ihre Mitgliederzahl (Stand: Juni 1957) auf 100000. Die französische Regierung bediene sich ihrer, „to conduct a policy of divide and rule". Report of the Fact-Finding-Mission, S. 14.

23 "This attempt proved unsuccessful owing to storm conditions which rendered air and see travel impossible." Report of the Fact-Finding-Mission, S. 1.

24 „... at the suggestion of the french authorities". Report of the Fact-Finding-Mission, Circular 14/58, 17 February, 1958.

25 Der Zugang zu der Problematik war an sich nicht einfach, ein Urteil darüber unter Umständen heikel. Ein Beispiel dafür gibt der Bereich der Demographie. Der Bericht erwähnte den Geburtenüberschuß von jährlich 250000 Menschen in Algerien („one million every four years", Report of the Fact-Finding-Mission, S. 6) und die Tatsache, daß 52 Prozent der Muselmanen keine 20 Jahre alt seien. Gleichzeitig wies er auf die französischen Bestrebungen hin, die Lebensbedingungen durch gesteigerte Hygiene zu verbessern. Er verwies nicht allein auf den Rückgang der Fehlgeburten, sondern auch auf die Tatsache, daß es Frankreich mit Rücksicht auf die der muselmanischen Zivilisation innewohnenden Probleme unternommen habe, männliche und weibliche Unfruchtbarkeit zu bekämpfen, deren stete gesellschaftliche Opfer Frauen sind. Als Beispiel wurde auf das Krankenhaus Mustapha in Algier hingewiesen, wo die Delegation eine recht kostspielige („high expensive") Spezialabteilung besichtigt hatte.

26 Siehe u. a. Saarbrücker Allgemeine Zeitung vom 6. November 1957.

zum Beispiel auch für den diffizilen Fragenkomplex der kolonialen Lage, die den Kern des Problems bildete.

Ein Eckpfeiler der Argumentation, deren sich Frankreich zur Rechtfertigung seiner Repression in Algerien bediente, war, daß sich unter seiner kolonialen Herrschaft die Wirtschaft, die Lebensverhältnisse und das geistige Leben entwickelt hätten und weiterentwickeln würden; ein Teil seiner Politik in dem *département* ging im übrigen in diese Richtung. Ab und zu wurde sogar behauptet, zum Beispiel 1956 in „Politique étrangère", daß Algeriens Wirtschaft zu Lasten der französischen fortlebe. Der Bericht der sozialistischen Untersuchungskommission erwähnte tatsächlich etliche Fakten, die das Verhältnis der Metropole zu Algerien als kolonial erscheinen ließen. Mehr als der lähmende Druck der Industriellen aus dem Mutterland,[27] der laut Aussage der Delegationsmitglieder das Handelsdefizit[28] in nicht geringem Maße erklärte, erschien ihnen die Eigentumsverteilung der in Algerien arbeitenden Betriebe als ausschlaggebend. Es wurde zum Beispiel hervorgehoben, daß die „Société nationale de recherches et d'exploitation des pétroles en Algérie" (SN REPAL) zu 100 Prozent in den Händen des französischen Staates war, daß die private „Compagnie française des pétroles d'Algérie" (CFPA) sich zu 65 Prozent in den Händen der Royal Dutch Shell, zu 30 Prozent in denjenigen französischer Privatgruppen und zu 5 Prozent in denen des Staates befand oder daß sich der französische Privatbesitz (55 Prozent), die Royal Dutch Shell (35 Prozent) und der Staat die Aktien der „Compagnie de recherche et d'exploitation du pétrole du Sahara" (CREPS) teilten. Ähnlicher Argumente hatten sich einige Jahre zuvor einige Sozialdemokraten auf polemische Weise bedient, unter ihnen nicht zuletzt Karl Mommer, um anhand des Vergleichs mit Algerien hervorzuheben, daß die Saar, „Saarabien", de facto ein französisches Protektorat sei. Watson und Bary[29] unterstrichen diese Tatsache, ohne sie allerdings als koloniale Ausbeutung zu bezeichnen noch die verschiedenen Elemente, die auf Kolonialismus hindeuteten, in einer umfassenden Analyse zu bündeln. Darin war ihre Position im Grunde nicht so weit von der Haltung der SPD-Führung entfernt. Zwar wurden die kolonialen Zustände in verschiedenen sozialdemokratischen Presseorganen des öfteren anhand anschaulicher Beispiele analysiert und bedauert. So zum Beispiel die Tatsache, daß die verarbeitende Industrie nur rund 10 Prozent des algerischen Bruttonationalproduktes ausmache, so daß die Wirtschaft nicht nur völlig von derjenigen des Mutterlandes abhängig war, sondern daß der Preis pro Tonne bei der Einfuhr 3,6mal höher war als der Preis pro Tonne bei der Ausfuhr. Aber die Parteiführung hielt sich zurück, wohl aus der Überzeugung, daß man in einer akuten Krisenperiode, wie sie in Algerien damals bestand, mit solchen Beschuldigungen keiner Lösung näherkomme.

Im Delegationsbericht wurde auch auf die soziale Lage eingegangen und festgestellt, daß die sozialen Beihilfen im öffentlichen Dienst zwar mit denjenigen der Metropole vergleichbar seien, daß die Zulagen in der Privatwirtschaft aber kaum 25 Prozent derjenigen, die im Mutterland üblich waren, erreichten. Ferner wurde darauf verwiesen, daß das Umgehen des Gleichheitsgrundsatzes dadurch möglich sei, daß man den Europäern bei

27 «Pendant des années, les développements industriels en Algérie avaient été plus ou moins interdits sous la pression de l'industrie de la France métropolitaine.» Rapport.

28 Siehe Report of the Fact-Finding-Mission, S. 9.

29 Siehe unten, S. 198.

gleicher Arbeit eine höhere Qualifikation unterstellte. In den ohnehin von Armut gekennzeichneten Agrardistrikten wurde das Fehlen jeglicher Versorgung festgestellt.

2. Folgenschwere Solidarität: die Haltung der Mehrheit um Erich Ollenhauer

Es ist unverkennbar, daß sich die Delegation der Sozialistischen Internationale in der Hauptsache die französischen (SFIO-)Thesen zu eigen machte. Allein schon die Tatsache ist in dieser Hinsicht vielsagend, daß die Verantwortung für die wirtschaftliche und soziale Rückständigkeit fast ausschließlich den früheren – rechtsorientierten – französischen Regierungen angelastet, während die im Rahmen des Reformprogramms erreichten Fortschritte den Sozialisten Mollet und Lacoste zugeschrieben wurden, selbst wenn es sich, wie bei vielen Aspekten der administrativen Neugestaltung, um Entscheidungen handelte, die bekanntlich während der Amtszeit von Pierre Mendès France getroffen worden waren.[30]

Die SFIO behauptete erwartungsgemäß gegenüber der Untersuchungskommission den Erfolg der *pacification:* die Ordnung sei in den Städten und, in der Hauptsache, auf dem Land wiederhergestellt, das wirtschaftliche Leben verlaufe so gut wie ungestört usw. Dieser optimistischen Einschätzung seiner Partei widersprach Jean Rous, der als Sprecher der *contestataires,* der innerparteilichen Opposition, gehört wurde.[31] Die *pacification* sei ein rein militärischer Erfolg, aber ein politischer Fehlschlag.[32] Er widersetzte sich gleichzeitig (entsprechend der überwiegenden Auffassung seiner Partei) dem Alleinvertretungsanspruch der FLN. Er schlug eine Anerkennung der *national vocation* Algeriens vor, als ersten Schritt auf dem Wege zu freien Wahlen, Gespräche am runden Tisch, einen Waffenstillstand, ein Übergangsregime usw. Die Kommission der Internationale erwähnte zwar die Erklärungen von Jean Rous über die *pacification,* stellte aber die Auffassung der SFIO-Mehrheit als ihre eigene dar: Frankreich setze neben den Reformen, die durch die Soldaten der „Specialised Administrative Sections" (SAS) ein- und durchgeführt würden, ein bemerkenswertes Modernisierungsprogramm durch, u. a. des Wohnungsbaus und des Straßennetzes, von dem es eine Abkehr der Algerier von der Rebellion und von der Forderung nach Selbstbestimmung erhoffe. Das Urteil war positiv: „Bemerkenswerte Fortschritte sind in den zwei letzten Jahren in den ‚Kannisterstädten' [Elendsvierteln] gemacht worden, die es in den meisten Großstädten gab, und in der Umsiedlung der Einwohner in neue Ortschaften, in denen, so wie auf dem Land, Gemeinderäte ‚ernannt' worden sind, welche die allgemeinen Angelegenheiten unter Leitung der SAU [= sections administratives urbaines] verwalten."[33]

30 Siehe u. a. Report of the Fact-Finding-Mission, S. 12; es soll jedoch nicht vergessen werden, daß die *pacification* die von der Regierung Mollet eingeleitete Algerienpolitik bezeichnete.

31 Offensichtlich hätte die Delegation ein Gespräch mit bekannteren oppositionellen Parteimitgliedern vorgezogen, mit Gaston Defferre, dessen Rede auf dem außerordentlichen SFIO-Parteitag kurz zuvor großes Aufsehen erregt hatte, oder mit Edouard Depreux, von dem in der Presse viel häufiger die Rede war.

32 Siehe Report of the Fact-Finding-Mission, S. 22.

33 Report of the Fact-Finding-Mission, S. 12.

Jean Rous gehörte nicht zu jenen Vertretern der – gespaltenen – Minorität der SFIO, zu der die SPD Beziehungen hatte. Die deutsche Partei hatte es bislang unterlassen, seine Vorschläge eingehender zu analysieren, aber sie hatte sehr ähnliche Stellungnahmen bereits rein prinzipiell für interessant erklärt. Auch hatte sie von Anfang an, seit November/Dezember 1954, die Ansicht vertreten, der Einsatz von Soldaten dürfe höchstens als punktuelle Antwort auf eine akute Krisenlage aufgefaßt werden, bis die entsprechenden wirtschaftlichen und sozialen Maßnahmen wirksam sein würden. Nicht unbedeutende Mitglieder der Partei hatten die Priorität der militärischen Antwort öffentlich kritisiert. Auch wenn man annehmen darf, daß Rous in seinen Erklärungen der SPD etwas zu weit ging, die hier und dort Frankreichs Bemühungen zur Verbesserung der gesellschaftlichen Lage in Algerien anerkannt hatte, so enthielt der Bericht aber eine Stellungnahme, die die deutsche Sozialdemokratie nicht unberührt lassen konnte. In Wien hatten sich jene sozialistischen Parteien, denen sich die SPD ideologisch sehr nahe fühlte, und die wesentlich dazu beigetragen hatten, die Sanness-Kommission ins Leben zu rufen, nämlich die skandinavischen und die englische, eindeutig für die Selbstbestimmung in Algerien und für einen unabhängigen algerischen Staat ausgesprochen. Bevan hatte die Selbständigkeit im Prinzip befürwortet, wenn er auch davon ausging, daß der Weg zur Eigenständigkeit primär Sache der Franzosen und der Algerier selbst sei.

Am 14. Oktober 1957 berichtete Heinz Putzrath im „SPD-Pressedienst" über die Sitzung des Büros der Internationale, die kurz zuvor im Transport House in London stattgefunden hatte. Er schrieb damals: „Die Aufgabe der Delegation wird es sein, die politische Lage in Algerien vom Standpunkt des demokratischen Sozialismus zu studieren. Es versteht sich von selbst, daß daher das Selbstbestimmungsrecht der Völker in der Beurteilung der jetzigen Situation und der Empfehlungen der Delegation entsprechend berücksichtigt werden muß." In diese Richtung hatten daraufhin die sozialistischen Berichterstatter ihre Aufgabe offenbar nicht verstanden. Sie schnitten die Frage der Selbstbestimmung zwar an, sie erörterten sie aber so gut wie ausschließlich in Anlehnung an die grundsätzliche Absage der europäischen Bevölkerung Algeriens an eine solche Lösung. Sam Watson und Jules Bary bedienten sich sogar eines Tricks, der die Idee einer Selbstbestimmung für Algerien de facto zu diskreditierten vermochte. Das Thema wurde nämlich in dem Teil des Berichtes angeschnitten, der dem Standpunkt der Kommunisten Algeriens gewidmet war, die sich für eine Entscheidung des algerischen Volkes aussprachen; diese Auffassung wurde dann aber mit einer Handbewegung vom Tisch gewischt, indem auf die innerhalb der KPF herrschende Disziplin – sprich Moskauhörigkeit! – hingewiesen wurde. Mit dem Grundsatz „Selbstbestimmung" setzte sich der „Report of the Fact-Finding-Mission to Algeria" aber nicht auseinander. Hier soll allerdings angemerkt werden, daß sich ein solcher Umgang mit dem kommunistischen Standpunkt nicht allein auf das bei Sozialisten übliche Mißtrauen gegenüber der KP erklären läßt: Robert Lacoste hatte sich große Mühe gegeben, Watson und seine Gefährten zu überzeugen, daß die FLN eine prokommunistische Bewegung sei und daß der Rückzug Frankreichs die Errichtung eines sowjetrußlandhörigen kommunistischen Regimes in Algerien als unmittelbare Folge mit sich bringen würde.

Eine derart einseitige Beleuchtung der Selbstbestimmungsproblematik konnte den Erwartungen der SPD keinesfalls gerecht werden, auch wenn die Angst vor einer möglichen

kommunistischen Färbung der FLN in der sozialdemokratischen Partei anzutreffen war. Folge dieser Einstellung der Berichterstatter war, daß sie Verständnis für die Politik der Regierung Gaillard aufbrachten und daß sie deren im Rahmengesetz (der *loi cadre*) enthaltene Vorschläge als das Maximum des Durchführbaren betrachteten.[34] Als Maßstab diente die Resolution des 3. Kongresses der Internationale von 1953, die zwar die Aufhebung des Kolonialismus verlangt, es aber unterlassen hatte, die Unabhängigkeit der kolonisierten Völker als einen sofortigen Anspruch zu bezeichnen.

Eben in dieser verständnisvollen Einstellung gegenüber der amtierenden französischen Regierung lag einer der Gründe, weshalb die SPD offiziell nicht gegen die Ausschaltung einer auf Selbstbestimmung beruhenden Lösung protestierte. Anfang 1958 wurde immer deutlicher, daß die deutsche Partei um die Weiterentwicklung der Demokratie in Frankreich bangte. Das wurde nicht zuletzt daran deutlich, daß sie Félix Gaillard als Regierungschef alles in allem im „Vorwärts", im „Parlamentarisch-Politischen Pressedienst" (PPP) und in weiteren Organen schonend behandelte, nachdem sie ihn als Minister der Regierung Bourgès-Maunoury kurz zuvor heftig kritisiert hatte. Daß sich das Selbstbestimmungsrecht und die damit zusammenhängende Gefahr der Unabhängigkeit in Algerien nicht hemmungslos würde durchsetzen lassen, war ein offenes Geheimnis. Daß jeder Versuch in diese Richtung für Frankreich gefährlich wäre, lag dementsprechend nahe.

Viele deutsche Sozialdemokraten um Erich Ollenhauer wußten bereits, was in dem Bericht der Fact-Finding-Mission stand,[35] daß nämlich die sog. „Ultras" eine typische Pressure-group rechtsextremistischer Prägung seien, die vor den Mitteln des Terrors nicht zurückschreckten, oft mit Wissen oder gar mit Unterstützung der Polizei.

Daß so gut wie keine negativen Reaktionen der SPD auf den Bericht der Fact-Finding-Mission in die Öffentlichkeit kamen, ist demzufolge an und für sich nicht erstaunlich. Die offizielle sozialdemokratische Zurückhaltung hatte allerdings neben den politischen Gründen, Solidarität mit der SFIO und Rücksichtnahme auf die schwierigen Verhältnisse, in denen sich die vierte französische Republik befand, auch einen weiteren Grund: Es war innerhalb der Internationale beschlossen worden, daß der Bericht nicht veröffentlicht werden sollte. Diese Entscheidung war allerdings kein hinreichender Grund, denn Teile dessen wurden infolge von Indiskretionen dennoch bekannt.[36] Diese Tatsache hätte es den Sozialdemokraten erlaubt, sich davon zu distanzieren. Bemerkenswert ist, daß im Archiv keine parteiinternen Dokumente (Briefe, Aktennotizen usw.) zu finden sind.

Trotzdem kam ein gewisser Unmut der SPD in einer scheinbar nebensächlichen Angelegenheit zum Ausdruck. Die Fact-Finding-Mission verursachte auf zwei Ebenen Spannungen. Einerseits kamen innerhalb der Untersuchungskommission gegensätzliche Meinungen zum Ausdruck, die zu einer Auseinandersetzung zwischen Jules Bary und

34 «Il semble peu douteux que n'importe quel gouvernement français qui allait au-delà de la loi-cadre vers une reconnaissance du principe du peuple de disposer de lui-même aurait à compter avec un climat d'hostilité parmi la plus grande partie de la population européenne, au sein de laquelle de laides formes d'extrémisme gagneraient rapidement du terrain.» Sic. Rapport.

35 «On nous a cité des cas où des périodes de calme avaient été troublées par des lancements de bombes lors desquels les coupables se sont échappés d'une manière qui incriminait la complicité de la police.» Rapport.

36 Siehe unten, S. 185.

Sam Watson einerseits, Jan Sanness andererseits führten. Stein des Anstoßes war im Grunde die Tatsache, daß sich der Belgier und der Engländer die französischen Thesen (nicht zuletzt unter dem Einfluß von Lacoste[37]) in viel größerem Maße zu eigen gemacht hatten als der Norweger. Dies ging z. B. daraus hervor, daß in dem Schlußbericht ein „change in the existing climate" als Voraussetzung für Verhandlungen bezeichnet wurde, was deutlich an Mollets Dreistufenplan erinnerte, und daß Gespräche mit der FLN ausgeschlossen wurden, weil deren gegenwärtige Vorschläge solche nicht ermöglichten. Sanness erklärte in einem Brief vom 14. Februar 1958, in dem er seine Bedenken zum Ausdruck brachte, daß er eine Formulierung ablehne, die, indem sie einen totalen Bruch zwischen Frankreich und Algerien (bzw. Metropole und *département*) als „a grave loss to modern civilisation" bezeichnete, seiner Meinung nach dahin führte, daß die Ziele der algerischen nationalen Bewegung und die Interessen der modernen Zivilisation als gegensätzlich dargestellt würden.[38]

Es kam schließlich, wie in „Le Monde" vom 21. Februar 1958 zu lesen war, zu vier Hauptbemerkungen der internationalen Kommission:

- Sie schlug die Anerkennung der besonderen Interessen („intérets particuliers") Frankreichs in Algerien vor;
- sie betonte die Schwierigkeit des Strebens nach einer Lösung in einer Gegend, die durch eine enge Verflechtung („Integration") beider Gemeinschaften gekennzeichnet sei;
- sie unterstrich die Bemühungen Frankreichs auf wirtschaftlicher und sozialer Ebene;
- sie hob die Notwendigkeit hervor, mit den algerischen „Nationalisten" ins Gespräch zu kommen – eine Lösung, die also dem Alleinvertretungsanspruch der FLN nicht gerecht wurde.

Neben diesen kommissionsinternen Gegensätzen, zu denen die SPD, wie erwähnt, nicht Stellung nahm, kam es auch infolge der Haltung der Franzosen zu Auseinandersetzungen.

Ursprünglich hatte es die SFIO nach ihrem Wiener Zugeständnis für ratsam gehalten, angesichts des Schadens, den ein begründetes negatives Gutachten einer sozialistischen Untersuchungskommission für sie selbst und für die französische Politik im Maghreb bedeutet hätte, für eine möglichst geheime Behandlung des Fact-Finding-Unternehmens zu sorgen. Ihre Vertreter hatten durchgesetzt, daß das Ergebnis der Sanness-Watson-Bary-Mission vertraulich bleiben sollte. Als dann aber die Schlußfolgerungen wider Erwarten günstig ausfielen, als z. B. Algerien als das letztmögliche erwählte Gebiet für eine dauerhafte Zusammenarbeit zwischen Europa und der Dritten Welt bezeichnet wurde,[39] schienen sie den Erfolg ihrer ursprünglichen Bemühungen zu bereuen. Am 14. Februar 1958 verlangte Guy Mollet die Veröffentlichung des Berichtes. Bevan widersetzte sich dem Antrag, und es kam zu einer Kompromißlösung. Die *conclusions* der sozialistischen Delegation sollten in der „Socialist International Information" erscheinen.

37 Sam Watson war, wie bereits erwähnt, ein Gegner Bevans; die sozialistische Partei Belgiens stand der SFIO sehr nahe.

38 Brief Sanness in: IISG, Amsterdam, Archiv der Sozialistischen Internationale, Mappe „Bureau Meetings 1953–1959".

39 Ebda.

In der Tat war somit der SFIO die Möglichkeit gegeben, die Presse auf das vertrauliche Informationsblatt der Internationale hinzuweisen, um die Öffentlichkeit mittelbar mit dem Ergebnis der Untersuchungen bekannt zu machen.

Es kam daraufhin aber in Frankreich zu einem (wohl nicht gesteuerten) Mißverständnis, das wahrscheinlich auf die ursprüngliche Ablehnung einer Veröffentlichung des Delegationsberichtes durch die SFIO zurückzuführen ist. Am 20. Februar behauptete die Zeitung „Libération", den französischen Sozialisten sei es gelungen, die Veröffentlichung des Untersuchungsberichtes zu verhindern. Es entwickelte sich eine Polemik: In einem Brief an Alsing Andersen beschuldigte Guy Mollet am 24. Februar 1958 die Presseagentur Reuter einer Tatsachenfälschung, und er verlangte von der Internationale, daß der Beschluß vom 14. Februar (vertrauliche Veröffentlichung) nochmals geprüft werde. Am 17. April schickte Robert Pontillon, u. a. an die SPD, offiziell zur Information, polemisch-kritische Presseauszüge, um auf den Schaden aufmerksam zu machen, der für die französischen Sozialisten durch den Verdacht entstanden sei, sie hätten sich der Bekanntgabe des Berichtes widersetzt.[40]

Schon am 21. Februar hatte die bundesdeutsche Opposition in einem Brief Fritz Heines an Albert Carthy ihr Bedauern darüber zum Ausdruck gebracht, daß der Bericht entgegen der ursprünglichen Entscheidung nicht geheim geblieben sei.[41] Als seine Partei dann von London aus über die Haltung befragt wurde, die in dieser Angelegenheit von der Internationale einzunehmen sei, erklärte sich Fritz Heine zwar damit einverstanden, daß man dem Anspruch Mollets auf Klärung des Sachverhalts entgegenkomme, jedoch tat er dies in vielsagender Form. Interessant ist nämlich, daß Heine im ersten Teil seines Briefes, wahrscheinlich in Anlehnung an die Tageszeitung „Le Monde" vom 21. Februar,[42] eine kaum verhüllte Kritik an den Methoden der Franzosen formulierte: „Die Indiskretionen über die Schlußfolgerungen der Algerienkommission sind durch eine französische Nachrichtenagentur, nämlich durch AFP, begangen worden. Andere Agenturen haben dann offenbar nur von AFP übernommen. Es ist also eine Indiskretion aus französischen Kreisen. Damit will ich nicht gesagt haben, daß es eine Indiskretion aus Kreisen der SFIO ist, aber die erste Veröffentlichung erfolgte in und aus Frankreich, entgegen dem Beschluß des Büros."[43]

Die unmittelbare Erklärung für diese wenig freundliche Anschuldigung befindet sich nicht im Archiv, sondern in der Presse. Die englische „Tribune", die von Jennie Lee geleitet wurde, übte damals heftige Kritik an der Art und Weise, wie Mollet versucht hatte, innen- und außenpolitisches Kapital aus dem Kommissionsbericht zu schlagen; auch in Frankreich erwähnte u. a. Jean-Jacques Servan-Schreibers Zeitschrift „L'Express" vom 10. April die öffentlichen Hinweise des SFIO-Vorsitzenden auf den „Sieg", den das Ergebnis der internationalen sozialistischen Untersuchungen für Paris und seine

40 Darin befanden sich Auszüge nicht nur aus französischen Zeitungen wie Libération (20. und 27. Februar 1958), France-Observateur (20. Februar), L'Express (10. April), sondern auch aus der algerischen El Moudjahid (FLN, 15. März), in: AdsD, Bestand PV, Mappe 0640.

41 Ebda.

42 Le Monde vom 21. Februar 1958 berief sich auf eine Meldung der französischen Presseagentur Agence France Presse, um bekanntzugeben, daß das Büro der Internationale die Schlußfolgerungen der Kommission aus dem Bericht entfernt habe.

43 In: IISG, Amsterdam, Archiv der Sozialistischen Internationale, Mappe „Algeria 1957–1958".

Algerienpolitik bedeute. Offenbar hatte die deutsche Oppositionspartei Anstoß daran genommen. Es war dies nicht der erste Zwischenfall dieser Art: Der Umgang der französischen Sozialisten mit der Internationale hatte schon in verschiedenen Fällen, unter anderem in der Zeit der EVG-Debatte, Unzufriedenheit bei der SPD hervorgerufen.
Man darf selbstverständlich von vornherein nicht völlig ausschließen, daß der heftige Ton von Heines Brief z. T. auf eine Distanzierung gegenüber dem Inhalt des Kommissionsberichtes zurückzuführen sein könnte. Schließlich entsprach der Bericht nicht den Erwartungen, die ein für die außenpolitischen Vorstellungen der SPD so wichtiger Mitarbeiter Ollenhauers wie Heinz Putzrath öffentlich bekanntgegeben hatte.[44] Man muß dennoch bemerken, daß allein die Methoden der SFIO expressis verbis, wenn auch in diplomatischer Form, getadelt wurden. Hinzu kam, daß solche Proteste der Öffentlichkeit – und gar den Parteimitgliedern – nicht bekannt wurden. Der Parteivorsitzende Erich Ollenhauer und Fritz Heine entsolidarisierten sich auch dann nicht, als das Büro der Sozialistischen Internationale am 29. April 1958 das Mißverständnis offiziell bedauerte, dem die SFIO zum Opfer gefallen sei.
Es lassen sich für diese Periode 1957/1958 so gut wie keine nennenswerten Versuche anhand von Quellenmaterial belegen, die zeigen könnten, daß der SPD-Vorstand im Namen der Partei etwas unternommen hätte, um das Vorgehen der SFIO in Algerien – auch nach Abschluß der Amtszeit Mollets als Regierungschef – irgendwie zu lindern. Dies wird konkret dadurch bestätigt, daß Ollenhauer auf dem Stuttgarter Parteitag, als es darum ging, aus Differenzen mit der französischen Schwesterpartei in nordafrikanischen Angelegenheiten Kapital für die SPD-Führung gegenüber dem algerienfreundlichen Flügel der Partei zu schlagen, keine greifbaren Beispiele für den Einfluß auf ihr Algerienkonzept nachweisen konnte.
Daraus sollte man zwar nicht den voreiligen Schluß ziehen, daß die SPD der Maghrebfrage oder dem Entkolonisierungsprozeß im allgemeinen gleichgültig gegenübergestanden hätte. Ebensowenig darf man einfach Mangel an Sachkenntnis unterstellen. Standen die Probleme der Kolonialpolitik auch nie im Vordergrund der sozialdemokratischen Sorgen, und blieb sich die Führung stets der Tatsache bewußt, daß Deutschland, dem infolge des Verlustes der eigenen Kolonien die Schwierigkeiten erspart blieben, denen andere Nationen gegenüberstanden, die Pflicht zu einer gewissen Zurückhaltung nicht vergessen durfte, so hatte die Partei dennoch Vorstellungen von möglichen Lösungen. Schon kurz nach Ausbruch der Aufstände in Nordafrika, noch bevor in Algerien in den 50er Jahren Unruhen begannen, hatten sich der „Vorwärts" und weitere Parteiorgane für eine Lösung nach dem Muster des britischen Commonwealth ausgesprochen. Aus dem Bewußtsein, wie schwierig ein Dekolonisationsprozeß für ein Land sein konnte, hatte Ollenhauer seine Parteigenossen mehrmals darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich nicht allein an ideologischen Maßstäben orientieren dürften, sondern an dem, was jeweils angesichts der allgemeinen politischen Lage möglich sei.
Ollenhauer zögerte, die Algerienfrage auf die Tagesordnung des Stuttgarter Parteitages zu setzen. Am 2./3. Mai erklärte er vor dem Vorstand: „In Stuttgart sollten wir zur

44 Siehe oben, S. 182.

Algerienfrage eine Entschließung vorlegen",[45] was unausgesprochen die Bereitschaft zur Debatte bedeutete; am 3./4. Mai, anläßlich einer gemeinsamen Sitzung von Parteivorstand, -ausschuß und Kontrollkommission, sagte er: „Offen ist, ob der Parteitag zum Algerienkonflikt Stellung nehmen soll [...]."[46] In beiden Fällen deutete er auf eine Entschließung der Internationale hin, jedoch ohne Angabe des Datums. Die Intervention der französischen Botschaft, um eine Resolution zu verhindern (Fritz Erler deutete u. a. auf solche Schritte hin[47]), war offenbar von geringer Wirkung. Die Tatsache hingegen, daß sich am 13. Mai 1958, kurz vor Beginn des Parteitages, in Algerien Entwicklungen anbahnten, die Frankreich in große Gefahr brachten, lasteten weit mehr auf den Auffassungen der SPD.

Der sehr zurückhaltenden Auffassung des Parteivorstandes wie seiner Sorge, Spannungen mit der SFIO aus dem Wege zu gehen oder solche zumindest, wenn sie unvermeidbar wurden, zu schlichten, ist wohl die Tatsache zuzuschreiben, daß die Anwesenheit einer algerischen Delegation auf dem Parteitag im „Protokoll der Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands vom 18. bis 23. Mai 1958 in Stuttgart" – aller Wahrscheinlichkeit nach auf Veranlassung Fritz Heines – kurzerhand verschwiegen wurde. Es gelang der Parteiführung allerdings nicht, zu verhindern, daß Hans-Jürgen Wischnewskis Vortrag von den Vertretern der SFIO zum Anlaß genommen wurde, den Tagungsort (die Liederhalle) zu verlassen. Ebensowenig gelang es ihr trotz heftiger Auseinandersetzung, die Annahme einer sehr kritischen Algerienresolution zu unterbinden, obwohl Erich Ollenhauer einen sehr gemäßigten Antrag eingebracht hatte. Im übrigen ging die SPD – und zwar nicht allein in der Algerienangelegenheit – davon aus, daß die Internationale die geeignete Instanz sei, um Differenzen unter Sozialisten unterschiedlicher Staatsangehörigkeit auszutragen. In der Zeit des Algerienkrieges hielt sich die Parteiführung, wie aus dem Beispiel der oben erwähnten Briefe von Fritz Heine hervorgeht, stets an diesen Vorsatz, währenddessen sie versuchte, den Standpunkt der Minderheit innerhalb der SFIO gegen die Mehrheit um Guy Mollet zu bekräftigen. Beide Wege setzten allerdings voraus, daß man die Grenzen des eigenen Wirkens hinnahm. Man durfte die Minorität innerhalb der Section française nur unter steter Berücksichtigung der üblichen Nichteinmischungsregeln unterstützen. Im Rahmen des Internationalen Büros mußte man ähnliche formelle Beziehungen hinnehmen. Als Fritz Heine im Anschluß an den französischen Bombenangriff auf Sakhiet-Sidi-Youssef[48] im Namen der SPD eine Verurteilung des Algerienkrieges vorschlug, wurde von vornherein eine sehr behutsame Formulierung gewählt, die auch den Auffassungen von Paris gerecht werden

45 AdsD, Bestand PV-Protokolle 1958.

46 Ebda.

47 Anläßlich der PV-Sitzung vom 16. Mai 1958 erklärte Fritz Erler, von der französischen Botschaft sei ihm der Wunsch vorgetragen worden, „daß der Parteitag sich nicht mit der Algerienfrage befasse". A. a. O.

48 Am 11. Januar 1958 wurden vier französische Soldaten durch Rebellen nach Sakhiet-Sidi-Youssef entführt, die vermutlich aus Tunesien gekommen waren. Es kam zu einem heftigen diplomatischen Zwischenfall, zu einem Notenaustausch zwischen Tunis und Paris, und Habib Bourguiba weigerte sich, den französischen Sonderbotschafter General Buchalet zu empfangen. Am 8. Februar 1958 verübte die französische Luftwaffe einen Bombenangriff auf Sakhiet, als Antwort auf die FLN-Offensiven, die von tunesischem Boden ausgegangen waren; 69 Zivilisten kamen ums Leben, und 130 wurden verletzt. Die Sache verursachte heftigen internationalen Protest.

konnte; dessen ungeachtet war man sich in Bonn von Anfang an der geringen Erfolgschancen bewußt. Tatsächlich kam es schließlich zu einem sehr aseptischen Beschluß.
Außerdem kannten die deutsch-französischen Beziehungen in den beiden letzten Jahren der vierten französischen Republik – nach Lösung der Saarfrage – ein Hoch, das man pauschal für die Bundesrepublik für gut hielt, wenn man es seitens der Opposition auch nicht in allen Formen befürwortete (u. a. bei der militärischen Zusammenarbeit). Dies hatte zwingende Folgen. Frankreich hatte in der Nordafrikaangelegenheit eine Stellung des Alles oder Nichts bezogen, in der jeder als feindlich gesinnt galt, der nicht vorbehaltlos auf seiner Seite stand. Auch nur rein verbales Rütteln an dieser Überempfindlichkeit setzte die Beziehungen der Gefahr einer unmittelbar einsetzenden Dramatisierung aus. Auch die SFIO richtete ihr Verhalten nach diesem Grundsatz, selbst als Mollet nicht mehr Regierungschef war – wie ihre Proteste beim geringsten Anlaß zeigten. Auch die Untersuchungskommission der Internationale war während ihrer Fact-Finding-Mission ähnlichem Druck ausgesetzt. Dem mußte die SPD Rechnung tragen, wenn sie die ohnehin nie besonders guten Beziehungen zur Schwesterpartei nicht verschlechtern wollte.
Schließlich legte die SPD allgemein einen unverkennbaren Mangel an Vertrauen gegenüber der FLN an den Tag, deren Methoden – auch auf deutschem Boden, z. B. beim Sammeln der Kriegsgelder (des *impôt révolutionnaire*) – in vielen Fällen als verwerflich empfunden wurden.
Inwiefern die Parteiführung – wie ihrerseits Watson und Bary – dem französischen Argument einer Kompromittierung der algerischen Befreiungsbewegung mit dem Osten verfiel, bleibt heute noch dahingestellt. Jedenfalls hielt man mehrheitlich wenig von der nordafrikanischen Befreiungsbewegung, die man sowieso für unfähig hielt, die politische, wirtschaftliche und soziale Lage in Algerien zu verbessern: die in der parteinahen Presse des öfteren aufgeworfene Frage, ob die Selbständigkeit die gesellschaftlichen Verhältnisse in Algerien verbessern würde, erhielt stets eine verneinende Antwort.
Sowohl die SPD als auch die Internationale Sozialistische Untersuchungskommission von 1957/1958 verzichteten also auf eine eingehende Analyse des französischen Kolonialismus als Ganzes. Dieser wurde vorwiegend in seinen punktuellen oder spektakulären Erscheinungen wahrgenommen. So erging es z. B. mit den sog. „Ultras". Diese wurden aufgrund ihrer Gewalttaten mit Nachdruck schuldig gesprochen, weniger in ihrer Eigenschaft als mehr oder minder faschistische Mitläufer oder als Agenten einer organisierten Ausbeutung Algeriens, als vielmehr als Sündenböcke: indem man ihr primitives, rein emotionales, extremes Verhalten verurteilte, nahm man Abstand von den Methoden der Vertreter einer *Algérie française,* ohne den Begriff selbst noch seine greifbaren Folgen eingehender in Frage zu stellen. Mit anderen Worten: Die Gleichung Frankreich = Kolonialmacht wurde als solche angenommen. Man bejahte dies nicht, aber man hielt es für ein Gebot der internationalen Lage und des politischen Realismus, keine äußersten Schlüsse daraus zu ziehen. Die SFIO nicht zu irritieren, Frankreich als Nachbarn und Partner der Bundesrepublik schonend zu behandeln, mit Rücksicht auf das deutsch-französische Verhältnis usw., hielt man tagaus, tagein für wichtiger als das Algerienproblem.

3. Die FLN-nahen Sozialdemokraten

Wie oben erwähnt, kam der Bericht der Sanness-Watson-Bary-Kommission – auf Veranlassung der SFIO – als solcher nicht in die Öffentlichkeit. Da die Fact-Finding-Mission jedoch bereits vor ihrer Abfahrt in verschiedenen Presseorganen erwähnt worden war, war die Wiener Entscheidung zu einem offenen Geheimnis geworden: Man wußte, weit über eingeweihte Kreise hinaus, daß die Internationale die nordafrikanischen Verhältnisse und das französische Vorgehen in dem *département* nach sozialistischen Kriterien zu prüfen beabsichtige. Mollets und anderer Indiskretionen vom Februar 1958 ließen dies wieder aktuell werden. Weder Presseagenturen noch Zeitschriften verfügten über den gesamten Text des Untersuchungsberichtes, aber einige wußten über dies oder jenes daraus zu berichten – nicht immer wort- oder sinngetreu. Dieses approximative Vorgehen umnebelte die ganze Angelegenheit, es ließ Neugierde rege werden, es machte die Sache verdächtig, so daß sich die Affäre – wohl über ihre eigentliche Bedeutung hinaus – für einige Zeit, und insbesondere in der SPD, zu einem Kristallisationspunkt entwickelte. Dadurch, daß die Parteiführung nicht öffentlich protestierte, wurde angenommen, daß sie einverstanden war – nicht mit dem Bericht, wie sie ihn (im Text) kannte, sondern mit dem, was in die Öffentlichkeit gedrungen war, so daß sich einige innerhalb der Partei in der Überzeugung bestätigt fühlten, der PV sei, mit Ausnahme weniger seiner Mitglieder, in dieser an die heikle Frage des Kolonialismus rührenden Angelegenheit allzu kompromißbereit und nachsichtig. Dies war eben für viele deutsche Sozialdemokraten schlicht unannehmbar. Viele dachten, das Verhalten der offiziellen Gremien der SFIO, der SPD und der Internationale brächten das Bild des Sozialismus insgesamt in Gefahr. In der „Neuen Rhein-Zeitung" vom 10. Juni 1958 hieß es, ihr Vorgehen habe „in ganz Afrika dem Ruf des Sozialismus geschadet und die Ideale des demokratischen Sozialismus lächerlich gemacht".

Willi Eichler im PV, Hans-Jürgen Wischnewski in der Fraktion, im Norden Peter Blachstein oder Hellmut Kalbitzer, an der Saar Alwin Brück, und andere, Funktionäre, die nicht nur in der Partei, sondern auch auf gewerkschaftlicher Ebene engagiert waren,[49] hatten bereits im Namen der Ideologie, der Solidarität mit den Opfern der Unterdrückung, des Selbstbestimmungsrechtes und allgemein der Menschenrechte und der sozialistischen Zielsetzungen die Prioritäten der Parteilinie in Frage gestellt. Manche hatten sich in der Bundesrepublik, vielfach auf unmittelbares Betreiben der FLN,[50] bereits auf seiten der Algerier engagiert. Als die Episode der Untersuchungskommission dann zeigte, daß weder nationale noch internationale sozialistische Instanzen ihren Erwartungen gerecht wurden, entschlossen sie sich noch deutlicher als bisher, außerhalb ihrer Partei, dennoch ideal- und ideologiegetreu, als Sozialisten zu handeln. Man ging

49 Viele der sog. „Kofferträger" – vgl. die französische Bezeichnung *porteurs de valises* – kamen aus den Reihen des DGB, des SDS, der Arbeiterwohlfahrt usw. Ende 1958 gründeten DGB-Landessekretär Fritz Henker, Karl Schwab und Fritz Lamm ein Algerien-Hilfskomitee (AHK), dessen Ziel primär die Unterstützung der aus Frankreich in die Bundesrepublik kommenden Algerier war. Mit dem Einsatz von Said Slyemi gewann das AHK an Bedeutung: 1960 half es etwa 200 Menschen. Vgl. dazu Claus Leggewie, Kofferträger. Das Algerien-Projekt der Linken im Adenauer-Deutschland, Berlin 1984.

50 Wischnewski oder Brück wurden z. B. direkt von Vertretern der FLN aufgefordert, sich auf die Seite der algerischen Befreiungsbewegung zu stellen.

deutlicher zur Anklage dessen über, was die offiziellen Gremien hingenommen hatten, man engagierte sich und forderte zum Engagement auf. Mehrere der befragten Zeitzeugen, die sich an die Episode der Sanness-Kommission erinnerten,[51] gehen von der Annahme aus, daß sie Sympathisanten in die Nähe der FLN lockte.
Es genügte allerdings nicht, daß man den Kampf der Unabhängigkeitsbewegung unterstützte noch daß man die Orientierung und das Vorgehen der Sozialdemokratischen Partei ihr gegenüber verurteilte. Es mußte auf die öffentliche Meinung in der Bundesrepublik eingewirkt werden.

A. Das Problem der Gewalt

Die Argumente, derer man sich zu einer solchen Mobilisierung bediente, waren nicht entfernt von den Beweggründen, die seinerzeit Skandinavier und Engländer (um Bevan) vor und in Wien dazu geführt hatten, die Sanness-Mission in die Wege zu leiten. Kolonialistische Traditionen Frankreichs (die nicht allein, nun aber vorwiegend in Nordafrika einen gewaltigen Ausdruck fanden), versäumte Aktionen seit Ende des Zweiten Weltkrieges,[52] faschistisches Verhalten der „Ultras", die Grausamkeit der Repression und des Gegenterrors, Armut und Ausbeutung der Einheimischen, unangemessene Reformvorschläge aus Paris usw. wurden öffentlich denunziert. Von all diesen Bereichen war wohl das Thema „Gewalt" einer der wirksamsten Beweggründe. Man denke etwa an jenen Artikel in „Geist und Tat", in dem Willi Eichler nach Sakhiet-Sidi-Youssef die französischen Repressalien mit Lidice oder Oradour verglich; und er fügte hinzu: „Aber gerade, weil wir als Deutsche Hitler von Anfang an bis zum bitteren Ende bekämpft und viele unserer besten Freunde und Kampfgenossen dabei verloren haben, ist es für uns eine um so furchtbarere Erfahrung, daß solche Mordaktionen bis in unsere Zeit und in die ‚freie' Welt hinein Schule machen."[53]
Die Delegation der Internationale hatte die Frage der Folter schlicht aus dem Bereich ihrer Untersuchungen ausgeklammert – merkwürdigerweise, wenn man bedenkt, daß diese Frage schließlich in erster Linie Grund für ihr Zustandekommen war. Finn Moe hatte in Wien erklärt, seine Partei könne nicht hinnehmen, „daß dort [= in Algerien] Methoden mit Billigung der französischen Sozialisten angewendet werden, die mit den demokratischen sozialistischen Prinzipien nicht übereinstimmen".[54] Aber die Kommission hatte ihrerseits bereits anläßlich ihres ersten Zusammentretens das Thema „Gewalttaten" aus dem Katalog ihrer Aufgaben mit der Begründung ausgeklammert, es fehlten

51 Unter anderen Günter Markscheffel (im Gespräch mit dem Verf. am 5. August 1984) oder Karl Mommer (im Gespräch mit dem Verf. am 11. August 1987).

52 Wie auch in Frankreich kam in der Bundesrepublik, insbesondere in linksorientierten Kreisen, das Bedauern zum Ausdruck, daß z. B. die in dem Gesetz vom 20. September 1947 enthaltenen Vorschläge des Sozialisten Paul Ramadier nicht durchgeführt worden seien.

53 Vgl. Willi Eichler, Wohin treibt der Westen? Zu dem Massaker in Sakiet-Sidi-Jussefi, in: Geist und Tat, Jg. 13 (1958), H. 3, S. 65–68, hier S. 67. Es ist bemerkenswert, daß sich auch der SDS desselben Argumentes bediente (u. a. in dem Maiheft des Bundesorgans) und daß auch er die SPD anhand des vergangenen Kampfes aufforderte, weniger Rücksicht zu nehmen, „wenn Verbrechen geschehen, nur weil die Mitschuldigen einer Partei der Internationale angehören". Siehe Willi Albrecht, Der Sozialistische Deutsche Studentenbund, a. a. O., S. 303.

54 Siehe SPD-Pressedienst vom 4. Juli 1957

ihr die Zeit, die Mittel und die Erlaubnis von beiden Lagern, um diesbezüglich gründliche Ermittlungen zu führen. Demzufolge verzichtete sie völlig auf die Behandlung des Themas in ihrem Bericht. Selbst das, was offenkundig war, blieb unerwähnt. Die Rücktritte von General Pâris de la Bollardière[55] oder von Paul Teitgen[56], die offiziell begründet und auch in der SPD-nahen Presse ausführlich kommentiert worden waren, blieben unerwähnt. Dies war bei weitem nicht belanglos, denn – von dem ethischen Problem ganz abgesehen – war die Folge dieser Einstellung, daß das französische Vorgehen in Nordafrika in mancherlei Hinsicht dadurch gerechtfertigt wurde: die gewaltsame Unterdrückung des Aufstandes ließ sich nun nämlich als Antwort auf eine Notstandslage auslegen. Die militärische Dimension der *pacification* wurde demzufolge ohne Berufung auf sozialistische oder menschenrechtliche Grundsätze beurteilt. Die elektrisch geladenen Stacheldrahtzäune an der Grenze mit Tunesien oder Marokko, mit denen Frankreich das Einschleichen von Rebellen und das Einschmuggeln von deren Waffen in der Hauptsache eindämmte und an denen viele Deutsche Anstoß nahmen, wurden allein nach ihrer strategischen Wirksamkeit beurteilt; die Fähigkeit kleinerer Rebellengruppen, zahlenmäßig starke und kostspielige französische Truppeneinheiten in Schach zu halten, wurde als die „wohl wichtigste Gegebenheit der militärischen Seite"[57] des Krieges bezeichnet. Keine der Zeitungen, die zwischen Februar und Juni 1958 den Sanness-Bericht erwähnten, hob dieses Schweigen ausdrücklich hervor, vielleicht weil keine über den Gesamttext verfügte; es war dennoch bemerkenswert, daß zu diesem Fragenkomplex nichts verlautete.

Die FLN-nahen deutschen Sozialdemokraten waren sich ihrerseits bewußt, daß in einer Angelegenheit, die an die Problematik der kolonialen Ausbeutung in dem fernen und wenig bekannten Nordafrika rührte, Emotionen ihre effizientesten Verbündeten waren. Sie boten ihnen die Möglichkeit, Deutsche, die dem algerischen Unabhängigkeitskampf als solchem gegenüber gleichgültig blieben, zur Unterstützung aufzurufen. Publizistische Aktion und echte Empörung ließen sich bündeln.

„Freies Algerien" und andere unabhängigkeitsorientierte Publikationen veröffentlichten Zeugnisse zur Frage der Gewalt. Der Foltervorwurf entwickelte sich in der ersten Zeit des Engagements zu einem der meistgebrauchten Argumente. Nach und nach trat dieses Thema allerdings zugunsten einer anderen Thematik, gewissermaßen eines seiner Zweige, nämlich des gewöhnlichen Charakters, der Alltäglichkeit der Grausamkeit in Algerien, in den Hintergrund. Parallel dazu bediente man sich auch des Argumentes, die Justiz sei in

55 General Pâris de la Bollardière bat im März 1957 als Protest gegen die in Algerien begangenen Greueltaten darum, in seinem Amt abgelöst zu werden.

56 Von besonderer Bedeutung war für die deutschen Sozialdemokraten der Rücktritt von Paul Teitgen, dem Generalsekretär der Präfektur von Algier. In dem Brief, mit dem er seinen Schritt begründete, war nämlich zu lesen: «J'ai acquis la certitude depuis trois mois que nous sommes engagés – non pas dans l'illégalité, ce qui, dans le combat, est sans importance – mais dans l'anonymat et l'irresponsabilité qui ne peuvent conduire qu'aux crimes de guerre. Je ne me permettrais pas une telle affirmation si, au cours de visites récentes aux centres d'hébergement de Paul-Cazelle et Beni-Messous, je n'avais reconnu sur certains assignés les traces profondes des sévices ou tortures qu'il y a quatorze ans, je subissais personnellement dans les caves de la Gestapo à Nancy.» Es sei bemerkt, daß das Wort „Internierungslager" in der deutschen Übersetzung des Teitgen-Briefes, die sich unter dem Titel „Der unmenschliche Krieg" in der Friedrich-Ebert-Stiftung befindet, den Begriff „centre d'hébergement" wiedergibt.

57 Report of the Fact-Finding-Mission, S. 11.

dem *département* dem Heer untergeordnet, sie sei nur noch dazu da, um in hektisch durchgeführten Schauprozessen schon beschlossene Verurteilungen zu bestätigen und die verschiedensten Machtmißbräuche des Militärs mit dem Hauch der Legalität zu (be)decken, was sie mit der Justiz des Dritten Reiches oder des Stalinismus gleichstelle. Die Bedrohung der Demokratie durch offizielle Duldung und Banalisierung der Rechtswidrigkeit konnte bzw. sollte in der Bundesrepublik, in der sich der Begriff „Rechtsstaat" als Garant der Demokratie durchgesetzt hatte, zumindest einen Teil der Öffentlichkeit nicht gleichgültig lassen. Diejenigen, die das französische Vorgehen in Algerien nicht hinnehmen konnten, hielten es für einen unvertretbaren Mangel, daß keine Stellungnahme der sozialistischen Untersuchungskommission dazu bekannt wurde.

Auf intersozialistischer Ebene fand die FLN-nahe deutsche Linke aus Frankreich nicht nur die Rückendeckung der (illegalen) *porteurs de valises,* der Gruppe um Francis Jeanson, sondern auch, neben der argumentativen Hilfe der Schriften anerkannter sozialistischer Maghrebkenner wie Germaine Tillon oder Charles-André Julien, die mittelbare Unterstützung des 1957 gegründeten Friedenskomitees für Algerien (Edouard Depreux, Robert Verdier, Daniel Mayer usw.) oder von André Philip. Diese angesehene Persönlichkeit des französischen Sozialismus hatte sich 1956 schon auf offener Straße über einen Mangel an Mitbestimmung innerhalb der SFIO beklagt, der die Partei zum Werkzeug einer antidemokratischen und antisozialistischen Nordafrikapolitik der Exekutive (Regierung Guy Mollet) mache. Sein damaliges Engagement im allgemeinen und insbesondere seine heftige Anklageschrift aus dem Jahre 1956, „Le socialisme trahi", wirkten nicht wenig auf die deutsche Linke ein, freilich vor allem auf die Intellektuellen, infolge seiner hin und wieder allzu esoterischen Art des Universitätsprofessors. Auch nichtsozialistische Proteste französischen Ursprungs, u. a. die des (wegen seines christlichen Engagements bekannten) Augustinus-Spezialisten André Mandouze, oder das Erfahrungsbuch des Journalisten Jean-Jacques Servan-Schreiber über seine Zeit als Leutnant in Algerien, lieferten Argumente.

Dies schloß nicht aus, daß auch den Algeriern selbst das Wort gegeben wurde: „Freies Algerien" veröffentlichte – mit oder ohne Quellenangabe – Bekanntmachungen der Unabhängigkeitsbewegung oder Artikel aus deren Organ „El Moudjahid"; es wurden in verschiedenen Städten der Bundesrepublik Veranstaltungen (Vorträge usw.) organisiert, über die dann in „Freies Algerien", in der „Saarbrücker Allgemeinen Zeitung" usw. berichtet wurde. Dabei spielte Mouloud Kassim Nait Belkacem eine wichtige Rolle,[58] in seiner Eigenschaft als stellvertretender Delegationschef der FLN und deren Redner aufgrund seiner Sprachkenntnisse.

58 Mouloud Kassim wurde 1927 als Sohn eines kleinen Landwirts in Nordafrika geboren; er zog später mit seinem Vater in die Metropole, wo dieser in einer Gießerei, dann in einer Druckerei arbeitete. Er selbst studierte bei Ausbruch des Krieges an der Sorbonne, wo er im Begriff war, eine Dissertation *(thèse)* über die Mutazilisten vorzubereiten. Nach den Streiks arabischer Studenten in Frankreich, im Herbst 1956, verließ er Paris und zog nach Prag, wo er sich allerdings nur kurze Zeit aufhielt: die marxistische Philosophie betrachtete er als „Nationalökonomie cum Soziologie". Er siedelte nach Bonn um, wo er sich zuerst mit dem Gedanken trug, eine Arbeit über Kant zu schreiben. Dann wurde er aber Stellvertretender Delegationschef der FLN für die Bundesrepublik, Österreich und die Niederlande, und es wurde nichts aus diesem Vorhaben. Zwischen 1958 und 1961 hielt er sich vor allem in der Bundesrepublik auf.

Daß die SFIO bei der SPD-Parteiführung mehrmals Protest gegen das Wirken der deutschen „Kofferträger" erhob, u. a. im Oktober 1958 gegen eine Pressekonferenz der Algerier in Hamburg unter Vorsitz von MdB Hellmut Kalbitzer (SPD),[59] wurde seitens der FLN-Sympathisanten eher als die Anerkennung der eigenen Wirksamkeit angesehen. Hier wurden von Sozialisten Veranstaltungen durchgeführt, gegen die die SFIO nichts unternehmen konnte.

Dessen ungeachtet galt es, dem französischen Druck entgegenzuwirken. Dies wurde auf zwei Wegen versucht. Einerseits, indem man sich nicht damit begnügte, selbst der FLN zu helfen, sondern die Partei dazu aufrief – so Peter Blachstein, Hellmut Kalbitzer und Jockel Fuchs –, „mit der algerischen Befreiungsbewegung Kontakt aufzunehmen und in der Sozialistischen Internationale auf die Verurteilung der französischen Partei hinzuwirken"[60] – woraus hervorgeht, daß einige bei allem Mißtrauen die Internationale als Instanz nicht völlig ausschalten wollten und ihr dennoch Wirkungsmöglichkeiten zutrauten. Andererseits rief man den PV auf, seine Beziehungen zur SFIO zu überdenken, sie nicht, wie es die Fact-Finding-Mission getan hatte, vorsätzlich zu schonen, sondern an sozialistische Ethik und Werte zu erinnern: „Wir freuen uns darüber, daß er [= Erich Ollenhauer] von der Freundschaft zu der französischen SozialistischenPartei gesprochen hat. Freundschaft bringt aber zwangsläufig eine Reihe Konsequenzen mit sich. Zu Leuten, die einem gleichgültig sind, spricht man elegant; zu Leuten, mit denen eine echte Freundschaft verbindet, spricht man in aller Deutlichkeit."[61]

Da beide Seiten, weder Algerier noch Franzosen, in diesem Krieg vor Gewalttätigkeiten zurückschreckten, geriet auch die Linke, die den Unabhängigkeitskampf der FLN befürwortete und unterstützte, in Versuchung, eine Haltung anzunehmen, die mutatis mutandis derjenigen der Fact-Finding-Mission nicht unähnlich war. Sie unternahm den Versuch, die Messalisten für die algerischen Brutalitäten verantwortlich zu machen.[62] Eines der Argumente, deren man sich bediente, war die durch die Presse etwas ungenau dargestellte Bellounis-Affäre, die bei vielen den Verdacht untermauerte, die MNA sei eine Art fünfter Kolonne Frankreichs: eben über diese Angelegenheit bot die Sanness-Kommission infolge genauerer Ermittlungen nach allen Seiten als Anlage zu ihrem Schlußbericht eine allem Anschein nach recht objektive Darstellung an. – Anfang Dezember 1957 schloß der MNA-General Bellounis ein Abkommen mit Frankreich ab, das ihn zu dessen Verbündeten im Kampf gegen die FLN machte.

a) Die französische Version

Den französischen Standpunkt, der in dem Bericht der Untersuchungskommission in aller Breite dokumentiert wird, schilderte vor der Delegation der Internationale der Präfekt („préfet") und Generalinspektor des französischen Innenministeriums Ciosi,

59 Erler erwähnt diesen Zwischenfall wie auch den Protest der SFIO gegen einen im SPD-Pressedienst erschienen Artikel von Jockel Fuchs anläßlich der Sitzung des Außenpolitischen Ausschusses am 31. Oktober 1958. Siehe Kurzprotokoll des Außenpolitischen Ausschusses, in: AdsD, PV, Neuer Bestand, Mappe 2837.

60 Zitiert in Claus Leggewie, Kofferträger, a. a. O., S. 159.

61 Peter Blachstein, Protokoll der Verhandlungen des Parteitages ..., a. a. O., S. 65.

62 Siehe u. a. Willi Eichler, Wohin treibt der Westen?, a. a. O.

der als Vertreter von Paris die Verhandlungen mit Bellounis geführt hatte. Er erklärte, der MNA-General habe ursprünglich enge Beziehungen zur FLN gepflegt, die dann aber an ideologischen Differenzen zerbrochen seien, was Bellounis veranlaßt habe, vor allem in der Gegend von M'Sila, wo sein Einfluß groß gewesen sei, die Bevölkerung von der Unterstützung der algerischen nationalen Befreiungsfront abzubringen. Die FLN habe sich daraufhin im Mai 1957 durch das bekannte Massaker von Melouza gerächt, wo die Männer von über 300 Familien ermordet worden seien. Der Griff zur Gewalt habe den Anlaß für sein Umdenken gegeben, ihn zum Kampf gegen den ehemaligen Verbündeten veranlaßt und auf die Seite der Franzosen geführt. Bei dem ersten Kontakt mit Ciosi habe er um französische Gelder gebeten, um seinen Kampf nicht weiter auf Kosten der Bevölkerung finanzieren zu müssen. Sie seien ihm auch zugesprochen worden.

Am 6. November habe er in Gegenwart Ciosis seine Stellung folgendermaßen umrissen:

- Es sei Angelegenheit der Algerier und der Franzosen, die strittigen Probleme zwischen Moslems und Europäern zu beseitigen;
- eine Machtübernahme der FLN in Algerien sei gleichbedeutend mit *foreign domination,* da die sog. nationale Befreiungsbewegung vom Ausland aus kontrolliert werde;
- es sei undenkbar, daß Algerien auf französische Vormundschaft („tutelage") verzichte, da nach 150 Jahren der Koexistenz („co-existence") sprachlich und methodologisch tiefgreifende Verbindungen entstanden seien, da Algerien nicht auf Hilfe von außen verzichten könne und da die Algerier nicht bereit seien, hinzunehmen, daß amerikanischer oder russischer Einfluß denjenigen Frankreichs ersetze;
- die Bevölkerung wolle weder die FLN noch den französischen Kolonialismus, deshalb freie Wahlen; diese würden zu einer Lösung führen, die einer Art Föderalismus mit Beibehaltung der französischen Souveränität näher käme als einer Eingliederung Algeriens in die französische Republik.

Bellounis habe die Aufrichtigkeit seines Vorschlages, in seiner Einflußzone auf seiten der Franzosen zu kämpfen, bezeugt. Er kämpfe weiter unter algerischer Flagge, da er einen Unterschied mache zwischen *co-belligerence* und Eingliederung in die französische Armee. Auf die Frage Ciosis, weshalb er weiterhin der MNA angehöre, obgleich er nicht wie diese die Unabhängigkeit anstrebe, habe Bellounis geantwortet, er sei nicht MNA, er verlange nur, daß Europäer und Muselmanen gleichberechtigt als Franzosen angesehen würden.

b) Die Sicht der FLN

Die algerische Befreiungsfront erklärte, Bellounis sei stets ein Agent der französischen Polizei („an agent of the French police") gewesen, der auf Anweisung aus Paris das *label* „MNA" trage und in Kabylia eine Kampfgruppe organisiert habe. Sie selbst, die FLN, habe ihn aus dieser Gegend vertrieben, und er sei mit seiner Truppe nach Süden gezogen. Die Angelegenheit habe die französischen Geheimdienste in eine schwierige Lage versetzt, denn die „Ultras", jene französischen Extremisten, seien prinzipiell mit der Zusammenarbeit mit einem Menschen, der algerische nationale Truppen unter einer nationalen Flagge führe, nicht einverstanden gewesen. Bellounis erhalte dennoch in aller Öffentlichkeit französische Befehle und (finanzielle) Unterstützung.

c) Messali Hadj und die Version der MNA

Der Brief Messalis an die Kommission zeigte, wie ungern der algerische Führer auf dieses Thema einging. Er berief sich auf seine Stellung als Exilierter und auf unzulängliche Sachkenntnis[63] und erwähnte nur Informationen aus Südalgerien, wonach von französischer Seite Bellounis eine gewisse Autonomie versprochen worden sei. Der ganze Vorgang setze ein Einverständnis mit Frankreich voraus, dessen Tragweite ihm, Messali, nicht bekannt sei. Das Schweigen, das die ganze Affäre umhülle, lasse einen Hintergrund vermuten, der nicht jedermanns Zustimmung erhalten dürfte. Dementsprechend klang der Schluß von Messalis Brief recht vorsichtig: Hadj überließ dem algerischen Volk das letzte Urteil.[64] Aber er behauptete mit keinem Wort, daß der General nicht zur MNA gehöre noch daß er ihm gegenüber den Verdacht hege, den die FLN ausgedrückt hatte, Bellounis sei der MNA auf französischen Wunsch – bzw. Befehl – beigetreten.

Es ist dennoch bemerkenswert, daß die algerische nationale Befreiungsfront in der Version, die sie der Fact-Finding-Mission gegenüber vortrug, nicht so weit ging wie zahlreiche deutsche „Kofferträger" – oder auch etliche FLN-freundliche Franzosen. Man kann hier zumindest drei vermutliche Erklärungen für diese Diskrepanz anführen:

- Entweder – ganz verschweigen darf man diese Hypothese nicht – haben die Mitglieder der sozialistischen Untersuchungskommission in ihrem Bericht eine dahingehende Anschuldigung der FLN bzw. Erklärungen der MNA verschwiegen; es ist bemerkenswert, daß die Autonomisten in dem Bericht etwas zu kurz kommen, daß dem Ergebnis der Ermittlungen französischerseits weit mehr Platz gewidmet wird als denjenigen, die algerischerseits geführt worden waren; dies mag zwar die Kontakte der Untersuchungskommission (zumindest zum Teil) widerspiegeln. Es ist zum Beispiel bemerkenswert, daß Sanness, Watson und Bary den Messalisten Belhaldi sprechen konnten, daß dessen Aussagen aber in dem Schlußtext mit keinem Wort erwähnt wurden: die Position der MNA in der Algerienfrage wurde ausschließlich anhand des (wenig ausführlichen, sehr allgemeinen) Briefes von Messali Hadj wiedergegeben. Eine solche Vermutung ist im Grunde aber kaum vertretbar. Daß sich die Kommission der Internationale in mancher Hinsicht von den Vertretern des französischen Standpunktes überzeugen ließ, daß ihre Kontakte mit Franzosen zahlreicher und fruchtbarer waren, ist mehr als wahrscheinlich; an der Aufrichtigkeit, mit der der Bericht verfaßt wurde, ist allerdings objektiv nicht zu zweifeln – um so weniger, als dieser zu der Zeit, als er geschrieben wurde, vertraulich behandelt werden sollte; Jan Sanness hätte schließlich eine Tatsachenfälschung zweifellos in dem Brief erwähnt, mit dem er sich von der Fassung des „Reports of the Fact-Finding-Mission" distanzierte.[65]

63 "In the isolation in which I am placed since the beginning of the Algerian revolution, I cannot comment precisely on the position and intentions of Bellounis. Press comments have been full of contradictions [...]. It will be noticed that government circles are maintaining complete silence on the question." Report of the Fact-Finding-Mission, S. 30.

64 "We feel, that it is necessary to await the truth before passing judgement on this case as far as we are concerned. If in this affair Bellounis is remaining faithfull to the aspirations of Algerian people, he will allways be one of us. If not, the Algerian people will repudiate him." A. a. O., S. 31.

65 Siehe oben, S. 184.

- Oder die Darstellung der Gegebenheiten durch die FLN war nicht immer dieselbe: Rechtfertigung einer solchen Anpassung konnte sein, daß Ali Boumendjel und Abdel Kader der Internationalen Untersuchungskommission die allgemeingültige Fassung gaben, während sich die Vertreter der FLN in der Bundesrepublik nach den deutschen Verhältnissen richteten – wo die (ab und zu gewalttätige) Auseinandersetzung FLN–MNA für beide von Schaden war; dies war an sich insofern möglich, als die Deutschen, die die algerische Befreiungsbewegung unterstützten, mangels eigener Informationsquellen in nicht geringem Maße auf Angaben der Algerier angewiesen waren, während eine Untersuchungskommission *ès qualités* zu zahlreicheren Informationen Zugang hatte; es ist auf jeden Fall kaum anzunehmen, daß die nordafrikanische Eigenständigkeitsbewegung, deren Versuche zu überzeugen – um Unterstützung zu finden – offenkundig waren, eine solch wichtige Information verschwiegen hätte.
- Schließlich ist nicht ausgeschlossen, daß die FLN zu der Zeit, als die Fact-Finding-Mission im Amt war, (noch) nicht über die notwendigen Beweise verfügte, so daß das Risiko, einen solchen Verdacht gegenüber einer offiziellen Kommission zu äußern, allzu groß schien, Hinweise in nicht formellen, in offiziösen Gesprächen allerdings möglich waren.

Der Standpunkt der SPD-Parteiführung und derjenige der Sanness-Kommission stimmten hier überein. Beide gingen von der Auffassung aus, daß die MNA eine algerische Befreiungsbewegung, ein Bestandteil der Rebellion sei. Messali Hadj wurde als Wortführer der algerischen Autonomie angesehen, der zu Verhandlungen mit Paris bereit sei – was seine Antworten auf die Fragen der Vertreter der Internationale bestätigten: Messali erklärte zwar, das Rahmengesetz der Regierung Gaillard sei unsinnig („a nonsense"), daß seine Haft ein Beweis dafür sei, daß der Kolonialismus nicht tot sei, aber er erklärte sich angesichts der jüngsten UNO-Resolution zu Gesprächen bereit.[66]

Im Hinblick auf das Problem der Gewalt kamen die deutschen Befürworter der algerischen Eigenständigkeit nicht ganz umhin, mutatis mutandis selbst das zu machen, was sie bei der SFIO verurteilten, nämlich die Gewalttaten der einen Seite durch diejenigen der anderen Seite zu rechtfertigen. In der vielbeachteten Rede, die Peter Blachstein 1958 auf dem Stuttgarter SPD-Parteitag hielt und in der er die Position der FLN-nahen Deutschen schilderte, hieß es u. a.: „Hier werden doch die Opfer verhöhnt, weil sie in der Abwehr des Krieges vielleicht Mittel verwenden, die nicht gut sind. Aber zu einem Freiheitskampf, zu einem Bürgerkrieg, zu einem Kolonialkrieg von Stuttgart aus von einem hohen Roß aus zu erklären, daß man auch das verurteilt, scheint mir eine unmögliche Haltung gegenüber einem Volk zu sein, das im vierten Jahre kämpft. (Starker Beifall.) Ich möchte die Antragsteller sehr bitten, doch zu überlegen, ob sie diesen Satz nicht weglassen können, damit nicht der Eindruck entsteht, daß wir die Opfer mit dem gleichen Maß messen wie die Mörder."[67]

66 Siehe Report of the Fact-Finding-Mission, S. 16–18.

67 Protokoll der Verhandlungen des Parteitages ..., a. a. O., S. 65. Der Änderungsantrag bezog sich auf einen Satz, in dem die Algerier beschuldigt wurden, die Chancen für eine friedliche Regelung des Konfliktes sehr beeinträchtigt zu haben. Blachsteins Antrag wurde angenommen (a. a. O., S. 86–87).

B. Die Frage des Selbstbestimmungsrechtes

Neben der Frage der Gewalt ließ der Bericht der Fact-Finding-Mission auch das Problem des Selbstbestimmungsrechtes beiseite. Auch dies ließ sich von den Zeitgenossen nur dadurch wahrnehmen, daß die Medien, die über den Bericht schrieben, es nicht erwähnten. Für die SPD hatte das Selbstbestimmungsrecht eine prinzipielle Bedeutung, sah sie doch zeitweise darin einen möglichen Weg zur Lösung der deutschen Frage.

Die FLN-Sympathisanten bedienten sich dieses Begriffs nicht allein nach außen, sondern auch parteiintern: Hans-Jürgen Wischnewski berichtet in seinen Erinnerungen „Mit Leidenschaft und Augenmaß“,[68] daß er sich zumeist unter Berufung auf diesen Grundsatz gegenüber den – zumeist von Frankreich erhobenen – Einwänden der sozialdemokratischen Parteiführung gegen seinen Einsatz auf seiten der Algerier gerechtfertigt habe. Einem solchen Argument konnte die SPD nicht widersprechen.

Dieses setzte entgegen den Schlußfolgerungen der Sanness-Delegation die Überzeugung voraus, daß die Algerier mehrheitlich hinter ihrer Befreiungsbewegung ständen, ein Punkt, in dem FLN-nahe Sozialdemokraten und SPD-Parteiführung in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre noch deutlich voneinander abwichen. Letztere sah sich teilweise durch den Fact-Finding-Bericht in ihrer Auffassung bestätigt. Zwar war darin zu lesen, daß Paris – und insbesondere die SFIO – entschlossen seien, die Vorrechte der Europäer aufrecht zu erhalten, und daß sich Frankreich in Nordafrika, so u. a. der Sprecher der Gewerkschaft „Force ouvrière“ aus Constantine, die Unterstützung einer Anzahl von Muselmanen, die als Deckmantel für seine Politik notwendig seien, häufig durch erhebliche finanzielle Vorteile erkaufe.[69] Diese Tatsache hatte u. a. Georg Scheuer in der SPD-nahen Presse seit 1955 mehrmals als Grundzug der Mißstände dargestellt, die für den kolonialen Zustand der Beziehungen zwischen der Metropole und Algerien kennzeichnend seien. Dennoch hatte die sozialdemokratische Parteiführung die Behauptung Frankreichs, die FLN repräsentiere nur eine aufrührerische Minderheit, nie grundsätzlich in Frage gestellt. Ebenso räumte der Bericht den Aussagen derjenigen, die diesen Standpunkt vertraten, den überwiegenden Platz ein.

Es ist wünschenswert, daß man behutsam vorgeht: man darf die Frage des ideellen Einflusses des Watson-Bary-Berichts nur mit gebührender Vorsicht anschneiden. War der Text der Parteiführung in seiner genauen Fassung bekannt, so verfügten die meisten FLN-Unterstützer, wie bereits erwähnt, nur über das, was die Presse veröffentlicht hatte – es sei denn, ein W. Eichler oder ein anderes Mitglied des PV hätte ihn als Kopie weitergegeben – was zur Zeit durch nichts zu belegen ist.

In verschiedenen Fällen war der Einsatz zugunsten der Eigenständigkeit und zur Unterstützung der algerischen Kämpfer dem Bericht vorangegangen. Andererseits wirkten Erklärungen der Internationale, wie diejenige vom 29. April 1958 z. B., in der neben rein theoretisch formulierten humanitären Grundsätzen dem Prinzip der Freiheit aller

68 Hans-Jürgen Wischnewski, Mit Leidenschaft und Augenmaß, München 1989, S. 121.
69 Report of the Fact-Finding-Mission, S. 4.

Nationen[70] der SFIO-These von der Assoziierung der Vorzug gegeben wurde, und aus der weder ein konkreter Vorschlag noch eine Stellungnahme zugunsten eines Lagers hervorging,[71] zumindest ebenso unmittelbar wie das Ergebnis der Fact-Finding-Mission. Es läßt sich schließlich, strenggenommen, im Anschluß an den Bericht der internationalen Delegation bei den algerienfreundlichen Sozialdemokraten keine spektakuläre Rückwirkung diagnostizieren, wenn man auch feststellt, daß die Zahl derjenigen, die sich engagierten, in jener Zeit zunahm.

Die chronologische Betrachtung der damaligen Ereignisse läßt dennoch, bei aller Vorsicht, eine Wirkung registrieren. Soweit sie bekannt wurde, und zwar ungenau, wurde die Untersuchung als bedauernswert erlebt und eingestuft. Die Sanness-Watson-Bary-Delegation war schließlich den Hoffnungen nicht gerecht geworden, die mit ihrem Zustandekommen verbunden gewesen waren. Nicht die Internationale hatte ihren Standpunkt behauptet – bzw. die Lage nach sozialistischen und humanitären Maßstäben gemessen –, sondern der SFIO war es (nochmals) gelungen, sie zugunsten eines ihren Grundsätzen nicht entsprechenden Zweckes zu benutzen. Damit war nicht nur der Beweis erbracht, daß sich auf dem gebräuchlichen Weg der internationalen sozialistischen Auseinandersetzungen keine effektive Einflußnahme auf die französische Schwesterpartei erreichen ließ. Es bestätigte sich, daß es die gleiche Dichotomie innerhalb der SPD gab wie innerhalb der Internationale zwischen denjenigen, die sich primär als die Hüter einer Ideologie und der damit verbundenen Ideale betrachteten, und denjenigen, die sich auf den politischen Realismus beriefen und die Solidarität innerhalb des sozialistischen Lagers größer schrieben, als die Prinzipien; es waren diejenigen, an die sich die SFIO anlehnte. Die Ähnlichkeit in der Thematik ist auffallend, zwischen den Engländern und Briten, die in Wien den Auftakt zum Entstehen der Sanness-Kommission gegeben hatten, und den deutschen (oder auch den französischen) „Kofferträgern". Diese wollten das beim Namen nennen, was in dem Bericht der Untersuchungskommission namenlos geblieben war. So ging aus dem Bericht der Sanness-Kommission ein Verhältnis von Herrschern und Beherrschten, von Ausbeutern und Ausgebeuteten deutlich hervor; es wurden die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Algerien beschrieben, aber nicht expressis verbis als „kolonial" bezeichnet. Die proalgerische deutsche Linke stellte diesen Kolonialismus unter Anklage – auch wenn sie in mancherlei Hinsicht über weniger genaue Angaben verfügte. Sie widerlegte die These, in den vorangegangenen Jahrzehnten sei Algerien unter französischer Herrschaft zur Geltung gekommen, weil sie wußte, daß die Denunziation die Öffentlichkeit mobilisieren könnte.

Dies genügte allerdings nicht. Der Mehrheit der SFIO und Frankreich war es in der Hauptsache gelungen, in der Internationale (wie in verschiedenen Hauptstädten – Bonn u. a.) das Bild einer algerischen Rebellen-, Räuber- und Mörderbande zu verbreiten, das den Unabhängigkeitskämpfern einen nicht unwesentlichen Schaden zufügte. Gleichzeitig

70 «L'Internationale socialiste défend le principe de la liberté de toutes les nations [...]», zitiert nach: Projet de déclaration sur l'Algérie, adopté par le Bureau de l'Internationale socialiste, Londres, le 29 avril 1958, Rundschreiben Nr. 35a/58.

71 «L'Internationale estime donc que les termes de la négociation ne devraient exclure aucune des conceptions essentielles à savoir: depuis l'intégration de l'Algérie à la France jusqu'à l'autodétermination de l'Algérie sur une base démocratique qui s'accompagne de garanties pour les droits des minorités [...]» [sic!], a. a. O.

rechtfertigte oder entschuldigte dies vieles, was das französische Heer an Ort und Stelle tat. Nach ihrer Rückkehr aus Tunesien bemühten sich z. B. Hans-Jürgen Wischnewski und Jockel Fuchs, Heinz Nestler und Horst Seefeld[72] sowohl vor dem Auswärtigen Ausschuß der SPD wie auch in der Presse, das Bild eines nicht nur modern ausgerüsteten und wohl organisierten Heeres (der „Armée de libération nationale", ALN) zu verbreiten, sondern einer demokratischen Armee, deren Kampf die Unterstützung des Volkes genieße und die sich nicht damit begnüge, Gefechte zu führen, sondern auch Bildungsaktionen unternehme, um die jahrzehntelangen Versäumnisse Frankreichs auszugleichen. Es war dies ein Versuch, die Rolle des wahren Verfechters der allgemeingültigen Werte, die Rolle des Zivilisationsfördernden, von einem ihrer nach der *bataille d'Alger,* Suez, Sakhiet usw. unwürdig gewordenen Frankreich auf die FLN zu übertragen.

In dem Untersuchungsbericht der Internationale wurde auch die Frage der Blockzugehörigkeit erwähnt, die – in der Bundesrepublik vielleicht mehr noch als in Frankreich – als ein grundsätzliches Problem betrachtet wurde. Es wurden die Erklärungen der Sprecher der FLN wiedergegeben, die die Algerienaffäre in den Rahmen der Ost-West-Spannungen einbetteten und die zukünftigen Sympathien des Landes davon abhängig machten, wer ihnen am deutlichsten und am wirksamsten in ihrem Kampf zur Seite stehen werde. Darin war eine unverkennbare Drohung enthalten, die an die Solidarität der Abendländer mit Frankreich rührte. Die FLN-Sympathisanten sprachen diesbezüglich eine von der Nationalen Front inspirierte Sprache: Algerien habe lange versucht, den Weg der Integration in den Westblock zu gehen, dieses Unternehmen sei aber an dessen Weigerung, der Unabhängigkeitsbewegung zu helfen, gescheitert; diese könne nun nicht länger warten und müsse an ein *agonising reappraisal* denken; wenn es dazu komme, liege die Verantwortung aber nicht bei den Algeriern, sondern bei dem Westen.[73] Die Übernahme dieser These war von der algerienfreundlichen Linken nicht nur als Warnruf an die Bundesregierung gedacht, sondern auch an den SPD-Parteivorstand.

Der Delegationsbericht enthielt schließlich jene Themen, die innerhalb der SPD den Graben vertieften – zwischen einer Parteiführung, die von ihrem Standpunkt aus den Einsatz der „Kofferträger" nicht gutheißen konnte, und der innerparteilichen Opposition, wenn diese auch keineswegs einheitlich war. Daß Politiker wie Willi Eichler, die die Parteilinie im allgemeinen in Frage stellten, zugleich auch für die Unabhängigkeit Algeriens Partei ergriffen, darf nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß diejenigen, die um Fritz Erler, Carlo Schmid usw. die Richtigkeit der Ollenhauer-Führungslinie bestritten, bei weitem nicht alle Sympathie für die FLN aufbrachten. Hingegen waren die Meinungsverschiedenheiten unter den FLN-Sympathisanten 1958 noch nicht zu vernehmen, die Anfang der sechziger Jahre zur Spaltung in zwei Gruppen führten.[74]

72 Wischnewski, Fuchs, Seefeld und Nestler reisten Ende September 1958 auf Einladung der FLN-Vertretung in Bonn nach Tunesien und Algerien. Offiziell hielten sie sich als Gäste der FLN in Nordafrika auf. De facto führten sie Gespräche von politischer Tragweite, u. a. mit Krim Belkacem und Mahmoud Chérif; die deutsche Botschaft in Tunis sprach von einer „sehr eingehende[n] Unterhaltung" (Drahtbericht Nr. 140 vom 25. September 1958, in: AdsD, Bestand PV, Mappe 2837).

73 Wiedergabe der FLN-Thesen, in: Report of the Fact-Finding-Mission, S. 17.

74 Es gab dann Anfang der sechziger Jahre einerseits die These, die von Hans-Jürgen Wischnewski vertreten wurde, wonach die Beziehungen zu den Ländern, welche die Unabhängigkeit errungen haben, vor allem pragmatisch, aus dem Blickwinkel ihrer zukünftigen Beziehungen zu Deutschland zu beurteilen seien, und

Der Spaltung innerhalb der SPD in der Algerienfrage lag zweierlei zugrunde:

- Einerseits nahm die proalgerische Linke Abstand von dem, was sie von dem Bericht der Fact-Finding-Mission wußte, während die Parteiführung trotz ihrer punktuellen Einwände offiziell zustimmte. Ohne die Aufrichtigkeit der Delegation offen zu bezweifeln, erklärte Gerhard Schoenberner (SDS) dennoch in einer ziemlich typischen Stellungnahme sowohl ihre Arbeitsweise wie ihre Ergebnisse in „Standpunkt" für unbefriedigend. Er bedauerte nicht allein das Fehlen jeglicher Analyse der Besitzverhältnisse, der Einkommensverteilung und der ausländischen Kapitalbeteiligungen – mit anderen Worten, der wirtschaftlichen Gründe –, sondern auch den Verzicht auf jede Ermittlung in Sachen Haft oder Folter, also der „heute charakteristischen Mittel der französischen Politik, ihre Vorherrschaft aufrechtzuerhalten",[75] wie auch das Entgegenkommen bzw. die Nachsicht der Kommission der SFIO gegenüber.
- Fazit des Delegationsberichtes war auch, daß er in den Augen der FLN-nahen Linken ein Beweis dafür war, daß solche Untersuchungskommissionen eigentlich mehr schlecht als recht funktionierten – schließlich nur dazu geeignet, Vertagungen der notwendigen Verurteilung Frankreichs wegen seines Vorgehens in Algerien zu rechtfertigen und der Internationale die „längst überfällige Erklärung [...] für die Freiheit des algerischen Volkes"[76] zu ersparen. Auch Peter Blachstein bediente sich 1958 auf dem Parteitag in Stuttgart des Argumentes der Unzeitgemäßheit und des Vorwurfes der Untätigkeit gegen die Parteiführung, ohne allerdings die Sanness-Kommission ausdrücklich zu erwähnen, auf die er sich aber implizit berief: „Wir haben auf dem Parteitag in Berlin vor vier Jahren den Beschluß gefaßt, engere Beziehungen zu den asiatischen und afrikanischen Völkern und zu den sozialistischen Bewegungen in diesen Ländern herzustellen. Was ist aus diesem Beschluß geworden? Es sind einige Genossen, Abgeordnete und auch Genossen des Parteivorstandes in Asien gewesen. Es sind Reisen unternommen worden und Kontakte hergestellt worden. Aber mir scheint, daß in diesem Beschluß mehr gelegen hat und daß man aus ihm hätte mehr machen können, als in dieser Zeit geschehen ist. Wir haben gleichzeitig durch unsere politische Passivität – teilweise durch Schlimmeres – an Ansehen bei diesen Völkern verloren."[77] Blachstein verwarf logischerweise *ex abrupto* nicht nur die eventuellen Schlußfolgerungen künftiger Untersuchungskommissionen, sondern das Prinzip selbst, als er erklärte: „Da gibt es Resolutionen, die sagen, man müsse prüfen, ob die Dinge in Algerien mit den Grundsätzen der Internationale vereinbar seien. Wahrscheinlich wird Guy Mollet prüfen, ob seine Algerienpolitik mit den Grundsätzen der Internationale vereinbar ist. Ich muß sagen, ich schäme mich, daß wir von hier – auch wenn es weh tut gegenüber einer Partei wie der französischen und ihrer Führungsspitze – nach drei Jahren meinen, prüfen zu müssen. (Sehr richtig! Beifall.) Was soll

[Forts. von Anm. 74]
andererseits diejenigen, deren Standpunkt zum Beispiel von Hellmut Kalbitzer in: Die Dritte Welt und die Weltmächte (1961) vertreten wurde, die den Zeitpunkt für gekommen hielten, ein Verhältnis zu den Ländern der dritten Welt zu entwickeln, das sich nicht an den Erwartungen oder Ansprüchen der reichen, sondern an den Bedürfnissen der Entwicklungsländer zu orientieren habe.

75 Vgl. Standpunkt, Jg. 6 (1959), H. 1.

76 Ebda.

77 Protokoll der Verhandlungen ..., a. a. O., S. 64.

denn eigentlich geprüft werden?"[78] Es war dies eine eindeutige Distanzierung u. a. von der internationalen sozialistischen Resolution vom 29. April 1958, in der, in Anlehnung an den Algerienbericht, der Verzicht beider Lager auf all ihre Vorbedingungen als Conditio sine qua non für Verhandlungen bezeichnet wurde.[79]

Das ersparte es jedoch der FLN-nahen Linken nicht, selbst zu Untersuchungskommissionen nach Nordafrika zu fliegen. Aus den Reisen von Hans-Jürgen Wischnewski, Jockel Fuchs usw. wurde Kapital geschlagen, um bei der Rückkehr mit der Autorität des Augenzeugen zu sprechen und innerhalb der Fraktion den eigenen Standpunkt geltend zu machen. Daß eine Gruppe von Vertretern der FLN in den Stuttgarter Parteitag hineingeschmuggelt wurde, war also weniger gedacht als eine Unterstützung der seit den Wahlen von 1953 formulierten Kritik an der Parteilinie im allgemeinen, wie sie Carlo Schmid, Herbert Wehner, Adolf Arndt oder Fritz Erler unternommen hatten, auch wenn sie sich de facto so auswirkte, sondern als Demonstration vor aller Welt, daß deutsche Sozialisten keinen Anteil an einem Vorgehen haben wollten, das die SPD und die Internationale ihres Erachtens deckten.

Schluß

Als 1958 der Öffentlichkeit in der Bundesrepublik – über die Presse, bruchstückweise und nur in ihren Hauptlinien – die Entsendung der internationalen sozialistischen Algerienkommission und deren Ergebnisse mitgeteilt wurden, wurde dieser Vorgang insgesamt von einer Anzahl Sozialdemokraten als eine Instrumentalisierung der Internationale gegenüber dem Krieg, den Frankreich dort führte, erlebt. Nicht zuletzt deshalb ist dieser Vorgang beispielhaft.

Entgegen den Erwartungen der Initiatoren der Untersuchung (aber auch den Befürchtungen der SFIO) machte sich die sozialistische Fact-Finding-Mission mehrheitlich – großenteils ihren Kontakten zufolge – in nicht geringem Maße die Argumente Frankreichs und der *Section française* zu eignen. So beschrieb sie zum Beispiel koloniale Verhältnisse, ohne sie als solche zu bezeichnen bzw. zu brandmarken, sie erwähnte die algerische Befreiungsbewegung – primär aufgrund nichtmuselmanischer Aussagen – offensichtlich zurückhaltend, sie schloß die besonders tiefgreifenden Fragen der Gewalt und des Selbstbestimmungsrechtes, die in erster Linie zu ihrer Entsendung nach Algerien geführt hatten, eingangs aus dem Bereich ihrer Untersuchungen aus. Kommissionsinterne Spannungen (zwischen Jan Sanness einerseits, John Watson und Jules Bary andererseits) führten zwar dazu, daß sich der Bericht zum Teil versumpfte, was Guy Mollet allerdings ebensowenig davon abhielt, sich auf Inhalt und Schlußfolgerungen desselben zu berufen, wie die Tatsache, daß die französischen Sozialisten selbst in der

78 Ebda.

79 "The Socialist International condemns all acts of terrorism." Und etwas weiter: "[...] if all the parties abandon the pre-conditions on which they at present insist. Neither the French authorities nor the various bodies representing Algerian opinion can be expected to enter negociations on terms which imply capitulation in advance." In: IISG, Amsterdam, Archiv der Sozialistischen Internationale, Mappe „Bureau-Meetings 1953–1959".

Internationale die Vertraulichkeit durchgesetzt hatten. Unverkennbar war, wie wenig der Bericht den – seinerzeit u. a. von Heinz Putzrath ausgedrückten – Erwartungen der deutschen sozialdemokratischen Partei gerecht wurde. An den Parteivorstand wurde demzufolge der Vorwurf gerichtet, er stelle sich auf die Seite der SFIO – und somit Frankreichs –, unter Verzicht auf die eigenen Ansprüche und unter Mißachtung der Prinzipien des demokratischen Sozialismus. Dies wurde der Wahrheit im Grunde nicht vorbehaltlos gerecht, denn der Kampf Frankreichs um die Erhaltung seines Kolonialreiches und seiner damit zusammenhängenden Stellung als Großmacht wurde von der deutschen sozialdemokratischen Parteiführung weder grundsätzlich noch formell bejaht. Es wurde wiederholt in der parteinahen Presse und in Gesprächen mit französischen Sozialisten darauf hingewiesen, daß das anachronistische Verhältnis zwischen Metropole und Algerien durch eine commonwealthähnliche Beziehung ersetzt werden solle. Die Vertreter der SPD versuchten auch, im Büro der Internationale oder durch eine Unterstützung der Minorität innerhalb der französischen sozialistischen Partei, die Auffassungen der Mehrheit um Guy Mollet und Robert Lacoste zu bekämpfen.

Dabei trat jedoch die Tatsache ans Tageslicht, daß von Bonn aus in vielen Fällen mehr an der Art und Weise Anstoß genommen wurde, wie sich die SFIO kleinkrämerisch der Internationale zu politischen Zwecken zu bedienen versuchte, als an der grundsätzlichen Dimension dessen, was in Nordafrika vorging. Übrigens konnte Erich Ollenhauer auf dem Parteitag in Stuttgart an keinem anschaulichen Beispiel zeigen, wann und wie die SPD durch ihren Einsatz moderierenden Einfluß auf die französische Schwesterpartei ausgeübt hätte.

Der sozialdemokratische Parteivorstand hielt das, was über die Sanness-Watson-Bary-Untersuchungskommission in die Öffentlichkeit drang, nicht für geeignet, dem Image des Sozialismus zu schaden. Weder für ihn noch für die Mehrheit der Bundesbürger war die Algerienfrage ein vorrangiges Problem. Dementsprechend war seine Haltung selbstverständlich in keiner Hinsicht philokolonialistisch. Sie war im übrigen mit den Entscheidungen der Internationale in Sachen dritte Welt vereinbar. Aber sie beruhte letztendlich auf einem Verzicht auf eine eingehendere Analyse der Vorgänge im Maghreb. Rücksichtnahme auf die SFIO einerseits, auf das deutsch-französische Verhältnis andererseits verhinderten jene Initiativen, die die Befürworter der algerischen Unabhängigkeit im Namen der Menschenrechte von dem Parteivorstand erwarteten.

Die FLN-nahen Linken setzten sich also neben der Beistands- und Hilfepflicht die Aufgabe, durch ihren Einsatz dem Verlust an Ansehen, der sich für den Sozialismus im allgemeinen ergab, entgegenzuwirken, indem sie sich für Werte einsetzten, die, wie ihres Erachtens am Beispiel der Untersuchungskommission einmal mehr offenbar geworden war, nicht mehr mehrheitlich von den offiziellen Vertretern des Sozialismus im Westen vertreten wurden.

Es war kein Zufall, daß die „Kofferträger" immer wieder gerade jene Punkte unterstrichen, die sie in die Nähe der Initiatoren der internationalen Untersuchungskommission führten, die aber schließlich von der Fact-Finding-Mission vernachlässigt oder verschwiegen worden waren. Sie standen einem Haakon Lie oder einem Aneurin Bevan nahe, die davon ausgingen, Grundsätze und Handeln seien auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, während die Parteiführung um Erich Ollenhauer oder Fritz Heine

nach dem Vorsatz handelte, die Prinzipien sollten dort ihre Grenzen haben, wo die Notwendigkeiten der praktischen Politik ansetzten. Deshalb kam es innerhalb der SPD zu Spannungen, die mit denjenigen zu vergleichen sind, die es zwischen den Skandinaviern und der Mehrheit der Internationale aufgrund der Fact-Finding-Episode gab. Die Gegensätze, die bereits in Wien auf internationaler Ebene zum Ausdruck gekommen waren, hatten nun auch in die deutsche Partei Eingang gefunden.

Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Heft 14 **ISBN 3-88663-414-0** **450 Seiten** **30,– DM**

Peter Kuckuk: Syndikalisten und Kommunistische Arbeiterpartei in Bremen in der Anfangsphase der Weimarer Republik

Hartmut Rübner: Linksradikale Gewerkschaftsalternativen: Anarchosyndikalismus in Norddeutschland von den Anfängen bis zur Illegalisierung nach 1933

Peter Kropotkin: Charles Fourier

Zdeněk Kárník: Der erste Versuch zur Gründung einer kommunistischen Partei in Böhmen

Reiner Tosstorff: Spanische Flüchltinge nach dem Ende des Bürgerkriegs

Georg Scheuer: Der „andere" Widerstand in Frankreich (1939–1945)

Walter Mehring: Der Freiheitssender. Hörspiel

Dirk Heißerer: „We Fight Back." Ein Kommentar zur Walter Mehrings Hörspiel „Der Freiheitssender" (1943)

Dirk Heißerer: Wagnis Freiheit. Literarische Deserteure im 20. Jahrhundert

Karl Klöckner/Martin Finkbeiner: Dialektik der Aufklärung und Arbeiterbewegung – Feuerbachthesen, Kautsky

Kornelia Hafner: Anarchismus oder der Souverän als Feind. Eine Auseinandersetzung mit den Thesen Joachim Bruhns zur Abschaffung des Staates

Jacques Wajnsztein: Wert ohne Arbeit

Rezensionen und Hinweise

Abonnements (20 % billiger) und Bestellungen über die Redaktion
(die Hefte 1–13 sind noch erhältlich):
c/o Wolfgang Braunschädel, Hustadtring 33, 44801 Bochum
Germinal Verlag, Widumestraße 11, 44787 Bochum
oder über den Buchhandel

Zur Geschichte der Arbeitskräftemigration in die DDR

Die bilateralen Verträge zur Beschäftigung ausländischer Arbeiter (1961–1989)

Von Sandra Gruner-Domić

In diesem Beitrag wird ein erster Versuch unternommen, den Verlauf die Arbeitskräftemigration von Ausländern in die DDR zu beschreiben und zu charakterisieren, einige Zahlen zum Umfang der Beschäftigung nach Ländern geordnet vorzustellen und die historische Entwicklung anhand der Verhandlungen und Verträge zusammenzufassen. Eine tiefergreifende Analyse und endgültige Einschätzung ist hier noch nicht möglich, da kaum wissenschaftliche Vorarbeiten zu diesem Thema vorhanden sind.[1] Auf eine Untersuchung der wirtschaftlichen Hintergründe zur Arbeitsmigration in die DDR muß deshalb zugunsten eines ersten ausführlichen empirischen Überblicks verzichtet werden.[2] Aus diesem Grund kann auch auf die Alltagsbedingungen der Immigranten nicht näher eingegangen werden, die oft den hier vorgestellten Vertragsinhalten nicht entsprachen, ganz im Gegensatz zu den Behauptungen von Eva-Maria und Lothar Elsner in ihrem Überblick zur Ausländerpolitik der DDR.[3]

1. Erste Pläne für einen Arbeitskräftetransfer

Ein Transfer von Arbeitern innerhalb der sozialistischen Länder wurde von den Regierungen ursprünglich abgelehnt, da er als charakteristisch für die Ausbeutung in kapitalistischen Gesellschaften galt. Trotz solcher Vorbehalte wurde 1964 erstmals über die Probleme der Arbeitskräfteumverteilung innerhalb der sozialistischen Länder auf einer

1 Erste Aufsätze sind: Peter Schulz, Labor Migration among the Socialist European Countries in the Post-World War II period, in: International Migration, Jg. 13 (1975), Nr. 4, S. 190–199; Hanns Thomä-Venske, Notizen zur Situation der Ausländer in der DDR, in: Zeitschrift für Arbeitsrecht und Ausländerpolitik, Berlin, Jg. 10 (1990), Nr. 3, S. 125–131. Zu Arbeitern liegen bisher drei wissenschaftliche Untersuchungen vor: Altmuth Riedel, Erfahrungen algerischer Arbeitsmigranten in der DDR. „Hatten och Chancen ehrlich", phil. Diss., Freie Universität Berlin 1992 (gedruckt: Opladen 1994); Eva Helias, Polnische Arbeitnehmer in der DDR und BRD, ihre Rechte, Pflichten und die neue Situation nach der Vereinigung Deutschlands (= Arbeitsheft des Berliner Instituts für Vergleichende Sozialforschung, BIVS), Berlin 1992; Sandra Gruner-Domić, Die Migration kubanischer Arbeitskräfte in die DDR 1978–1989, Diplomarbeit am Institut für Ethnologie der Humboldt-Universität Berlin 1992.

2 Einen ersten skizzenhaften Überblick zur Ausländerbeschäftigung gab 1991 Dirk Jasper, Ausländerbeschäftigung in der DDR, in: Anderssein gab es nicht: Ausländer und Minderheiten in der DDR. Hrsg. von Marianne Krüger-Potratz, Münster und New York 1991, S. 151–164.

3 Vgl. Eva-Maria und Lothar Elsner, Zwischen Nationalismus und Internationalismus. Über Ausländer und Ausländerpolitik in der DDR 1949–1990. Darstellung und Dokumente, Rostock 1994. Die Verfasser kamen aufgrund der Vielzahl angerissener Themen leider nur zu einer sehr oberflächlichen Betrachtung der Arbeitskräftemigration. Sie attackieren die vorhandene, überwiegend kritische Literatur zur sozialen Situation ausländischer Arbeiter in der DDR oft ungerecht und ohne stichhaltige Beweise für ihre pauschalen Gegenbehauptungen. Die Autoren verweisen ausschließlich auf Behördenquellen, die aber nur einen Bruchteil des heute zugänglichen Materials darstellen. Ihren stark von der offiziellen DDR-Sicht geprägten Behauptungen zum Alltag der Arbeiter widersprechen die Ergebnisse meiner Untersuchung

Konferenz zur „Geographie der sozialistischen Länder" in Moskau diskutiert; später sprach man dann von „gesteuertem Austausch von Arbeitskräften".[4] In den siebziger und achtziger Jahren stimmten die sozialistischen Länder ihre Jahrespläne auch auf dem Gebiet des Arbeitskräfteaustauschs ab. Dabei war die DDR aufgrund ihrer spezifischen wirtschaftlichen und demographischen Situation – mit dem Mauerbau hatte man auch versucht, dem Bevölkerungsverlust entgegenzuwirken – frühzeitig an einem Arbeitskräftetransfer interessiert. Einer der wichtigsten Faktoren für den Arbeitskräftemangel war der geringe Bevölkerungszuwachs und die kontinuierliche Auswanderung von DDR-Bürgern in die Bundesrepublik Deutschland sowie in andere westliche Länder. Der Bevölkerungszuwachs zwischen 1950 und 1970 betrug insgesamt nur rund 140 000 Personen. Der Wanderungsverlust der DDR wird heute für denselben Zeitraum auf über eine Million Menschen beziffert, wobei der größte Teil der Auswanderer bis zum Bau der Mauer 1961 das Land verließ.[5]

Am 12. Oktober 1961 schlug die DDR, die sich wegen akuten Mangels an Arbeitskräften vor Problemen sah, den Verpflichtungen zu Warenlieferungen an Ungarn, Rumänien und Bulgarien nachzukommen, ihren Partnern die Beschäftigung ausländischer Arbeiter in ihrem Land im „gemeinsamen Interesse" vor.[6] Wenige Tage später, am 26. Oktober, entwarf die Staatliche Plankommission[7] einen Plan zur Beschäftigung ausländischer Arbeiter in der DDR, der vom Präsidium des Ministerrates am 30. Oktober bestätigt wurde. Dieser Entwurf sah die Beschäftigung von Ingenieuren, Technikern, Meistern und Facharbeitern aus der UdSSR vor, außerdem die Tätigkeit von ungelernten Arbeitern aus Bulgarien, verknüpft mit der Möglichkeit, eine Ausbildung zu erhalten. Die Arbeiter, Ingenieure und Techniker sollten in der Industrie bei der Auslastung von Maschinen und der Erfüllung von Exportverpflichtungen mit sozialistischen Ländern, aber auch für die termingemäße Inbetriebnahme neuer Kapazitäten im Bauwesen helfen. Der Entwurf sah die Beschäftigung vor allem junger, lediger Arbeiter vor, auch von Familien in begrenzter Zahl, wenn beide Ehepartner zu arbeiten bereit waren. Die Kosten für Hin- und Rückreise sollten von der DDR bezahlt werden, die Versorgung mit Wohnraum und anderen sozialen Leistungen war je nach Familienstand zu gewährleisten. Insgesamt war die Anreise von 50 000 ausländischen Personen geplant, denn allein in der Kohleindustrie fehlten 7820 Beschäftigte, in der Bauindustrie 6750 und in der Textil-, Bekleidungs- und

[Forts. von Anm. 3]
über die Migration der Kubaner in die DDR, in der sowohl umfangreiche Quellenbestände der zentralen Regierungsebene als auch lokale Überlieferungen und Interviews mit Betroffenen ausgewertet wurden. Vgl. Sandra Gruner-Domić, Die Migration ..., a. a. O. (Eine gekürzte Fassung des Ms. erscheint demnächst als Arbeitsheft des Berliner Instituts für Vergleichende Sozialforschung.)

4 Dirk Jasper, a. a. O., S. 151.

5 Vgl. DDR-Handbuch. Hrsg. vom Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen, 2 Bde., Köln 1985, Bd. 1: A–L, S. 212–219 und S. 418.

6 Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam (im folgenden BA, Abt. Potsdam), Ministerratsbeschlüsse (MB) Nr. I/4-512: Beschluß über die Gesamtkonzeption für Verhandlungen mit der UdSSR und der Volksrepublik Bulgarien über den Einsatz von Werktätigen aus diesen Ländern vom 30. 11. 1961, Bl. 81–105.

7 Die Staatliche Plankommission (SPK) hatte die Aufgabe, die Jahrespläne für die Wirtschaft auszuarbeiten. Sie organisierte, kontrollierte und koordinierte die volkswirtschaftlichen Pläne als Basis der Wirtschaftsentwicklung. Sie war verantwortlich für die wirtschaftliche und wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit mit den RGW-Ländern (COMECON) sowie für die Planung und regionale Verteilung der Arbeitskräfte und Produktionsstätten.

Lederindustrie 5710 Personen.[8] Der Arbeitskräftetransfer sollte im Rahmen eines zwischenstaatlichen Abkommens realisiert werden. Die Initiative für die Verhandlungen im Dezember 1961 ging von der DDR-Seite aus. Das Projekt wurde jedoch abgelehnt: am 25. 1. 1962 ordnete der Ministerrat die Aufhebung des Beschlusses „Über den Einsatz von Arbeitskräften aus dem Ausland" an. [9]

Obwohl die Abwanderung von Arbeitskräften nach dem Bau der Berliner Mauer 1961 wesentlich zurückgegangen war, betrug sie nach Angaben der Staatlichen Plankommission für das Jahr 1963 immer noch 12,7 Prozent in der Industrie insgesamt und sogar 17,4 Prozent für einzelne Zweige, wie die Elektrotechnik und die Textilindustrie.[10] Schon am 6. Dezember 1962 startete die DDR deshalb einen weiteren Versuch, um zu einem Abkommen zu gelangen, diesmal mit der polnischen Regierung zur Beschäftigung und Qualifizierung von 500 Arbeitern in Braunkohlebetrieben der DDR. Aufgrund eines vorher beiderseits verabredeten Antrages des polnischen Ministeriums für Bergbau und Energie vom 3. Oktober wurde das Abkommen beschlossen.[11] Diese Verfahrensweise wurde gewählt, um den geplanten Arbeitskräftetransfer als Qualifizierung erscheinen zu lassen. Der Vertrag beschränkte sich offensichtlich auf die Beschäftigung der 500 Personen für ein bis zwei Jahre. Im Gegensatz zum ersten DDR-Entwurf zur allgemeinen Beschäftigung ausländischer Personen von 1961 sollten jetzt bei den Verhandlungen mit der polnischen Seite deren Forderungen nach Zahlungen für Kindergeld, Ehegattenzuschlag, Geburtenhilfe, die Anerkennung von Berufsjahren und Trennungsentschädigung abgelehnt werden. Begründet wurde diese Haltung mit der Absicht, nur junge Arbeiter über 18 Jahre in der DDR zu qualifizieren.[12] Diese erste bilaterale Vereinbarung zwischen der DDR und Polen wurde am 17. März 1963 als „Qualifizierungsvertrag" unterschrieben.[13]

Da dieser Vertrag nur eine kurze Laufzeit hatte, wurde in Absprache mit örtlichen Verantwortlichen vorgeschlagen, daß die polnischen Arbeiter einen ständigen Aufenthalt in der DDR beantragen konnten. Daraufhin bewarben sich bereits im folgenden Jahr viele polnische Bürger. Nach einem Informationsaustausch zwischen dem DDR-Konsulat in Polen und polnischen Behörden wurde diesen Anträgen auf Übersiedlung stattgegeben. Die DDR behielt sich jedoch künftig die Entscheidung vor, „so viel[en] Familien bzw. Einzelpersonen die ständige Einreise in die DDR" zu ermöglichen, „wie das der deutschen Seite zweckmäßig erscheint".[14] Solche Anträge sollten nur unter Berücksichtigung

8 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-512: Beschluß über die Gesamtkonzeption für Verhandlungen mit der UdSSR und der Volksrepublik Bulgarien über den Einsatz von Werktätigen aus diesen Ländern vom 30. 11. 1961, Bl. 81–105.

9 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-525: Beschluß zur Aufhebung der Beschlüsse über die Eingliederung sowjetischer und bulgarischer Werktätiger in die Industrie und das Bauwesen in der DDR vom 25. 1. 1962.

10 Ohne die Berücksichtigung von natürlichen und gesetzlich notwendigen Abgängen (Studium, Armee); BA, Abt. Potsdam, Zwischenarchiv, Staatliche Plankommission, Nr. 51759: Bericht zu Grundproblemen der perspektivischen Arbeitskräfteentwicklung der DDR und Schlußfolgerungen, 1965, S. 29.

11 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-655: Entwurf des Abkommens zwischen der Regierung der DDR und der Regierung der Volksrepublik Polen über den Einsatz polnischer Werktätiger im Braunkohlenbergbau der DDR, 6. 12. 1962, Bl. 116–168.

12 Ebd.

13 Vgl. ohne Quellenangabe Dirk Jasper, a. a. O., S. 155.

14 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-959: Beschluß über Maßnahmen zur Vorbereitung und Durchführung der Übersiedlung von Bürgern der Volksrepublik Polen in die DDR vom 9. 6. 1964, Bl. 91.

des Arbeitskräftebedarfs und des vorhandenen Wohnraums in der DDR genehmigt werden. Anträge zur Übersiedlung wurden aufgrund des DDR-Interesses nicht nur beschleunigt entschieden, sondern bei Aufgabe der polnischen winkte sofort die Staatsbürgerschaft der DDR. Auch für die Übersiedler, deren polnische Staatsbürgerschaft nicht sofort aufgehoben wurde, strebte die DDR eine Annahme der eigenen Staatsbürgerschaft an: „Es sind alle notwendigen Voraussetzungen zu schaffen, daß die übersiedelnden Bürger von Anfang an als Bürger der DDR anerkannt und behandelt und in das gesellschaftliche Leben der Republik aufgenommen werden."[15]
Im Jahr 1965 erhielten so 127 Polen die DDR-Staatsbürgerschaft.[16] Ein Jahr später reagierte die polnische Regierung – wegen einer potentiell größeren Abwanderung – auf die DDR-Maßnahmen, da diese nur mit örtlichen Behörden vereinbart worden waren. Die DDR-Regierung mußte ihren Beschluß zur Übersiedlung zurücknehmen. Beide Seiten bekräftigten alte Vereinbarungen aus den Jahren 1958 bis 1960. Hierdurch wurde der Wohnortwechsel polnischer Bürger nicht beeinträchtigt; die polnische Regierung begrenzte aber den Zuzug von arbeitsfähigen Personen und deren Familien auf 3000 im Jahr.[17] In den folgenden Jahren wechselten allerdings kaum polnische Bürger in die DDR. Die Staatliche Plankommission der DDR wußte aus eigenen Erhebungen, daß der Mangel an Arbeitskräften in absehbarer Zeit so nicht zu beseitigen wäre. Deshalb versuchte die DDR weiter auf anderen Wegen, ausländische Arbeiter zu gewinnen.

2. Bilaterale Abkommen mit Polen und Ungarn

Die regionale Verteilung der Bevölkerung in der DDR lag ähnlich wie vor dem Zweiten Weltkrieg. Aus den ländlichen Gebieten Mecklenburgs, wo die Geburtenrate traditionell höher als im Süden lag, wanderten auch nach 1961 Arbeitskräfte in die Industriegebiete des Südens. Trotz dieser Zuwanderung verzeichnete man seit 1964 in Thüringen und Sachsen aber einen Einwohnerrückgang von 5 bis 10 Prozent. Die von der Textil- und Elektroindustrie geprägte Grenzregion der Lausitz war besonders vom Bevölkerungsschwund betroffen. Deshalb bemühte sich die DDR auf der V. und der VI. Tagung des Wirtschaftsausschusses mit Polen um eine Beschäftigung polnischer Arbeiter in Betrieben des Grenzgebiets. Mit der am 7. Juli 1966 verabschiedeten bilateralen Vereinbarung wurde der Kräftebedarf in einigen Betrieben dieser Region zwar schnell, aber nur in geringem Maße befriedigt.[18]

15 A. a. O., Bl. 93.
16 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-1180: Beschluß über die Verleihung der Staatsbürgerschaft, Berlin, 19. 8. 1965, Bl. 104–113.
17 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-1179: Beschluß über die Aufhebung des Beschlusses des Präsidiums des Ministerrates vom 9. 6. 1964 über Maßnahmen zur Vorbereitung und Durchführung der Übersiedlung von Bürgern der Volksrepublik Polen in die DDR vom 26. 8. 1965, Bl. 48–51.
18 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-1375: Beschluß über die Verwirklichung der Vereinbarung zwischen dem Staatlichen Amt für Arbeit und Löhne der DDR und dem Komitee für Arbeit und Löhne der VR Polen über die Grundsätze der Beschäftigung polnischer Werktätiger aus Grenzbezirken der VR Polen in Betrieben der Grenzbezirke der DDR, 7. 7. 1966, Bl. 80–85.

Schon während der Verhandlungen im Jahre 1965 beschäftigte der VEB Elektroschaltgeräte Görlitz und Oppach 75 Personen. Sie überquerten die Grenze täglich mit dem polnischen Personalausweis und dem Ausweis eines DDR-Betriebes.[19] Im DDR-Ministerrat begründete man die Beschäftigung polnischer Arbeiter im Grenzgebiet damit, den polnischen „Arbeitskräfteüberschuß zu mildern, Arbeitskräfte zu qualifizieren und den Lebensstandard eines Teiles ihrer Bürger zu erhöhen".[20] Die Vereinbarung förderte vor allem die Beschäftigung polnischer Frauen. Die Arbeitsverträge sollten längerfristig, aber höchstens für zwei bis drei Jahre abgeschlossen werden. Die Pendlervereinbarung begünstigte die DDR, die wegen mangelnder Kapazitäten Probleme hatte, Arbeiter mit Wohnraum zu versorgen.[21] Im Vertrag war kein Transfer von Sozialleistungen vereinbart worden, obwohl gerade Pendler Sozialleistungen weiterhin in ihrem Heimatland in Anspruch nahmen und die DDR schon 1957 in einem Vertrag über die sozialpolitische Zusammenarbeit polnische Forderungen nach einem Transfer von Sozialversicherungsbeiträgen sowie Lohnsteuern akzeptiert hatte.[22] Die bilaterale Vereinbarung von 1966 über die „Grenzpendler" war unbefristet.[23] Bis 1970 waren 2200 Frauen in zehn Betrieben der DDR meist im Zwei- und Dreischichtsystem angestellt.[24] Bis 1987 gab es dann durchschnittlich 3000 bis 4000 Pendler jährlich;[25] seit 1987 ging ihre Zahl auf 2500 bis 2000 zurück.[26]

Ein Jahr nach dem Pendlervertrag mit Polen, am 26. Mai 1967, unterzeichnete die DDR ein Abkommen über die Beschäftigung ungarischer Arbeiter. Das war das erste bilaterale Abkommen zum Arbeitskräftetransfer in einer größeren Dimension, in dessen Folge ausländische Arbeiter auch längerfristig in die DDR kamen. Der Vertrag wurde nach dem Mustervertrag von 1961 entworfen und sah die Beschäftigung von ledigen Arbeitern (Mindestalter: 18 Jahre) für zwei bis drei Jahre zum Erwerb einer Qualifizierung oder von Berufserfahrung vor. Geplant war eine Qualifizierungszeit von bis zu drei Monaten. Die Kosten für An- und Rückreise, Kindergeld sowie vier Mark Trennungsentschädigung pro Tag trugen die Betriebe; sie bekamen aber einen Teil der Kosten vom Staat subventioniert.[27]

19 100 Arbeiter waren noch für 1965 für den VEB Chemiefaserwerk in Guben und 40 für den VEB Silikat- und Schamottewerk Rietschen vorgesehen; BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-1201: Information über den Stand der Vorbereitungen und notwendige Schlußfolgerungen beim Einsatz polnischer Arbeitskräfte in Betrieben der DDR in Grenzbezirken vom 18. 10. 1965, Bl. 58–67.

20 A. a. O., Bl. 60.

21 A. a. O., Bl. 58–67.

22 Dirk Jasper, a. a. O., S. 155.

23 Vgl. Ministerium für Arbeit und Löhne/Sekretariat für Arbeit und Löhne – Ausländische Arbeitskräfte (künftig zitiert: MfAL/SAL-AAK), Thesen für ein Gespräch über die Beschäftigung und Qualifizierung von Werktätigen aus befreundeten Ländern in Betrieben der DDR, 10. 10. 1986, S. 1.

24 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-2116: Beschluß über den Bericht der bisherigen Erfahrungen und Ergebnisse aus dem Einsatz ungarischer und polnischer Werktätiger vom 7. 1. 1970, Bl. 173.

25 Eva Helias, a. a. O., S. 1.

26 MfAL/SAL-AAK, 1991 umbenannt in: Bundesministerium für Arbeit und Soziales/Ausländische Arbeitnehmer, Referat II, Tabelle: Regierungsabkommen DDR–Polen, Anzahl der beschäftigten polnischen Arbeitnehmer (1971–1991), 1992.

27 MfAL/SAL-AAK, Gegenüberstellung von Fakten und Bedingungen aus den Regierungsabkommen zum Einsatz ausländischer Werktätiger in Betrieben der DDR, undatiert, S. 1.

In den ersten drei Jahren sollten 13635 ungarische Arbeiter in die DDR kommen, nämlich 1967 2825, 1968 5780 und 1969 5030. Es reisten aber nur insgesamt 11 967 ein, von denen 60 Prozent über einen Facharbeiterbrief verfügten. 1970 kehrten die ersten 1800 Ungarn nach Beendigung ihrer Arbeitsverträge in ihre Heimat zurück. Für die folgenden Jahre rechnete man im DDR-Staatssekretariat für Arbeit und Löhne mit einem Durchschnitt von 13000 Beschäftigten jährlich.[28] Für die Einreise und den Aufenthalt in der DDR wurden die ungarischen Arbeitskräfte in Gruppen organisiert. Durch die beengte Unterbringung von 500 bis 900 Menschen in Neubausiedlungen ohne die notwendige Infrastruktur und Alternativen für die Freizeit ergaben sich zahlreiche Probleme, derer man sich von Anfang an bewußt war: „So traten Komplikationen im gesellschaftlichen Leben [...] auf, wo zentrale Gemeinschaftsunterkünfte in Neubaugebieten geschaffen wurden und durch das Fehlen gesellschaftlicher Leitungen in diesen Gebieten die erforderliche politisch-ideologische Vorbereitung unserer Bevölkerung auf diesen Einsatz unterblieb."[29] Die Mehrzahl der Konflikte ergab sich in den Bezirken Karl-Marx-Stadt und Leipzig. Ab 1973 stellte deswegen das ungarische Ministerium für Arbeit „Heimerzieher" ungarischer Nationalität zur Kontrolle der Arbeiter in den Arbeiterwohnheimen an.

40 Prozent der ungarischen Arbeiter waren in den ersten drei Jahren in Industriebereichen des Fahrzeug- und Maschinenbaus, 26,2 Prozent in der Elektrotechnik und 11,7 Prozent in der Leichtindustrie beschäftigt, die restlichen in der Chemischen Industrie, im Bauwesen, in der Landwirtschaft, im Verkehr und im Handel. Nach drei Jahren Arbeitskräftetransfer zog der Ministerrat aufgrund der Berichte des Staatssekretariats für Arbeit und Löhne Bilanz: Mit den zusätzlichen Arbeitskräften ließen sich die hochproduktiven Maschinen und Anlagen voll auslasten. Die Betriebe konnten zur Mehrschichtarbeit übergehen. So wurden „vorwiegend strukturbestimmenden und exportintensiven Betrieben Arbeitskräfte zugeführt [...], die es ihnen ermöglichten, die Planaufgaben zu erfüllen und überzuerfüllen."[30]

Das Abkommen mit Ungarn war erstmals am 27. August 1969, dann am 7. Mai 1973 und noch einmal am 1. Januar 1976 bis insgesamt Ende 1980 verlängert worden. Beide Seiten vereinbarten, die Zahl der ungarischen Arbeiter zu erhöhen. Die Tendenz war jedoch in den siebziger Jahren rückläufig, in Ungarn wurden immer weniger Arbeiter angeworben, und viele der Angeworbenen fuhren frühzeitig enttäuscht aus der DDR zurück. Die Fluktuation erreichte fast ein Viertel der angekommenen Arbeitskräfte, da die Realität nicht ihren Vorstellungen über Arbeits- und Lebensbedingungen sowie Verdienstmöglichkeiten oder Qualifizierungen entsprach.[31] Ähnliche Enttäuschungen gab es später auch bei anderen ausländischen Vertragsarbeitern, z. B. bei Algeriern und Kubanern. Bis 1979 waren insgesamt 38000 ungarische Arbeiter für jeweils drei Jahre in DDR-Betrieben beschäftigt gewesen. Noch arbeiteten 3593 in der DDR, von denen 1300 ihre

28 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-2116: Beschluß über den Bericht der bisherigen Erfahrungen und Ergebnisse aus dem Einsatz ungarischer und polnischer Werktätiger vom 7. 1. 1970, Bl. 164–165.

29 A. a. O., Bl. 169.

30 A. a. O., Bl. 165.

31 Vgl. Dirk Jasper, a. a. O., S. 158.

Tätigkeit im September 1979 beendeten.[32] 1980 verkündete Ungarn einseitig den Ausstieg aus den Verträgen mit der DDR, da man selbst immer mehr Arbeitskräfte benötigte. Im selben Jahr kamen letztmalig 850 ungarische Arbeiter für drei Jahre in die DDR, so daß 1983 schließlich die letzten Ungarn, die aufgrund des bilateralen Abkommens gearbeitet hatten, die DDR verließen.[33]

Ein Jahrzehnt zuvor, im Jahr 1971, war zum ersten Mal innerhalb des „Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe" (RGW/Comecon) ein Arbeitskräftetransfer in die sozialistischen Länder mit höherer technologischer Entwicklung geplant worden. Die dort dringend benötigten Arbeitskräfte sollten als Gegenleistung qualifiziert werden.[34] Um einen finanziellen Ausgleich für die Partnerländer zu schaffen, sollten nach speziellen Vereinbarungen die Steuern und Sozialversicherungsbeiträge der Arbeiter in deren Herkunftsländer transferiert werden.

Nur kurze Zeit später, am 25. Mai 1971, unterzeichnete die DDR mit Polen einen ähnlichen Vertrag wie mit Ungarn. Bei den Verhandlungen machte Polen den Vorschlag, 8000 Arbeiter zu schicken, von zusätzlichen DDR-Warenlieferungen abhängig. Außerdem forderte Polen die vollen Lohnsteuerbeträge und 70 Prozent der Sozialversicherungsbeiträge seiner Arbeiter. Vereinbart wurden letztendlich 75 Prozent der Lohnsteuer und 70 Prozent der Sozialversicherungsbeiträge, auf die Polen wegen der langfristigen Kosten bei der Rentenauszahlung nicht verzichten wollte. Der Vertrag sah neben der Beschäftigung von Arbeitern zusätzlich die von Ingenieuren und Ärzten vor. Dem Abkommen folgte ein Protokoll vom 18. Oktober 1973, in dem genauere Bedingungen für den Transfer der Arbeiter festgelegt und zusätzliche Vergünstigungen vereinbart waren.

Nur einen Monat später, im November desselben Jahres, wurde über neue Vergünstigungen auch mit Ungarn verhandelt. Diese bestanden in der Zahlung von Trennungsgeld, Fahrtkostenerstattung für bis zu drei Heimreisen im Jahr, Verbilligung der Miete für Arbeiter, denen keine Arbeitskleidung vom Betrieb gestellt wurde, Kindergeldzuschlägen, der Einstellung eines Heimbetreuers und der Anerkennung des Nationalfeiertages als freier Tag.[35] Es wurde diskutiert, statt 600 Mark pro Person für Anwerbungskosten in Ungarn auszugeben, Wohnmöglichkeiten für alleinstehende Mütter einzurichten, damit nicht wegen Schwangerschaft Verträge gekündigt werden müßten. Auch die Möglichkeit, die Überweisung von Lohnsteuern – wie mit der polnischen Regierung vereinbart – über die bisherigen 50 Prozent hinaus zu erhöhen, wurde von der DDR

32 MfAL/SAL-AAK, Information über den Einsatz ausländischer Werktätiger in Betrieben der DDR auf der Grundlage von Regierungsabkommen (Stand per 27. 8. 1979), Berlin 28. 8. 1979, S. 1.

33 Jasper nennt folgende Zahlen: 1967 2500, für 1968 2500, 1969 7600, für 1970 10500, für 1971 11500, für 1972 12000. Er zitiert die Zahlen aus: SBZ von A bis Z. Ein Taschen- und Nachschlagebuch über den anderen Teil Deutschlands. Hrsg. vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, Bonn 1969; vgl. Dirk Jasper, a. a. O., S. 157. Peter Schulz gibt die Zahl von 13000 Ungarn für das Jahr 1972 an; Peter Schulz, Labor Migration ..., a. a. O., S. 190–199, hier S. 196.

34 Komplexprogramm für die weitere Vertiefung und Vervollkommnung der Zusammenarbeit und Entwicklung der sozialistischen ökonomischen Integration der Mitgliedsländer des Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW); vgl. Dirk Jasper, a. a. O., S. 152.

35 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-2960 Beschluß zur Angleichung der Bedingungen des mit der UVR bestehenden Regierungsabkommens über die zeitweilige Beschäftigung von Werktätigen an das Regierungsabkommen mit der VRP vom 1. 11. 1973, Bl. 99–102.

nun unter der Bedingung eingeräumt, daß Ungarn sich zur Weiterführung des Abkommens verpflichtete.[36]

1971 schlug die DDR-Seite den Einsatz von 9000 polnischen Arbeitern für vier Jahre vor, für das folgende Jahr sogar von 10000. Die polnische Regierung konnte nur maximal 6000 Personen anwerben. Doch bereits jetzt hatte die DDR sich mit den angegebenen Zahlen übernommen. Da die Staatliche Plankommission die Schwierigkeiten bei der Unterbringung in den Industriestädten kritisierte, wurde die Unterbringung von 1000 Arbeitern in Berlin beschlossen.[37] Der Vertrag mit Polen wurde am 20. Juni 1973 geändert, die Vertragsbedingungen waren nun dem ungarischen Abkommen sehr ähnlich. Abgesehen von bezahlten Freistunden für die Qualifizierung, die den polnischen Arbeitern nicht zustanden, wurden der polnischen Regierung 100 Prozent der Lohnsteuer und ein Betrag für Anwerbekosten überwiesen. Die Dauer des bilateralen Abkommens wurde immer automatisch für drei Jahre verlängert, solange keine Kündigung von polnischer Seite erfolgte.[38]

Die Zahl der nach dem obengenannten Abkommen beschäftigten Polen war von Jahr zu Jahr sehr unterschiedlich. Nach einer Verdoppelung der Zahl der 1971 Angereisten, ca. 3300, innerhalb des zweiten Vertragsjahres blieb die Zahl dann bis 1984 durchschnittlich konstant bei 6500 bis 7000 polnischen Arbeitern (ohne Pendler) jährlich, zwischen 1985 und 1990 verringerte sich die Zahl auf jährlich 3800 Personen.[39] Die Grenzpendler eingerechnet, wurden in der DDR seit 1971 durchschnittlich 6000–10000 polnische Arbeiter jährlich im Rahmen dieser beiden Abkommen eingesetzt:[40]

Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter
1971	3318*	1978	9746	1985	8859
1972	6961*	1979	10187	1986	7595
1973	6506*	1980	9300	1987	5985
1974	7006*	1981	8400	1988	5865
1975	7270*	1982	10997	1989	6000
1976	6318*	1983	11380	1990	3700
1977	9527	1984	11530	1991	851

* Angabe ohne Grenzpendler

36 Bis 1970 wurden 50 Prozent der Lohnsteuern und 60 Prozent der Sozialversicherungsbeiträge an Ungarn überwiesen; BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-2410: Beschluß zur Direktive für die Beratung der Vorsitzenden des Wirtschaftsausschusses der DDR/VRP über den Einsatz polnischer Werktätiger in Betrieben der DDR, 10. 2. 1971, Bl. 129–133.

37 BA, Abt. Potsdam, Zwischenarchiv, DE 1, Nr. 51473: Einsatz polnischer Werktätiger in Betrieben der DDR im Jahre 1971, 5. 7. 1971.

38 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-2960 Beschluß zur Angleichung der Bedingungen des mit der UVR bestehenden Regierungsabkommens über die zeitweilige Beschäftigung von Werktätigen an das Regierungsabkommen mit der VRP vom 1. 11. 1973, Bl. 99–102.

39 Ab 1971 wurde eine Statistik zum Abkommen geführt. Diese Angaben wurden vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Außenstelle Berlin (ehemaliges SAL), erstellt; MfAL/SAL-AAK, Regierungsabkommen DDR–Polen. Anzahl der beschäftigten polnischen Arbeitnehmer (1971–1991), [Berlin 1992].

40 Diese Angaben stammen aus Dokumenten des SAL sowie aus Berechnungen der Autorin. Neben einer Statistik der polnischen Vertragsarbeiter seit 1971 wurde eine methodisch ähnliche Statistik auch für die polnischen Grenzpendler ab 1977 geführt. Die Zahl der beschäftigten Grenzpendler schwankte bis 1990 zwischen 3000 und 4000. Vgl. MfAL/SAL-AAK, Regierungsabkommen DDR–Polen: Anzahl der beschäftigten polnischen Arbeitnehmer (1971–1991).

1974 stellte der Ministerrat fest, daß die Entsendeländer ihre Arbeitskräfte in die Industriezweige, die für ihre Wirtschaft von Bedeutung waren, zur Arbeitsaufnahme schicken, nämlich in den Maschinen-, Anlagen- und Fahrzeugbau. Nach sieben Jahren Erfahrungen mit dem Arbeitskräftetransfer favorisierte man eine Beschäftigung in Gruppen ab 100 Personen. Das Argument für eine solche Entscheidung war, daß „sowohl die Eingliederung in den Arbeitsprozeß als auch die gesellschaftliche und kulturelle Betreuung bei größeren Einsatzgruppen durch die Betriebe wirkungsvoller organisiert wird".[41] Veränderungen in den örtlichen Wohnbereichen wurden trotzdem nicht geplant, so daß die Konzentration vieler ausländischer Arbeiter Probleme mit der einheimischen Bevölkerung brachte.

Die Tendenz des Rückgangs ausländischer Bewerber galt sowohl für Polen als auch vor allem für Ungarn, die Anwerbevereinbarungen wurden nur zu 70 Prozent erfüllt. Da Ungarn inzwischen selbst ein Arbeitskräftedefizit zu verzeichnen hatte, verlangte es, wie ursprünglich vereinbart, die Entsendung von Jugendlichen aus der DDR. Es sollten 200 Arbeiter nach Ungarn gehen, aus den Betrieben konnten aber nur 130 angeworben werden. Es entsprach nicht der Politik der DDR, junge Arbeiter zu drängen, ins Ausland zu gehen. Den entsprechenden Vertragsparagraphen hatte man eher als Floskel angesehen. Da außerdem eine Verringerung der Zahl der Gastarbeiter abzusehen war, schlug die Staatliche Plankommission vor, neue Maßnahmen vorzubereiten, weil mit der bis dahin geübten Praxis keine „zeitlich unbegrenzte stabile Größe" für Volkswirtschaftsplanungen garantiert werden konnte.[42] Deshalb nahm die DDR neue Verhandlungen mit anderen Ländern auf, die ihr politisch nahe-, aber geographisch fernstanden und überschüssige Arbeitskräfte hatten wie Algerien.

3. Der Vertrag mit Algerien

Das nächste zwischenstaatliche Regierungsabkommen wurde am 11. April 1974 mit Algerien abgeschlossen und hatte eine Gültigkeit von vier Jahren. Es konnte jeweils um zwei Jahre verlängert werden. Insgesamt war es zehn Jahre gültig. Im Durchschnitt waren 3000 Algerier pro Jahr in der DDR beschäftigt.[43] Der Vertrag enthielt im wesentlichen die gleichen Konditionen wie die mit Ungarn und Polen. Einige Festlegungen unterschieden sich aber. Ledige, aber auch verheiratete Arbeiter im Alter von 20 bis 40 Jahren konnten eine Arbeit aufnehmen und erhielten Arbeitsverträge für eine Dauer von vier Jahren. Obwohl die algerische Regierung vor allem an der Ausbildung von Facharbeitern interessiert war, bekamen die Algerier keine bezahlten Freistellungen für ihre Qualifizierung. Außerdem mußten sie die Flugkosten für die Rückreise selbst tragen. Im Gegensatz zur polnischen Regierung beanspruchte Algerien keine Überweisung von Lohnsteuern.

41 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-3178: Information über die Realisierung des mit anderen sozialistischen Ländern vereinbarten Einsatzes von Arbeitskräften in Betrieben der DDR, 10. 10. 1974, Bl. 187.

42 A. a. O., Bl. 188–189.

43 MfAL/SAL-AAK, Vorlage für die Kommission des Politbüros des ZK der SED zur Koordinierung der ökonomischen, kulturellen und wissenschaftlich-technischen Beziehungen der DDR zu Ländern Asiens, Afrikas und des arabischen Raumes, Berlin, den 6. 9. 1979, S. 2.

Die Regierung der DDR überwies laut Vertrag 55 Prozent der Sozialbeiträge, zusätzlich zahlte die DDR den Arbeitern 25 Mark Kindergeld bis zum vierten Kind.[44]
Zehn Jahre später, 1984, waren in der DDR noch 450 algerische Arbeiter tätig, 1986 gar keiner mehr. Die Gesamtzahl dieser Vertragsarbeiter hatte ca. 8000 betragen.[45] Auf die Jahre verteilen sich die Zahlen wie folgt:[46]

Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter
1974	560	1978	4740	1982	2760
1975	3820	1979	3300	1983	2060
1976	3980	1980	3190	1984	890
1977	3980	1981	4080		

Da eine starke Migration algerischer Arbeiter seit der Mitte der siebziger Jahre auch nach Frankreich stattfand, verbot in den achtziger Jahren die algerische Regierung die Beschäftigung von Arbeitern im Ausland. Begründet wurde das Verbot damit, daß die Regierung nun die Entsendung von Arbeitern ins Ausland als Fehler erkannt hatte und sich jetzt gegen deren Ausbeutung bei zunehmendem Rassismus aussprach. – Algerien war das erste nichtsozialistische und nichteuropäische Land, mit dem die DDR ein Arbeitskräfteabkommen unterzeichnete.

4. Die Verträge mit Kuba

Bereits am 4. Juli 1975 schloß die DDR mit Kuba eine Vereinbarung über die berufliche Qualifizierung von 500–1000 Personen. Damit sollten kubanische Arbeiter, Facharbeiter, Techniker und Ingenieure in Betrieben der Zement- und der Textilindustrie, der polygraphischen und chemischen Industrie eingestellt werden, um eine Qualifizierung als Bedienungs- und Reparaturpersonal für Anlagen und Maschinen, die aus der DDR nach Kuba exportiert wurden, zu erhalten. Der Vertrag bestimmte eine Beschäftigungsdauer von einem halben Jahr bis zu zwei Jahren. Die Einreise der „Berufspraktikanten" erfolgte zwischen 1976 und 1978. Die Bezahlung war nach Vorbildung gestaffelt.
„Den Staatsbürgern der Republik Kuba wird für die Zeit der beruflichen Qualifizierung, einschließlich Sprachausbildung, in der D. D. R. eine monatliche finanzielle Zuwendung (Entgelt) in Höhe von:
a) 250,– Mark für Berufspraktikanten ohne berufliche Kenntnisse
b) 300,– Mark für Berufspraktikanten mit beruflichen Kenntnissen

44 MfAL/SAL-AAK, Gegenüberstellung von Fakten und Bedingungen aus den Regierungsabkommen zum Einsatz ausländischer Werktätiger in Betrieben der DDR, undatiert.
45 MfAL/SAL-AAK, Thesen für ein Gespräch über die Beschäftigung und Qualifizierung von Werktätigen aus befreundeten Ländern in Betrieben der DDR, 10. 10. 1986, S. 3. Nach der Einreiseliste waren es 8060 algerische Arbeiter; siehe Tabelle in: Almuth Riedel, Erfahrungen ..., a. a. O., S. 3.
46 Zahlen sind von der Autorin berechnet nach den Zahlen der angekommenen Arbeiter in anderen Dokumenten des SAL bei einem Aufenthalt von vier Jahren und deren planmäßiger Abreise (ohne Kalkulation möglicher Vertragsverlängerungen für zwei Jahre und ohne vorzeitige Abreisen).

c) 375,– Mark für Berufspraktikanten mit abgeschlossener Fachausbildung
d) 450,– Mark für Berufspraktikanten mit abgeschlossener Hochschulbildung gewährt."[47]

Am 3. Mai 1978 unterschrieb die DDR dann ein neues Abkommen mit Kuba, diesmal zur „Beschäftigung bei gleichzeitiger Qualifizierung".[48] Der alte Vertrag wurde jedoch nicht vollständig annulliert. Es gibt Hinweise dafür, daß z. B. in der Konfektionsindustrie noch Mitte der achtziger Jahre zwischen 700 und 1000 Kubaner zu den alten Konditionen gearbeitet haben.[49] Aufgrund des neuen „Regierungsabkommens" reisten im Jahre 1978 1206 Personen ein. Es war geplant, bis 1979 die Zahl auf 2000 zu erhöhen. In Wirklichkeit kamen jedoch 4266. Kuba schickte viele Arbeiter, die es zu Hause nicht beschäftigen konnte. 1980 kam dafür weniger als ein Drittel der vereinbarten Quote von 3000; 1981 reisten sogar nur 390 Personen an. Die Abweichungen resultieren aus phasenweise bestehenden Befürchtungen Kubas, seinem internationalen Ruf mit diesem Transfer zu schaden. Nach neuen Absprachen einigte man sich für die Zukunft auf die Zahl von 2000 Arbeitern jährlich, die auch bis 1984 pro Jahr eintrafen. 1985 kamen aber 4232.[50] Für das Jahr 1985 war eine zusätzliche Aufstockung um 1000 festgelegt worden.[51] Neben anderen Zusatzvereinbarungen wurde eine Ausbildung in der Konfektionsindustrie vereinbart, die außerhalb des Regierungsabkommens erfolgte:

„3. Der Vorschlag der Republik Kuba zur Ausbildung von jungen kubanischen Werktätigen in der Konfektionsindustrie ab 1986 ist positiv zu beantworten. Dabei ist davon auszugehen, daß dieser Einsatz in der Größenordnung von 700 bis 1000 Werktätigen außerhalb der Finanzierungsbedingungen des geltenden Regierungsabkommens erfolgt. Innerhalb der vierjährigen Tätigkeit erhalten die kubanischen Werktätigen eine Facharbeiterqualifikation. Die kubanische Seite verzichtet auf Transfer von Mitteln."[52]

1986 wurden 4232 und für 1987 3174 neue kubanische Arbeiter registriert. Die Anzahl kubanischer Arbeiterinnen und Arbeiter verteilte sich auf die Jahre, wie in der Tabelle auf S. 215 dargestellt.[53]

47 BA, Abt. Potsdam, MB, PM 02-145/7/75: Ministerratsbeschluß, Abkommen über Maßnahmen zur beruflichen Qualifizierung von 500–1000 Staatsbürgern der Republik Kuba als Berufspraktikanten vom 4. 7. 1975.

48 Abkommen von 3. 5. 1979, Artikel 16, S. 12.

49 BA, Abt. Potsdam, BM (02 – Präsidium des M. 200/I.4./85, VVS B2 – 1055/85), vom 1. 4. 1985, S. 6. Dirk Jasper zitiert die Sächsische Zeitung, nach der 1989 10000 Kubaner in der Montage von Lastwagen gearbeitet haben; diese Größenordnung ist jedoch mehr als zweifelhaft; vgl. Dirk Jasper, a. a. O., S. 162.

50 MfAL/SAL-AAK, Entwicklung des Einsatzes kubanischer Werktätiger im Rahmen des Abkommens vom 3. 5. 1978, Tabelle vom März 1990, S. 1; sowie a. a. O. Jahresprotokolle zum Abkommen vom 3. 5. 1978.

51 In einer Zusatzvereinbarung zu diesem Jahresprotokoll wurden 450 Arbeiter für das Volkseigene (VE) Kombinat Fortschritt Landmaschinen aufgenommen. 15 andere Arbeiter bekamen eine Vertragsverlängerung um zwei Jahre für eine Meisterausbildung auf dem Gebiet Landtechnik; BA, Abt. Potsdam, Jahresprotokoll 1985 zu den Regierungsabkommen zwischen Kuba und der DDR zur zeitweiligen Beschäftigung bei gleichzeitiger Qualifizierung von Werktätigen aus der Republik Kuba von 3. Mai 1978, vom 1. Juni 1984, S. 1.

52 BA, Abt. Potsdam, MB (02 – Präsidium des M.200/I.4./85, VVS B2-1055/85), vom 1. 4. 1985, S. 6.

53 MfAL/SAL-AAK, Entwicklung des Einsatzes kubanischer Werktätiger im Rahmen des Abkommens vom 3. 5. 1978, Tabelle vom März 1990, S. 1.

Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter
1978	1196	1983	6586	1988	9977
1979	4112	1984	6700	1989	8317
1980	5553	1985	9557	1990	4317
1981	5725	1986	11858		
1982	6846	1987	12492		

Da Kuba 1988 die Regierungsabkommen mit der DDR kündigen wollte, kamen in diesem Jahr keine neuen kubanischer Arbeiter mehr. Die Ursache dafür für waren gewalttätige Auseinandersetzungen in der ČSSR zwischen kubanischen und tschechischen Arbeitern bei einem lokalen Volksfest. Nicht nur weil Autos angezündet worden waren, mußte Polizei eingesetzt werden. Den kubanischen Arbeitern in der DDR wurde daraufhin in den Versammlungen der KP Kubas, die offenbar auch für Nichtmitglieder obligatorisch waren, mitgeteilt, daß aufgrund dieser Schlägereien auch in die DDR keine neuen Delegierungen stattfinden würden.[54] Genauso wurde auch auf diplomatischem Wege argumentiert. In einem Brief an den Ministerrat der DDR wurde indirekt auf die Zahl ähnlicher Vorkommnisse auch in der DDR hingewiesen sowie auf negative Reaktionen, die diese auf dem III. Parteitag der KP Kubas 1986 ausgelöst hätten. Die kubanische Seite schlug deshalb vor, die Produktionsprozesse nach Kuba zu verlagern.[55] Trotz aller Probleme erfolgte zunächst keine Vertragskündigung. Es kam unerwarteterweise zu der Vereinbarung, die Zahl der Beschäftigten um 10000 zu erhöhen und diese Zahl für die folgenden Jahre konstant zu halten.[56]

Im Gegensatz zur sonstigen Praxis achtete die DDR sehr genau auf die Einhaltung der Bestimmungen gegenüber dem zweiten außereuropäischen Vertragspartner, um Kuba keinen Anlaß zur Kündigung der Verträge zu geben, besonders als Kuba 1981 und wieder 1988 sehr sensibel auf internationale Kritik reagierte. So wurden 60 Prozent der Sozialversicherungsbeiträge transferiert, Urlaubsreisen bezahlt und die bezahlte Freistellung für den Unterricht usw. gewährt, damit die kubanischen Verantwortlichen sich für die Fortsetzung der Verträge einsetzten.[57]

5. Der Vertrag mit Mosambik

Am letzten Tag der Afrikareise Erich Honeckers vom 15. bis 24. Februar 1979 nach Libyen, Angola, Sambia und Mosambik wurde ein weiteres Abkommen, diesmal mit Mosambik, unterzeichnet. Der Vertrag regelte die zeitweilige „Beschäftigung mosambikanischer Werktätiger in Betrieben der DDR bei gleichzeitiger Vermittlung praktischer Berufserfahrung im Prozeß der produktiven Tätigkeit sowie beruflicher Aus- und

54 Interview mit J. (ehemaliger kubanischer Vertragsarbeiter) vom 27. 11. 1991, S. 2.
55 MfAL/SAL-AAK, Brief an den Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrats, G. Kleiber, 26. 1. 1987.
56 Jahresprotokoll 1989/90 des Abkommens vom 3. 5. 1978, Havanna am 16. 9. 1989, S. 1.
57 Zur Entstehung und Umsetzung des Vertrages, zu den Bedingungen der Migration und dem Alltag der Beschäftigten vgl. Sandra Gruner-Domić, Die Migration ..., a. a. O.

Weiterbildung im Rahmen betrieblicher Erwachsenenqualifizierung". Dieser Vertrag galt zunächst fünf Jahre und wurde verlängert.[58]

Die mosambikanischen Arbeiter kamen also nach demselben Verfahren wie die anderen ausländischen Arbeiter in die DDR. Unterschiede bestanden hauptsächlich in der Festlegung, daß Mosambik selbst für die Rückreisekosten aufkommen mußte und seinen Arbeitern keine bezahlte Urlaubsreise zugestanden wurde. Der Einführungslehrgang dauerte jeweils fünf Monate. Die Regierung von Mosambik räumte der DDR die Möglichkeit ein, die individuellen Arbeitsverträge um noch einmal vier Jahre oder mehr zu verlängern, ohne daß eine weitere Qualifizierung damit verbunden sein mußte. Die Mosambikaner mußten, wie ähnlich die Kubaner, bis zu 25 Prozent ihres monatlichen Nettolohnes als Sparanlage ins Heimatland transferieren. Allerdings erhielten manche von ihnen später das Geld nicht vom Staat ausgezahlt.[59]

Zwischen 1979 und 1981 kamen insgesamt etwa 5500 Arbeiter, eine Zahl, die bis 1983 konstant blieb. 1984 ging die Zahl der beschäftigten Mosambikaner bereits um mehr als 2000 zurück, da zwischen 1982 und 1984 nur 382 Personen anreisten und andere ihre Arbeitsverhältnisse beendeten. Bis 1987 erhöhte sich dann die Zahl wieder um ca. 6500 Arbeiter. Nachdem 1987 Polen die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und die Erhöhung der Ausgleichszahlungen gefordert hatte und 1988 Kuba den Vertrag kündigen wollte, schlug die DDR Mosambik vor, zusätzlich zu den bereits vereinbarten 4500 Arbeitern weitere 3500 anzustellen. Der Staatssekretär für Arbeit und Löhne erarbeitete mit dem Staatssekretär im Ministerium für Außenhandel, dem Leiter des Bereiches Kommerzielle Koordinierung, einen Vorschlag für die Neueinreise mosambikanischer Arbeiter, der vorsah, die Transferbeträge aus den Einkommen der Arbeiter und den Anteil der Sozialleistungen als Tilgung der mosambikanischen Schulden bei der DDR abzurechnen,[60] denn Mosambik hatte 1987 erneut einen Antrag auf Stundung gestellt. Deshalb sollte der Schuldenabbau jetzt durch die Erhöhung der Beschäftigtenzahl auf 16 500 ermöglicht werden.[61] Für den Finanzminister Mosambiks war dieser Plan aus finanziellen und moralischen Gründen „unannehmbar",[62] denn man hatte zuvor die DDR ausdrücklich gebeten, die Exportlieferungen zu erhöhen, da durch den Lohntransfer der in der DDR tätigen Arbeiter sich die Kaufkraft in Mosambik in nicht zu deckendem Maße erhöht hatte. Die DDR schlug dann später den Kompromiß vor, den Lohntransfer zu

58 Zitat aus dem Abkommen zwischen der DDR und der Regierung der VR Mosambik über die zeitweilige Beschäftigung mosambikanischer Werktätiger in sozialistischen Betrieben der DDR vom 24. 2. 1979, in: Eva-Maria Elsner, Rechtsstellung der ausländischen Arbeitskräfte in der DDR, Zeitschrift für Arbeitsrecht und Ausländerpolitik, Berlin, Jg. 10 (1990), Nr. 4, S. 158.

59 MfAL/SAL-AAK, Gegenüberstellung von Fakten und Bedingungen aus den Regierungsabkommen zum Einsatz ausländischer Werktätiger in Betrieben der DDR, undatiert, S. 1.

60 BA, Abt. Potsdam, Zwischenarchiv DE 1 55151: Vorschläge für den Einsatz von Arbeitskräften aus der VR Moçambique vorwiegend zur Ablösung polnischer Arbeitskräfte, Berlin 11. 5. 1987; vgl. BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/3-3071: Beschluß über die Änderungsbedingungen zur Realisierung des Abkommens zwischen der DDR und der VR Polen über die Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Beschäftigung polnischer Werktätiger in Betrieben der DDR von 5. 9. 1988, Bl. 58–60.

61 BA, Abt. Potsdam, Zwischenarchiv DE 1 55151: Vorlage für das Politbüro des Zentralkomitees der SED, G. Schürer, W. Siegert, A. Schalk, ohne Datum.

62 BA, Abt. Potsdam, Zwischenarchiv DE 1 55151: Bericht über die Verhandlungen mit dem Finanzminister der Volksrepublik Mosambik, Genossen Abdul Magid Osman, zum Abbau des Guthabens der DDR, Berlin 11. 7. 1988.

halbieren, damit die Arbeiter ihre Waren in der DDR kauften.[63] Beide Seiten gelangten zu einer Übereinkunft, wonach bis Juli 1988 12017 Arbeiter anreisen sollten.[64] Von den 1989 beschäftigten 15495 Mosambikanern waren nur etwa 10 Prozent Frauen.[65] Insgesamt gestaltete sich die zahlenmäßige Entwicklung wie folgt:[66]

Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter
1979	447	1983	5 349	1987	10300
1980	3286	1984	5 584	1988	16000
1981	5094	1985	4 742	1989	15495
1982	5000	1986	7 687	1990	3000

6. Der Vertrag mit Vietnam

1973 wurde erstmals eine Vereinbarung mit der VR Vietnam zur Ausbildung und Beschäftigung vietnamesischer Jugendlicher in Schulen und Betrieben der DDR geschlossen.[67] Das Abkommen vom 22. Oktober 1973 sah aber nur, wie anfangs auch mit den anderen Ländern, eine Ausbildung vor, weshalb die Jugendlichen ein Stipendium statt Lohn erhielten. Insgesamt sollten bis 1982 rund 10 000 Vietnamesen in Betrieben und Einrichtungen ausgebildet werden. Im ersten Jahr betrug die Zahl der Lehrlinge in den DDR-Betrieben 990, 1974 schon 1345. Von 2600 Vietnamesen im Jahr 1975 standen 1550 in einer Berufsausbildung in verschiedenen Betrieben, die übrigen wurden als Ingenieure oder in nichtbetrieblichen Institutionen ausgebildet. Für die folgenden Jahre hatte man jeweils zwischen 1550 und 1600 Neuankömmlinge eingeplant, die in Gruppen von 15 bis 20 Lehrlingen qualifiziert werden sollten.[68]

Im Januar 1976 wurden neue Verhandlungen mit Vietnam eingeleitet. Es handelte sich um den Abschluß eines Vertrages, wonach sowohl die Beschäftigung ungelernter Arbeiter als auch ausgebildeter Facharbeiter vorgesehen war. Die DDR wollte 10000 bis 20000 Vietnamesen bei einem Aufenthalt von drei bis fünf Jahren zu DDR-Tarifen beschäftigen. Eine Qualifizierung der vietnamesischen Arbeiter sollte aber ausschließlich „im Prozeß der produktiven Arbeit erfolgen, d. h. nicht nach den in der DDR geltenden Bedingungen für die Berufsausbildung".[69] Damit war der erste Schritt für grundsätzlich neue Konditionen bilateraler Arbeitskräfteabkommen getan. Die Vietnamesen sollten

63 BA, Abt. Potsdam, Zwischenarchiv DE 1 55151: Vorlage für das Politbüro des Zentralkomitees der SED, G. Schürer, W. Siegert, A. Schalk, ohne Datum.

64 BA, Abt. Potsdam, Zwischenarchiv DE 1 55151: Staatliche Plankommission: Bereich Außenwirtschaft. Information und Entscheidungsvorschlag zum weiteren Einsatz moçambiquischer Arbeitskräfte, ohne Datum.

65 1467 Frauen; MfAL/SAL-AAK, Ausländische Werktätige auf der Grundlage von Regierungsabkommen (Stand 31. 12. 1989), 29. 1. 1990, Bl. 95.

66 Diese Angaben stammen aus Dokumenten des SAL so wie aus den Berechnungen der Autorin.

67 Vgl. Dirk Jasper, a. a. O., S. 159.

68 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-3367: Beschluß zur Unterstützung der Unterbringung und Ausbildung von vietnamesischen Bürgern in den Betrieben und Einrichtungen der DDR vom 26. Juni 1975, Bl. 72–78.

69 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-3485: Verhandlungsdirektive zum Einsatz vietnamesischer Bürger in Betrieben und Einrichtungen der DDR, 8. 1. 1976, Bl. 90–93.

nicht mehr ausgebildet werden, sondern sie übten eine Beschäftigung aus, während deren sie qualifiziert wurden.

Am 11. April 1980 wurde schließlich zwischen der DDR und Vietnam das Abkommen zur Beschäftigung von Arbeitnehmern in der DDR bei gleichzeitiger Qualifizierung mit einer Dauer von fünf Jahren unterzeichnet. Dieser Vertrag war insofern neuartig, als jetzt auch Facharbeiter, ja sogar Hochschulkader bis zum Alter von 50 Jahren zur Arbeitsaufnahme kommen durften. Bei der Unterzeichnung des Abkommens wurde auf die Vereinbarungen von 1973 kein Bezug genommen. Gab es schon bei den bilateralen Abkommen mit anderen Ländern die Tendenz, die Berufsausbildung nicht mehr konsequent zu realisieren, wurde vietnamesischen Arbeitern in vielen Fällen eine Ausbildung gar nicht erst angeboten. Im Gegensatz zu ihren anderen außereuropäischen Kollegen transferierten die vietnamesischen Arbeiter nur 15 Prozent des Nettolohnes.[70]

Die ersten 1540 Arbeiter im Rahmen dieses Abkommens kamen im Jahre 1980, ca. 800 nach den Konditionen des alten Vertrags ausgebildete Vietnamesen erhielten Arbeitsplätze.[71] Zwischen 1982 und 1986 waren durchschnittlich 8000 vietnamesische Arbeiter in der DDR beschäftigt.[72] 1984 stellte die vietnamesische Regierung jedoch neue Bedingungen für die Fortsetzung des Abkommens nicht nur gegenüber der DDR, sondern auch gegenüber den anderen sozialistischen Ländern, in denen Vietnamesen beschäftigt waren (UdSSR, Bulgarien und ČSSR). Daraufhin organisierten diese eine Konferenz in Bratislava, um sich über die Praxis bei der Beschäftigung vietnamesischer Arbeiter und die vietnamesischen Forderungen auszutauschen. Da 1984 nur 382 Vietnamesen in die DDR zur Arbeitsaufnahme eingereist waren, hatte die DDR vor „dem Minister für Arbeit der SRV die Bitte ausgesprochen", „einem Teil derjenigen Werktätigen, die planmäßig zurückreisen müßten, bzw. einem Teil der die Berufsausbildung beendenden vietnamesischen Bürger eine Verlängerung des Einsatzes in der DDR zu genehmigen".[73] 1985 endete das Arbeitskräfteabkommen mit Vietnam. Dies bedeutete, neue Verhandlungen aufzunehmen. 1985–86 kamen deshalb zunächst keine vietnamesischen Arbeiter. Im August 1987 empfahl das Staatssekretariat für Arbeit und Löhne dem SED-Wirtschaftschef Günther Mittag die Aufnahme von Verhandlungen über eine Wiedereinreise von 22 000 Arbeitern unter Verweis auf den erheblichen Rückgang der Beschäftigten vor allem in der Industrie.[74] Die Planung sah vor, die Zahl von 33 600 beschäftigten Vietnamesen im Jahr 1987 auf bis zu 41 000 im Jahr 1990 zu erhöhen, da die Verträge mit

70 MfAL/SAL-AAK, Gegenüberstellung von Fakten und Bedingungen aus den Regierungsabkommen zum Einsatz ausländischer Werktätiger in Betrieben der DDR, undatiert; vgl. Gemeinsame Niederschrift über die Verhandlungen zwischen der Delegation des SAL der DDR und des Ministeriums für Arbeit, Kriegsversehrte und Sozialwesen der SR Vietnam, Berlin den 5.–11. 12. 1988, in: Eva-Maria und Lothar Elsner, a. a. O., S. 182–190.

71 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-4584: Ministerrat und Staatssekretariat für Berufsbildung an Staatssekretär für Arbeit und Löhne, Genossen Beyreuther, 30. 10. 1979, S. 145–146.

72 MfAL/SAL-AAK, Thesen für ein Gespräch über die Beschäftigung und Qualifizierung von Werktätigen aus befreundeten Ländern in Betrieben der DDR, 10. 10. 1986, S. 3. Vgl. Tabelle in: Almuth Riedel, Erfahrungen ..., a. a. O., S. 3.

73 BA, Abt. Potsdam, SAL-DQ 3/1082: Information über eine Konsultation zum Einsatz vietnamesischer Werktätiger mit Vertretern staatlicher Organe sozialistischer Länder am 30. 5. 1984 in Bratislava, 4. 6. 1984.

74 Es gab 23 000 Personen weniger, als im Volkswirtschaftsplan vorausgesehen war; MfAL/SAL-AAK, Brief des SAL an Günther Mittag, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der SED, am 31. 8. 1987, S. 1.

Kuba und Polen auslaufen würden.[75] Ende Oktober 1987 wurde sogar die Einreise von 31 500 zusätzlichen vietnamesischen Arbeitern für das folgende Jahr vereinbart;[76] tatsächlich kamen 30 552, 1989 waren es insgesamt 56 102.[77] Die vietnamesischen Arbeiter wurden hauptsächlich in der Leichtindustrie beschäftigt; 1989 waren dort 26 356 Vietnamesen tätig, denn die Abwanderung von deutschen Arbeitskräften aus diesem Industriesektor hatte aufgrund unattraktiver Löhne und veralteter Technologie stark zugenommen.[78]

Nach den verschiedenen Quellen (Einreisezahlen bei planmäßiger Abreise) ergeben sich folgende Angaben für vietnamesische Vertragsarbeiter und -arbeiterinnen:

Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter
1980	1 540	1984	10000	1988	50998
1981	5 040	1985	10038	1989	59686
1982	9 600	1986	8 459		
1983	10298	1987	20776		

Wie Mosambik scheint auch Vietnam einen Teil seiner Schulden mit den DDR-Ausgaben bei der Beschäftigung vietnamesischer Arbeiter verrechnet zu haben.[79] Vietnam war das Land, das in großem Maßstab Arbeitskräfte exportierte, nicht nur in die DDR, sondern in fast alle sozialistischen Länder Europas.

7. Der Vertrag mit Angola

Neben Vietnam wurde 1984 auch mit Angola ein Regierungsabkommen ausgehandelt, wozu bisher fast keine Quellen auffindbar waren. Im ersten Jahr kamen 312 Angolaner. Mit dem afrikanischen Staat hatte die DDR vereinbart, daß 1986 dann 300 und 1987 noch einmal 400 Arbeiter eine Beschäftigung aufnehmen sollten. Es reisten aber weniger als ein Drittel der Erwarteten an.[80] Von ca. 500 beschäftigten Angolanern im Jahre 1987 erhöhte sich die Zahl 1988 auf knapp 1240. Nach Angaben des Staatssekretariats für Arbeit und Löhne sollen 1989 dann 1656 Angolaner in der DDR gearbeitet haben, bis Ende des Jahres sank ihre Zahl auf 1124, darunter 105 Frauen.[81] Die Konditionen des Abkommens mit Angola glichen denen der bilateralen Verträge mit Kuba und Mosambik.

75 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4-6000: Information über die Entwicklung des verfügbaren gesellschaftlichen Arbeitsvermögens im Fünfjahresplanzeitraum bis 1990 sowie für den Zeitraum bis 1995. Staatliche Plankommission, Berlin, 25. 3. 1987, S. 158–163.

76 Vgl. Dirk Jasper, a. a. O., S. 160.

77 Vgl. Tabelle in: Almuth Riedel, Erfahrungen ..., a. a. O., S. 3.

78 Ebda.

79 BA, Abt. Potsdam, Zwischenarchiv, DE 1 55102: SPK, Stellvertreter des Vorsitzenden Tschanter, Interne Mitteilung an Dr. Leihkauf, 1. 4. 1987.

80 BA, Abt. Potsdam, SAL-DQ3/1082: Vermerk zu einem Gespräch bezüglich der Durchführung des Regierungsabkommens der DDR – VR Angola und des Besuches des Ministers für Arbeit und Soziale Sicherheit der VRA in der DDR, 24. Nov. 1986.

81 MfAL/SAL-AAK, Information über die Realisierung der Abkommen über die zeitweilige Beschäftigung ausländischer Werktätiger im Jahre 1989, ohne Datum, S. 1; sowie Tabelle in: Almuth Riedel, Erfahrungen ..., a. a. O., S. 3.

8. Vereinbarungen mit der Mongolei, China und Nordkorea

Mit der Mongolischen Volksrepublik wurde 1982 ein Vertrag geschlossen. Mit diesem asiatischen Land hatte es schon zuvor Ausbildungsverträge gegeben; dabei war bereits vereinbart worden, daß die Lehrlinge nach dem Abschluß der Facharbeiterausbildung in der DDR für einige Jahre beschäftigt werden könnten.[82] Auf der neuen Vertragsgrundlage waren dann 1982 in Betrieben der DDR 13 und im darauffolgenden Jahr 31 Mongolen beschäftigt. Erst 1988 entsandte die Mongolei nochmals eine Gruppe von 130 jungen Arbeitern. Unklar bleibt, weshalb eine kontinuierliche Ausbildung und Beschäftigung nicht stattfand. Die DDR bemühte sich auch hier, den Schein der Qualifizierung zu wahren, in Wirklichkeit war man auch in diesem Fall nur an den Arbeitskräften interessiert. Das Staatssekretariat für Arbeit und Löhne empfahl in seiner Planungskonzeption für die Jahre 1991–1995 lediglich aufgrund „außenpolitischer Rücksichten" der DDR, die Zahl der Einstellung von mongolischen Arbeitskräften auf maximal 2000 zu beschränken. Der Deckmantel der Entwicklungshilfe sollte gewahrt bleiben. Ein zukünftiges „Abkommen zur Beschäftigung bei gleichzeitiger Qualifizierung" war mit der Mongolei für die neunziger Jahre bereits geplant, blieb aber wegen des Falls der Mauer Makulatur.[83]

1986 schloß die DDR auch mit der VR China und Nordkorea bilaterale Verträge zum Arbeitskräftetransfer, worüber ebenfalls leider aussagekräftige Quellen fehlen. Außerdem gab es kommerzielle Ressortabkommen. Bei den im Jahre 1989 nachzuweisenden 905 chinesischen Arbeitern in Betrieben des Schienenfahrzeugbaus und 870 Koreanern in Betrieben des Ministeriums für Maschinenbau und Leichtindustrie ist allerdings unsicher, aufgrund welcher Art von Abkommen sie tätig waren.[84] Eine Beschäftigung in größerem Rahmen wurde offenbar wegen hoher Kosten nicht angestrebt: „Mit einer merklichen Erhöhung der Anzahl chinesischer Werktätiger über 1000 hinaus kann wegen der damit verbundenen außenwirtschaftlichen Belastungen der DDR wahrscheinlich nicht gerechnet werden."[85]

9. Andere Arbeitskräftevereinbarungen

Die DDR eröffnete einigen Partnerländern auch die Möglichkeit, zeitweilig Fachkräfte auf rein kommerzieller Basis auszubilden, z. B. zur Ausbildung von Fachpersonal für zu exportierende Industrieanlagen. Das wurde u. a. mit Kuba bei der Ausbildung von Personal zur Instandhaltung von Landwirtschaftsmaschinen praktiziert. Daneben

82 BA, Abt. Potsdam, SAL-DQ3/1082: Information über einige Probleme beim zeitweiligen Einsatz mongolischer Bürger, 1980.

83 MfAL/SAL-AAK, Konzeption zum Einsatz ausländischer Werktätiger 1991–1995, Juli 1989, S. 4.

84 MfAL/SAL-AAK, Information über die Realisierung der Abkommen über die zeitweilige Beschäftigung ausländischer Werktätiger im Jahre 1989, ohne Datum, S. 1. Die Zahlen von 1000 chinesischen und 600 koreanischen Arbeitern wurden auch von einem Abteilungsleiter des SAL in einem Interview erwähnt: Die Arbeitskraft Gast. Zur Situation der ausländischen Beschäftigten in der DDR. Gespräch mit Jürgen Schröder (Abt.-Leiter im MfAL/AAK), in: Irene Runge, Ausland DDR. Fremdenhaß, Berlin 1990, S. 110.

85 MfAL/SAL-AAK, Konzeption zum Einsatz ausländischer Werktätiger 1991–1995, Juli 1989, S. 4.

bestand die Möglichkeit, mit sog. Entwicklungsländern Vereinbarungen über eine befristete berufliche Tätigkeit von Studenten nach einer in der DDR abgeschlossenen Hoch- oder Fachschulausbildung zu schließen. Man dachte auch daran, in nichtsozialistischen lateinamerikanischen Ländern Arbeiter für eine Beschäftigung nach der Ausbildung anzuwerben; diese Überlegungen kamen über das Planungsstadium nicht hinaus.

Die DDR hatte schon 1965 begonnen, diese spezielle Form von Vereinbarungen in geringem Umfang zu praktizieren, z. B. mit der VR Polen, denn beim Bau einer Pipeline wurden polnische Techniker und Arbeiter im Auftrag ihrer Heimatfirmen in der DDR beschäftigt.[86] Mitte der siebziger Jahre übten bereits 10000 polnische Arbeiter solche Montagetätigkeiten aus.[87]

Diese Übereinkommen fungierten als „Außenhandelsverträge über die Durchführung von Bau- und Montageleistungen (einschl. Instandhaltungs- und anderer Leistungen)" oder als „Ressortabkommen". Insgesamt nutzte die DDR schon 1981 acht verschiedene Formen von Vereinbarungen:

„1. Grundlagen für die Beschäftigung der ausländischen Werktätigen sind :

a)	Regierungsabkommen über zeitweilige Beschäftigung und Qualifizierung	24098 ausländische Werktätige
b)	Ressortabkommen über die zeitweilige Beschäftigung	1012 ausländische Werktätige
c)	Außenhandelsverträge über die Durchführung von Bau- und Montageleistungen (einschließlich Instandhaltungs-, Kundendienst- und anderer Leistungen)	19280 ausländische Werktätige
d)	Regierungs- und Ressortabkommen über die Berufsausbildung oder berufliche Qualifizierung	3378 ausländische Werktätige
e)	Regierungsabkommen über wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit und andere Regierungsabkommen	4055 ausländische Bürger
f)	Sonstige zwischenstaatliche Vereinbarungen (auch mehrseitige Verträge)	1840 ausländische Bürger
g)	Vereinbarungen von Parteien und gesellschaftlichen Organisationen	945 ausländische Bürger
h)	Vereinbarungen zwischen wirtschaftsleitenden Organen oder Betrieben mit ausländischen Partnern bzw. ohne Vereinbarungen	1241 ausländische Bürger
i)	auf Grund einer Aufenthaltserlaubnis und ständigen Wohnsitzes in der DDR werden	9634 ausländische Bürger

beschäftigt oder ausgebildet."[88]

86 Vgl. Dirk Jasper, a. a. O., S. 155.

87 DDR-Handbuch, Bd. 1: A–L. Hrsg. vom Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen, Köln 1985, S. 63.

88 MfAL/SAL-AAK, Beschluß zur Ordnung für den Einsatz ausländischer Bürger in Betrieben und Einrichtungen der DDR; Anlage zur Begründung: Einsatz ausländischer Bürger in Betrieben und Einrichtungen der DDR (Stand 22. April 1981), ohne Datum.

Im Rahmen von Außenhandelsverträgen waren auch Arbeitnehmer aus kapitalistischen Ländern (Frankreich, Belgien u. a.) in der DDR tätig. Ein Beispiel ist das belgische Konsortium Kokrill, das belgische Bauarbeiter in Unterwellenborn (Saalfeld) im DDR-Bezirk Gera beschäftigte.[89] Außerdem wurden polnische Arbeiter im Auftrag schwedischer, japanischer und anderer Firmen beschäftigt; 1982 waren 1900 polnische Arbeiter mit solchen Verträgen registriert.[90] Weiterhin arbeiteten 1975/1976 ca. 2000 jugoslawische Arbeiter im Auftrag eines jugoslawischen Unternehmens im Bau- und Montagebereich in der DDR.[91] Darüber hinaus bestanden auch zwischen Polen und Jugoslawien staatliche Vereinbarungen mit der DDR.
Nach den oben aufgeführten Verfahren waren im April 1981 in Bau- und Montageabkommen 19280 ausländische Arbeiter beschäftigt, darunter 10474 polnische Bürger.[92] Neben diesen Arbeitern und den Arbeitern auf der Basis der bilateralen „Regierungsabkommen über zeitweilige Beschäftigung und Qualifizierung" waren noch 31751 ausländische Bürger in der DDR tätig. Nur ein kleiner Teil davon waren Ingenieure, Wissenschaftler oder Angestellte. 1990 soll sich nach Angaben des DDR-Staatssekretariats für Arbeit und Löhne die Zahl der Bau- und Montagearbeiter auf 40000 ausländische Arbeiter erhöht haben.[93] Das Bundesministerium für Arbeit nennt heute zusätzlich die Zahl von allein 30000 polnischen Arbeitern, die damals unter Außenhandelsverträgen jährlich eingesetzt wurden.[94] Anscheinend waren solche Werkverträge zusätzliche Formen, um noch mehr Arbeitskräfte projektgebunden zu gewinnen. Vereinbarungen auf kommerzieller Basis hatten offenbar in den achtziger Jahre für die DDR an Bedeutung gewonnen.

10. Ausländische Arbeiter ohne Verträge sowie illegale Arbeiter in der DDR

Ausländische Bürger wurden auch als Saisonarbeiter in der DDR beschäftigt, unter ihnen z. B. Studenten, die freiwillig meist regelmäßig am jährlich von der FDJ organisierten „Internationalen Studentensommer" teilnahmen. Diese Sommerbrigaden sollten in Urlaub gegangene deutsche Arbeiter verschiedener Wirtschaftsbereiche ersetzen sowie speziell für die Ernte in der Landwirtschaft benötigte Arbeitskräfte stellen.
Nach der Einführung des visumfreien Verkehrs mit der VR Polen und der ČSSR im Jahre 1972 war eine unkontrollierte Zuwanderung von Arbeitskräften aus diesen beiden Ländern in die DDR möglich. Einige Betriebe vereinbarten jetzt eigenmächtig direkt mit

89 MfAL/SAL-AAK, Telegramm von VEB Maxhütte Unterwellenborn, Direktor für Kader und Bildung, an das SAL/AAK, 24. 10. 1980.
90 BA, Abt. Potsdam, Nr. SAL-DQ 3/1082: Stellungnahme zu den Maßnahmen der ökonomischen Zusammenarbeit und zum Abschluß des Jahresprotokolls 1982 mit der VRP, Punkt 13 und 14 (Beschluß 28/I.13/82 v. 19. 1. 1982), 21. 1. 1982.
91 Vgl. Dirk Jasper, a. a. O., S. 164.
92 1982 verringert sich die Zahl der auf der Basis von Außenhandelsverträgen tätigen polnischen Arbeiter auf 8899; BA, Abt. Potsdam, Nr. SAL-DQ3/1082: Stellungnahme zu den Maßnahmen der ökonomischen Zusammenarbeit und zum Abschluß des Jahresprotokolls 1982 mit der VRP, Punkt 13 und 14 (Beschluß 28/I.13/82 v. 19. 1. 1982), 21. 1. 1982.
93 Hanns Thomä-Venske, Notizen ..., a. a. O., S. 126.
94 Vgl. Eva Helias, Polnische Arbeitnehmer ..., a. a. O., S. 10.

polnischen Hochschulen die Beschäftigung von Studenten oder besorgten sich auf andere Weise Zeitarbeitskräfte. So fanden Studenten und Frauen nicht nur in an der Grenze zu Polen oder der ČSSR liegenden Orten, sondern auch in Berlin Arbeit für einige Tage. Die Firmen beriefen sich dabei auf ein Abkommen von 1971, wonach auch auf der Basis anderer Freundschaftsverträge, Vereinbarungen über Zusammenarbeit oder zum Erfahrungsaustausch polnische Arbeiter eingestellt werden konnten.[95] Da diese Vereinbarungen weder zentral geplant noch mit Zustimmung des polnischen Außenministeriums zustande gekommen waren, durften sie nicht weitergeführt werden. Polnische Arbeiter wurden aber auch illegal beschäftigt; in einem Fall wurde dies erst nach dem Tode eines Arbeiters bekannt. Insgesamt sollen beispielsweise im Januar 1977 ca. 800 polnische Arbeiter in mehr als 40 Betrieben illegal beschäftigt gewesen sein.[96]

Ein Ausnahmefall blieb die Vereinbarung zwischen der DDR und der polnischen Regierung über die Beschäftigung von Saisonarbeitskräften im Jahre 1972. 1978 verhandelte die DDR noch einmal über die Wiederaufnahme von Saisonbeschäftigungen. Es kam aber zu keiner neuen Regelung, weil die polnische Seite aus politischen Gründen die Beschäftigung von DDR-Bürgern in Polen als Gegenleistung verlangte.[97] Anfang der achtziger Jahre wurde von der DDR der visumfreie Reiseverkehr aufgrund der politischen Ereignisse in Polen aufgehoben. Aber auch danach wies die polnische Botschaft weiter auf illegale Beschäftigungen in der DDR hin; 1981/82 wurden noch 91 Personen registriert:

„Trotz der eindeutigen Festlegung, daß der Einsatz ausländischer Bürger in der DDR nur auf der Grundlage von völkerrechtlichen Verträgen, Außenhandelsverträgen oder Vereinbarungen von Parteien und gesellschaftlichen Organisationen erfolgen darf, werden in einer Reihe von Betrieben ausländische Bürger auch außerhalb solcher Verträge beschäftigt. Dabei handelte es sich in den vergangenen Jahren vorwiegend um polnische Bürger, zum großen Teil Studenten, die in Betrieben der örtlichen Versorgungswirtschaft, in Ferienobjekten oder in der Landwirtschaft für kürzere Zeit beschäftigt wurden."[98]

Für die folgenden Jahre wird in der Literatur ein Bericht des Bundesministeriums für Arbeit von 1991 über die Beschäftigung polnischer illegaler Saisonarbeiter in der DDR zitiert, in dem von bis zu 100000 Personen die Rede ist.[99] Diese Zahl scheint viel zu hoch gegriffen zu sein, denn jeder illegale Arbeiter im Ausland war für die polnische Regierung auch wegen des potentiellen Verlustes von Steuern wichtig. Trotzdem ist aber natürlich möglich, daß die DDR aufgrund ihres Interesses an Arbeitskräften Beschwerden der polnischen Botschaft nicht konsequent genug nachgegangen ist.

95 BA, Abt. Potsdam SAL-DQ3/867: Illegale Arbeitskräfte bis 1978. Information zur Beschäftigung polnischer Werktätiger in Betrieben der DDR außerhalb zwischenstaatlicher Vereinbarungen, ohne Datum.

96 BA, Abt. Potsdam, SAL-DQ3/867: Illegale Arbeitskräfte bis 1978. Brief an Vorsitzenden des Rates des Bezirkes Rostock, Genossen Willi Marlow, Berlin, 17. 6. 1982.

97 BA, Abt. Potsdam, SAL-DQ3/867: Bericht über die Gespräche und Verhandlungen mit dem Ministerium für Arbeit, Löhne und soziale Angelegenheiten der VR Polen zu Fragen der zeitweiligen Beschäftigung polnischer Bürger in der DDR (18. bis 20. Juli 1978 in Warschau), Berlin, 31. 7. 1978.

98 MfAL/SAL-AAK, Beschluß zur Ordnung für den Einsatz ausländischer Bürger in Betrieben und Einrichtungen der DDR (Entwurf der Begründung) 1981, ohne Datum, S. 1 und S. 2.

99 Vgl. Eva Helias, a. a. O., S. 10.

11. Daten und Bemerkungen zur Gesamtentwicklung

Im Bewußtsein der Bevölkerung der DDR galt die Beschäftigung ausländischer Arbeiter als Berufsausbildungsmaßnahme zur Entwicklungshilfe. Daß diese Tatsache nicht mehr der Realität entsprach, wurde vielen erst durch Presseinformationen nach der Wende bewußt. Da die DDR seit 1962 vielen außereuropäischen Ländern mit Berufsausbildungsprogrammen half,[100] war für die Bevölkerung eine Unterscheidung zwischen Ausbildungs- und Arbeitsverhältnissen schwierig, noch dazu, wenn in der Öffentlichkeit Informationen überhaupt fehlten. Die Unterschiede zwischen Berufsausbildung und der Beschäftigung ausländischer Arbeiter, die gleichzeitig eine Qualifizierung bekamen, waren nur an ihren rechtlichen Grundlagen zu erkennen. Drei Faktoren sind dabei entscheidend: Lehrlinge unterstanden dem Ministerium für Bildung, Arbeiter, die im Rahmen ihrer Tätigkeit qualifiziert und in Wirklichkeit als Arbeitskräfte eingesetzt wurden, unterstanden dem Staatssekretariat für Arbeit und Löhne. Lehrlinge bekamen ein Stipendium, Arbeiter eine Entlohnung. Schließlich war der Ausbildungsaufenthalt in der Regel viel kürzer als die Beschäftigungszeiten.

Mitte der sechziger Jahre fanden erste Gespräche über einen gesteuerten Arbeitskräfteaustausch innerhalb der sozialistischen Länder in Europa statt. Da der DDR-Vorschlag zu einem Kräftetransfer aufgrund politischer Bedenken abgelehnt wurde, suchte man andere Wege, um dem großen Arbeitskräftemangel infolge von Disproportionen in der Bevölkerung entgegenzuwirken. Es fehlten nach Krieg und Auswanderung junge Männer. Die DDR versuchte, dem abzuhelfen, indem man Frauen motivierte, in die Produktion und in technische Berufe zu gehen. Gleichzeitig versuchte man in Zusammenarbeit mit anderen RGW-Ländern, Verträge über Ausbildungsmaßnahmen und die Erweiterung von Berufserfahrung abzuschließen. Unter „Austausch und gegenseitiger Hilfe" verstand die DDR in Wirklichkeit die Nutzung ausländischer Arbeitskräfte zum eigenen Vorteil.

Der Transfer ausländischer Arbeiter hatte 1966 mit ca. 3000–4000 polnischen Grenzpendlern begonnen. Ein Jahr später erhöhte sich die Zahl aufgrund des ersten Regierungsabkommens mit der VR Ungarn auf etwa 14000. Nach Abschluß des Vertrages von 1970 mit Polen verfügte die DDR in den folgenden fünf Jahren im Durchschnitt über ca. 17000 ausländische Arbeiter. Polen und Ungarn verlangten aber nach den ersten Jahren Praxis sowohl ein höheres Ausbildungsniveau für ihre Facharbeiter als auch andere Anreize, weil selbst das höhere Lohnniveau nicht mehr Arbeiter dazu verlockte, eine Arbeit in DDR aufzunehmen. Diese und andere Ursachen führten zur Kündigung des ersten Vertrages durch Ungarn nach dreizehn Jahren. Hinzu kam bald ein spürbarer Arbeitskräftemangel in den sozialistischen Ländern, so daß jetzt Arbeiter aus außereuropäischen, „sozialistisch orientierten Entwicklungsländern" nicht nur von der DDR,

100 In Ludwigsfelde erhielten seit 1965 Jugendliche aus Rhodesien, Kenia, Äthiopien, Mosambik und Angola ein- bis zweijährige Berufsausbildungen. Im Jahre 1967 absolvierten in Ludwigsfelde zum ersten Mal größere Gruppen von Algeriern und Vietnamesen und in den achtziger Jahren Gruppen aus Kampuchea, Laos, Syrien und Grenada eine Ausbildung. Vgl. Rainer Plesse, Kulturelle Aspekte des Lebens ausländischer Werktätiger in der DDR, dargestellt am Beispiel des VEB IFA Automobilwerk und der Stadt Ludwigsfelde, Diplomarbeit HU Berlin, Sektion Ästhetik und Kulturwissenschaften, 1988.

sondern auch von früheren Entsendeländern (wie Ungarn, ČSSR, Bulgarien) angeworben werden mußten.

Die in der DDR seit 1974 mit dem Einsatz algerischer Arbeiter gemachten neuen Erfahrungen eröffneten die Möglichkeit, Verträge mit solchen Entwicklungsländern auszuhandeln, die eine sozialistische Orientierung ihrer Politik und Wirtschaft verfolgten, da deren Arbeitskräfte in der Regel kaum über eine Fachausbildung verfügten. DDR-Experten rechneten allerdings mit einer Verdoppelung der Kosten für Unterbringung, Betreuung und Qualifizierung, die infolge der neuen Verträge entstehen würden.[101] Der ökonomische Nutzen ausländischer Arbeitskräfte war dementsprechend niedriger als bei ungarischen Arbeitern, bei denen ein Verhältnis 1:8 zwischen Ausgaben und Erhöhung des Nationaleinkommens errechnet worden war. Trotz dieser Problematik blieben die Beschäftigtenzahlen aus außereuropäischen Ländern konstant hoch, denn die DDR hoffte, „daß die Anwesenheit dieser Arbeitskräfte im Arbeitsprozeß Lücken schließen kann, die erst längerfristig durch eigene Rationalisierungsanstrengungen überwunden werden können".[102]

Aus diesen Gründen wurde bei der Unterzeichnung neuer Abkommen beachtet, daß „der zeitweilige Einsatz eine solche Leistungserhöhung ermöglichen [muß], daß ein ökonomischer Nutzen unbedingt erreicht wird".[103] Da der wirtschaftliche Effekt der Beschäftigung von der Aufenthaltsdauer abhing, sollte ein Arbeitsvertrag für mindestens zwei oder drei Jahre abgeschlossen werden. In der Regel waren es sogar vier Jahre. Die DDR drängte außerdem ihre Vertragspartner, auf die Überweisung von Lohnsteuern zu verzichten. Die Regierungsverantwortlichen bemühten sich darum, daß die Versorgung der ausländischen Arbeiter nicht zu Lasten der DDR-Bevölkerung ging. Deshalb sollten prinzipiell nur die Betriebe ausländische Arbeiter beschäftigen, die bereits über Erfahrungen und die notwendige Infrastruktur verfügten. Auch sollten die benötigten Lehrkräfte nicht aus dem Bereich der Volksbildung abgezogen werden.[104] Diese Überlegungen konnten jedoch nicht durchgesetzt werden. Später wurden ganze Wohnblocks aus dem staatlichen Wohnungsbauprogramm zur Unterbringung der ausländischen Arbeiter genutzt.[105]

Nach einem Rückgang ab Mitte siebziger nahm erst Anfang der achtziger Jahre die Zahl der ausländischen Arbeiter wieder zu. Besonders im Bereich der Leichtindustrie war in den achtziger Jahren ein erheblicher Rückgang der DDR-Beschäftigten zu verzeichnen, dem u. a. mit ausländischen Arbeitskräften abgeholfen werden sollte.[106] Zuerst bot sich

101 Für die Beschäftigung eines polnischen Arbeiters wurden jährlich 3900 DDR-Mark aufgewendet. Dagegen betrugen die Ausgaben für Algerier etwa das Doppelte, für die Kubaner ca. 7500 Mark. Dagegen erreichte die erwirtschaftete Summe – z. B. im Jahre 1976 – etwa 15000 bis 22000 Mark jährlich pro beschäftigtem Arbeiter; MfAL/SAL-AAK, Konzeption zur zeitweiligen Beschäftigung von Werktätigen aus Entwicklungsländern im Produktionsprozeß volkseigener Betriebe der DDR vom 23. 5. 1978, S. 2 der Begründung.

102 Ebda.

103 A. a. O, S. 2 der Konzeption.

104 Ebda.

105 Interview mit Dieter Vogelei vom 12. 3. 1992.

106 Als Sofortmaßnahmen wurden u. a. Sonderschichten und der Einsatz von Studenten vorgeschlagen. 300 Studenten der Ingenieurschule der Leichtindustrie wurden in Betrieben eingesetzt. Längerfristig plante man die Einführung von Produktivlöhnen, die Erhöhung der Lehrlingszahl um 150 und die Anstellung von 400 mosambikanischen und bis zu 1000 kubanischen Arbeitern; BA, Abt. Potsdam, MB Nr. I/4–5693,

die Möglichkeit, nach den mit Kuba und Mosambik abgeschlossenen Abkommen Ersatz zu schaffen, später, nachdem Algerien die Beendigung seines Vertrages angekündigt hatte, wurden vietnamesische Arbeitskräfte in großer Zahl eingesetzt.

Entgegen der ursprünglichen Planung nahm die Beschäftigung ausländischer Arbeiter mehr und mehr zu. Als die Betriebe unter dem Druck des notwendigen Bedarfs für die Sicherung ihrer Produktion im Rahmen der staatlichen Planung zunehmend größere Kontingente neuer Arbeiter beanspruchten, änderte die DDR-Regierung ihre Haltung.

Bis Mitte der achtziger Jahre beabsichtigte die DDR, mit Hilfe von ausländischen Arbeitern Lücken vor allem in der Zulieferindustrie und in der Rohstoffherstellung zu schließen:

„Die zielgerichtete fachliche Qualifizierung der ausländischen Werktätigen unterstützt die Entwicklung der langfristigen wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit den Entsendeländern, insbesondere beim Export von Anlagen und Ausrüstungen und bei der Sicherung des Rohstoffbedarfs für unsere Volkswirtschaft."[107]

Der Zahlungsausgleich in Form von Exportprodukten an die Vertragspartner war für die DDR besonders vorteilhaft, da so Valutatransfers vermieden wurden: die Summe der Lohnsteuern, Beiträge zu Sozialversicherungen und des Transfergeldes wurde dem jeweiligen Vertragspartner gutgeschrieben und mit Warenlieferungen oder gegen die Auslandsschulden verrechnet.

Trotz langfristiger Planungen war die Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte von der DDR eigentlich immer nur für einen begrenzten Zeitraum vorgesehen. Offenbar zurückgehend auf einen Ministerratsbeschluß vom 3. November 1983, hieß es noch 1984: „Entsprechend den mit den befreundeten Ländern getroffenen Abkommen wird ein großer Teil dieser Werktätigen in den Jahren 1985 bis 1988 planmäßig in die Heimatländer zurückkehren."[108] Doch in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre stellte sich die Situation in bezug auf den Arbeitskräftemangel viel kritischer dar, als es sich die DDR-Führung vorgestellt hatte. In der Industrie wurden die Organisationsstrukturen reformiert. Die seit 1979 geschaffenen Kombinate erhielten mehr Entscheidungskompetenzen. Später verlangten vor allem die Betriebe der Leicht- und Schwerindustrie nach immer neuen ausländischen Arbeitskräften, da „durch den Mangel an technischen Investitionen der staatlich geforderte Zuwachs nicht erreicht werden konnte".[109] Ohne zusätzliches Personal seien die Versorgung der Bevölkerung und die Erhöhung der Exportquoten nicht sicherzustellen. Nach Auffassung des Staatssekretariats für Arbeit und Löhne verlangten die Betriebe deswegen nach Ausländern, weil deren Beschäftigung

[Forts. von Anm. 106]
PM 02 200/I.4/85, S. 229: Hausmitteilung der Abt. Planung und Finanzen des ZK der SED an Günther Mittag vom 17. 10. 1985.

107 MfAL/SAL-AAK, Bericht über den Einsatz ausländischer Werktätiger, insbesondere aus Entwicklungsländern, in der Volkswirtschaft der DDR und Schlußfolgerungen für den Zeitraum 1981 bis 1985, ohne Datum, S. 1.

108 MfAL/SAL-AAK, Brief an den Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates der DDR, Werner Krolikowski, Berlin, 9. 8. 1984, S. 2. Vgl. BA, Abt. Potsdam, MB „Zur weiteren Vervollkommnung der Leitung und Planung des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens ..."

109 MfAL/SAL-AAK, Information zu Problemen der Nichtübereinstimmung von erweiterten Produktionskapazitäten und territorialem Arbeitsvermögen, 8. 8. 1986, S. 2.

„unvergleichbar billiger als jede Freisetzung von Arbeitskräften durch Investitionen" sei[110] – nicht zuletzt aufgrund staatlicher Subventionen, wie Flugkostenerstattung, Aufwendungen für Gemeinschaftsunterkünfte und Qualifizierungsmaßnahmen. Als die Wirtschaftsprobleme immer größer wurden, versuchte die Regierung in den Jahren 1987/1988 durch den Masseneinsatz vietnamesischer Arbeiter Abhilfe zu schaffen. Sie bewilligte eine Erhöhung auf bis zu 22 000 pro Jahr.[111]

Die frühere Absicht, die bilateralen Abkommen zu beenden, hatte zu einer relativen Verringerung der Zahl der zwischen 1983 und 1985 eingereisten Arbeiter aus nichteuropäischen Ländern geführt. Der Ausgleich erfolgte seitens polnischer Arbeiter, so daß trotzdem ca. 28 000 Ausländer beschäftigt waren. Nach der Änderung der Politik der DDR und neuen Verhandlungen zur Verlängerung der drei- und fünfjährigen Abkommen mit Kuba, Mosambik und Vietnam erhöhte sich die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte schnell um mehr als das Doppelte. Insgesamt lassen sich erstmals folgende Gesamtzahlen für die DDR nachweisen:[112]

Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter
1966	3000–4000	1977	16500	1986	61000
1967	14000	1978	18692	1987	52015
1969	14134	1979	20567	1988	87793
1970	12200	1980	26006	1989	93568
1971	14800	1981	24000		
1974	18680	1984	29000		

Ende der achtziger Jahre war also die erklärte Absicht, keine ausländischen Arbeitskräfte mehr zu beschäftigen, hinfällig. Die zuständigen Behörden schlugen allenfalls noch vor, die Zahl der Arbeiter je Abkommenspartner auf dem Niveau von 10 000 zu stabilisieren. Gleichzeitig wurde die Wiederaufnahme des Arbeitskräftetransfers aus der VR Ungarn angeregt. Ungarische Bürger sollten sich individuell um einen Arbeitsplatz in der DDR bewerben können. Mit der Absicht, eine kontrollierte Einwanderung in die DDR zuzulassen, vollzog schließlich im Juli 1989 das Staatsekretariat für Arbeit und Löhne eine Kehrtwende in seiner bisherigen Politik: „Diese neuen Grundlagen sollten die Möglichkeit des Wohnens in normalen Wohnungen und des Familiennachzugs einschließen, so

110 BA, Abt. Potsdam, SAL-DQ 3/1633: Zu effektiven Lösungen des Arbeitskräftedefizits in den nächsten Jahren, Berlin 1987.

111 MfAL/SAL-AAK, Brief des MfAL an Günther Mittag, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der SED, am 31. 8. 1987, S. 1.

112 Die Zahlen in der Tabelle sind aus einer Vielzahl von Dokumenten des Bestandes MfAL/SAL-AAK zusammengestellt worden. Die Angaben des SAL scheinen nicht exakt zu sein, da in einigen Dokumenten derselben Institution differierende Zahlen angegeben werden (Vertragsverlängerungen bilden hier eine Fehlerquote). Auch für das Jahr 1989, für das die meisten Dokumente vorliegen, findet man verschiedene Angaben, Ende 1989 sollen 89834 ausländische Vertragsarbeiter aus fünf Ländern in der damaligen DDR gearbeitet haben. Diese Differenz von ca. 4000 bis 5000 zur Tabelle ist wahrscheinlich das Resultat der mitgezählten Arbeiter aus Ressortabkommen oder Vereinbarungen mit wirtschaftsleitenden Organen oder Betrieben, die vom SAL-AAK organisiert und beaufsichtigt wurden. Die Arbeiter aus Ressortabkommen sollten jedoch unabhängig von den Außenhandelsverträgen betrachtet werden, da diese Arbeiter von ihrem eigenen oder einem dritten Land angestellt wurden; MfAL/SAL-AAK, Information über die Realisierung der Abkommen über die zeitweilige Beschäftigung ausländischer Werktätiger im Jahre 1989, S. 1.

daß gleichzeitig Wege einer gezielten Einwanderungs- und Aussiedlungspolitik eröffnet werden können."[113]
Diese Haltung war ein Zeichen der Hilflosigkeit. Angesichts der wirtschaftlichen Situation wollte und konnte die DDR nicht mehr auf ausländische Beschäftigte verzichten. Rund die Hälfte der Ausländer waren 1989 schon Arbeitsmigranten, über 93000 von insgesamt 190400 Menschen mit einem ausländischen Paß.[114]

Fazit

Wegen des infolge des Krieges und der Bevölkerungsabwanderung prekären Arbeitskräftemangels war die DDR besonders an einem Arbeitertransfer interessiert. Ausländer wurden unter dem Vorwand der Ausbildung als Facharbeiter von der DDR angeworben. Der bereits in den sechziger Jahren entstandene Gedanke der Beschäftigung von Bürgern anderer sozialistischer Länder wurde von jenen aus politischen Gründen nicht akzeptiert, auch wenn die DDR mögliche Abkommen als Ausdruck des „lebendigen sozialistischen Internationalismus" bezeichnete.[115] Offenbar wurden deshalb alle Verträge zum Arbeitskräftetransfer bis zum Ende des DDR-Staates geheimgehalten und als Ausbildungsprogramme „getarnt". Erst Anfang der achtziger Jahre beschäftigten auch die UdSSR, Bulgarien, die ČSSR und Ungarn ausländische Arbeiter. Ab 1984 begannen diese Länder untereinander über die Migration zu diskutieren, um einheitliche Regeln für die entsprechenden Regierungsabkommen zu entwickeln. Obwohl von der DDR offiziell niemals die Anwesenheit ausländischer Arbeiter als eine tatsächliche Migration anerkannt worden war, ist in einigen Dokumenten des Staatssekretariats für Arbeit und Löhne, das den Transfer und die Beschäftigung der Vertragsarbeiter organisierte, von Migration die Rede.
Die ausländischen Vertragsarbeiter der DDR waren ausschließlich in der Produktion angestellt, vor allem in der Textilindustrie, bei Montageprozessen im Fahrzeugbau und in der Chemiefaser- und der Reifenproduktion. Die angeworbenen Arbeitskräfte übten in der Praxis wenig qualifizierte sowie unattraktive Tätigkeiten aus,[116] obwohl die Entsendeländer eigentlich an der Ausbildung ihrer überschüssigen Arbeitskräfte interessiert waren. Die Vertragskonditionen ihrer Beschäftigung waren ähnlich, geringfügige Unterschiede entstanden durch Wünsche der Entsendeländer. Der wechselnde Einsatz in Perioden von vier oder fünf Jahren war die Regel. Die zeitliche Begrenzung minderte die

113 MfAL/SAL-AAK, Konzeption zum Einsatz ausländischer Werktätiger 1991–1995, Juli 1989, S. 6.
114 Die Gesamtzahl beinhaltete auch Kinder; vgl. Hanns Thomä-Venske, a. a. O., S. 126. 1981 betrug ihr Anteil ca. ein Drittel von insgesamt 65483 Ausländern (ohne Studenten und nichtberufstätige Personen); MfAL/SAL-AAK, Einsatz ausländischer Bürger in Betrieben und Einrichtungen der DDR, Anlage zur Begründung, Stand 22.04.1981.
115 BA, Abt. Potsdam, MB, Nr. I/4512: Beschluß über die Gesamtkonzeption für Verhandlungen mit der UdSSR und der Volksrepublik Bulgarien über den Einsatz von Werktätigen aus diesen Ländern vom 30.11.1961, Bl. 81.
116 MfAL/SAL-AAK, Information über die Realisierung der Abkommen über die zeitweilige Beschäftigung ausländischer Werktätiger im Jahre 1989, S. 1; vgl. auch Jochen Blaschke und Andreas Germershausen, Ausländer in der früheren DDR, in: International. Zeitschrift für internationale Politik, Wien, Nr. 4/5 (1991), S. 38.

Kosten für Investitionen in Infrastruktur und Unterbringung, letztere erfolgte in Gemeinschaftsunterkünften. Aufgrund der Befristung der Einzelverträge entstanden der DDR langfristig keine sozialen Verpflichtungen, wie Zahlungen bei Invalidität.

Der Rückgang der Arbeitskräfte in den produzierenden Bereichen, die jahrelange Politik einer überwiegend extensiven statt intensiven Produktion und die allgemeine wirtschaftliche Krise verschärften das Arbeitskräfteproblem und führten zu einer rasanten Zunahme von ausländischen Vertragsarbeitern besonders in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre. DDR-Betriebe verstanden deren Beschäftigung als billige Zwischenlösung. Nur so ist die Verdoppelung der Zahl von 29000 im Jahr 1984 auf 61000 1986, vor allem Vietnamesinnen und Vietnamesen, zu verstehen. Selbstverständlich konnten diese Arbeiter nicht die Lösung des Arbeitskräftedefizits der DDR bewirken, so oft auch das Staatssekretariat für Arbeit und Löhne dieses als Argument gegenüber der Regierung anführte. Die ausländische Bevölkerung der DDR, davon stellten Arbeiter aus bilateralen Verträgen fast die Hälfte, zählte selbst auf ihrem Höhepunkt nie mehr als ein Prozent der Gesamteinwohner.

Im Vergleich mit dem Umfang der Vertragsarbeiterbeschäftigung in der alten BRD und anderen europäischen Ländern, die für die jeweilige Wirtschaft von Einfluß waren, ist der Anteil ausländischer Arbeiter in der DDR, die 1989 1,4 Prozent der Berufstätigen in den produzierenden Bereichen ausmachten, insgesamt eher als geringfügig einzuschätzen.

Nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten 1990 kündigte die Bundesregierung mangels Bedarf die bilateralen Verträge und änderte die Arbeitsverträge dahingehend, daß jeder Ausländer bis zum Auslaufen seiner Aufenthaltserlaubnis nun auf sich selbst gestellt war, was massenhafte Entlassungen zur Folge hatte, ohne daß die Betroffenen Arbeitslosengeld erhielten. Viele Aufenthaltserlaubnisse wurden von den Behörden aus diesem Grund beendigt, was viele Vertragsarbeiter, vor allem Vietnamesen, in Asylverfahren drängte. Kuba war das einzige Land, das sich nicht auf diese Entwicklung einließ und alle Vertragsarbeiter sofort zurückholte.

Anhang

Ausländische Arbeiter in der DDR
(bilaterale Abkommen)

Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter	Jahr	Arbeiter
1981	24098	1985	27557	1988	85263
1983	30949	1986	32080	1989	93562
1984	35000	1987	43800		

Quelle: Ministerium für Arbeit und Löhne, SAL, AAK

Ausländische Arbeiter in der DDR
(bilaterale Abkommen – nach Ministerien)

Ministerium	Männer	Frauen	insgesamt
Leichtindustrie	11166	19665	30831
Landmaschinen-/Fahrzeugbau	10702	743	11445
Chemische Industrie	6402	3097	9499
Elektrotechnik/Elektronik	3819	3563	7382
Kohle und Energie	4121	179	4300
Werkzeug-/Maschinenbau	3302	440	3742
Schwermaschinen-/Anlagenbau	2676	6	2682
Verkehrswesen	2506	115	2621
Erzbergbau/Metallurgie/Kali	2332	47	2379
Glas-/Keramikindustrie	1764	512	2276
Landwirtschaft/Nahrungsgüterwirtschaft	1583	465	2048
Bezirksgeleitete Lebensmittelindustrie	614	258	872

Quelle: Ministerium für Arbeit und Löhne, SAL, AAK

Eine international bedeutsame Edition zur sovietischen Chinapolitik?*

Von Freddy Litten

Der vorliegende Band ist das erste deutschsprachige Ergebnis eines russisch-deutschen Gemeinschaftsunternehmens, dessen Ziel in einer Auswahledition von Dokumenten zur sovietischen Chinapolitik der 20er bis 40er Jahre aus dem „Russischen Zentrum für die Archivierung und Erforschung von Dokumenten zur Neuesten Geschichte" (RCChIDNI) besteht. Wie in der „Technischen Vorbemerkung" (S. 25 f.) dargelegt, handelt es sich um eine Übersetzung der russischen Ausgabe („VKP(B), Komintern ...", Moskau 1994) mit Ergänzungen für die deutschen Leser. Die russischen Herausgeber kommen vom „Institut für den Fernen Osten der Russischen Akademie der Wissenschaften" (M. L. Titarenko, V. I. Glunin und A. M. Grigor'ev) bzw. vom RCChIDNI (K. M. Anderson), die deutschen Herausgeber (Kuo Heng-yü, Mechthild Leutner und Roland Felber) sind Sinologen in Berlin (FU und Humboldt-Universität). Der erste Band endet, offenbar aus Platzgründen, mit dem Jahr 1925; der nächste Band (1926–1927) wird in Deutsch wohl frühestens 1997 vorliegen, falls die Herausgeber bis dahin ihren Streit beigelegt haben.[1]

Um es vorwegzunehmen: Der Band ist zwar aufgrund der präsentierten Dokumente durchaus von Interesse, jedoch praktisch nur für Spezialisten. Neben dem grundsätzlichen Problem, daß ein Aktenbestand nur in seltenen Fällen ein zusammenhängendes und auch für den Laien verständliches Bild der Ereignisse liefert, hat dies mehrere Gründe:

- Systematische Annotationen zu den einzelnen Dokumenten findet man nur zu „technischen" Fragen (Dokumentverweise, Varianten und ähnliches) und zu in den Dokumenten erwähnten Zeitschriften und Zeitungen, hier allerdings des öfteren mit überflüssigen Angaben. Wozu benötigt der Leser beispielsweise die Information, daß die Wochenschrift „Japan Chronicle" zwischen 1897 und 1901 „Kobe Chronicle" hieß (S. 254, Anm. 51)?

  In den übrigen Fällen kann man keinerlei System bei den Annotationen feststellen: Manchmal werden so gut wie keine Vorkenntnisse über China in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorausgesetzt, z. B. wenn erklärt wird, daß sich der Name der Zhili-Clique von der Provinz Zhili (heute Hebei) ableitet (S. 101, Anm. 110). Dagegen wird an viel zu vielen Stellen ein durchaus beachtliches Fachwissen (auch zu den Hintergründen in Moskau) vorausgesetzt. So fehlen Angaben, warum Hu Hanmin 1925 nach Moskau geschickt wurde; der Leser bleibt genauso im unklaren über die Hintergründe der damaligen Ereignisse wie offensichtlich die Ostabteilung des Exekutivkomitees der

* **RKP(B), Komintern und die national-revolutionäre Bewegung in China. Dokumente. Bd. 1: 1920–1925.** Verantwortliche Leiter des Herausgeberrates: Kuo Heng-yü und M. L. Titarenko. – Paderborn, München, Wien und Zürich: Ferdinand Schöningh 1996. 875 S.

1 Vgl. Kurt Reumann, Jeder will der Herausgeber sein, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4. März 1996, S. 10.

Komintern (EKKI) (S. 756). Daß Hu Hanmin verdächtigt wurde, in die Ermordung des Guomindang-Spitzenpolitikers Liao Zhongkai verwickelt gewesen zu sein, wird nicht erwähnt.[2] Zumindest würde man erwarten, daß die Darstellung des Mitherausgebers Kuo Heng-yü[3] genannt wird, aber auch einen solchen Hinweis sucht man vergebens, wie überhaupt in den Anmerkungen sehr spärlich weiterführende Literatur angegeben wird.

Ab und an kann man eine Erklärung nur finden, wenn man lange genug sucht. So erwähnt Chiang Kai-shek bei seinem Moskaubesuch im Herbst 1923 die „sozialistischen Sowjetrepubliken Rußland und Deutschland" (S. 373), offensichtlich eine Anspielung auf den Hamburger Aufstand der KPD; diese Erklärung findet man aber erst auf S. 417, Anm. 16.

Andere Anmerkungen sind unvollständig oder irreführend, manchmal auch falsch. Die Erklärung des Begriffs „Honghuzi" (S. 709, Anm. 101) impliziert die wörtliche Bedeutung „Banditen und Räuber" und führt aus, daß dieser Name von „chinesischen Reaktionären auch zur Diffamierung aufständischer Bauern verwendet" wurde. Tatsächlich bedeutet „Honghuzi" wörtlich übersetzt „Rotbärte" und bezog sich im Nordosten – im Gegensatz zum restlichen China, wo man damit tatsächlich einfach Banditen bezeichnete – auf eine chinesische Geheimgesellschaft.[4] Die „Honghuzi" fielen im 19. und frühen 20. Jahrhundert durch Aktionen gegen das russische Vordringen (Eisenbahnbau) auf, später wandten sie sich gegen die Japaner, und sie gründeten sogar im späten 19. Jahrhundert eine teilweise protokommunistische „Republik Zheltuga" in der Nordmandschurei. Da die Kenntnisse über diese Gruppe häufig aus russischen Berichten stammten, ist das Interesse der Ostabteilung der Komintern an dieser Bewegung möglicherweise nicht nur „soziologisch", sondern auch historisch begründet.[5]

– Auf Kommentare zu den einzelnen Dokumenten wurde verzichtet. Die durchschnittlich ca. 10 Seiten langen Einleitungen der fünf Kapitel („Die Schaffung der KPCh und die Suche nach Verbündeten", „Orientierung auf Sun Yatsen", „Die Guomindang-Mission nach Moskau", „Die Reorganisation der Guomindang und ihre ersten Ergebnisse", „Der politische Umsturz Feng Yuxiangs und die neuen Akzente in der Chinapolitik der RKP(B) und der Komintern") sind bestenfalls ein sehr schwacher Ersatz für das fehlende Sachregister. Die historischen Hintergrundinformationen sind bei weitem nicht ausreichend, eine Chronologie der Ereignisse in China (oder wenigstens der Hinweis auf eine solche)[6] fehlt, der Stand der Forschung und die Auswirkung der

2 Vgl. C. Martin Wilbur und Julie Lien-ying How, Missionaries of Revolution. Soviet Advisers and Nationalist China, 1920–1927. Cambridge/MA 1989, S. 167–171. Bei diesem Buch handelt es sich um eine Edition (ca. 400 Seiten Dokumente, die bei der Durchsuchung der sovietischen Botschaft in Peking 1927 aufgefunden wurden), die gleichzeitig eine der besten Studien zum Thema enthält (ebenfalls ca. 400 Seiten).

3 Kuo Heng-yü; Die Komintern und die Chinesische Revolution, Paderborn 1979, S. 109 ff. Ich würde allerdings das Buch von Wilbur und How grundsätzlich vorziehen; im Literaturverzeichnis des vorliegenden Bandes findet man beide Werke.

4 Siehe dazu Mark Mancall und Georges Jidkoff, The Hung Hu-tzu of Northeast China, in: Popular Movements & Secret Societies in China 1840–1950. Ed. by Jean Chesneaux, Stanford/CA 1972, S. 125–134. Weder der Beitrag noch das Buch finden sich im Literaturverzeichnis des vorliegenden Bandes.

5 Weitere Beispiele für mangelhafte Anmerkungen gibt Y. Garushiants (in: Far Eastern Affairs, 1995, Nr. 3, S. 91–104, hier S. 101–103) in seiner Besprechung der russischen Ausgabe an.

6 Colin Mackerras, Modern China. A chronology from 1842 to the present, London 1982.

Dokumente auf ihn werden nicht dargelegt (was in Anbetracht des folgenden Punktes nicht verwunderlich ist).

– Das Literaturverzeichnis (eingeteilt in Quellen und Literatur, S. 825–840)[7] weist bedenkliche und in Teilgebieten inakzeptable Lücken auf. Es fehlen die beiden neuesten englischsprachigen Darstellungen zur frühen Geschichte der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh).[8] Bei den chinesischen Publikationen vermißt man die Arbeiten von Kuo Hua-lun (Warren Kuo) und Xiang Qing;[9] dafür sind die wichtigen Dokumentensammlungen der 80er Jahre recht gut vertreten.

Doch wo ist die allgemeinere Literatur zur Geschichte der Komintern, die in einer solchen Edition doch verwendet oder zumindest aufgeführt werden sollte? Haben sich die Herausgeber tatsächlich mit einem 1970 in Ost-Berlin erschienenen „Kurzen historischen Abriß" der Kommunistischen Internationale begnügt, herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU? Sind die Darstellung von Nollau, die Dokumenteditionen von Degras, das biographische Lexikon von Lazitch und Drachkovitch keiner Erwähnung mehr wert?[10] Unter diesen Umständen hätte man auf die deutschen Ergänzungen (zumindest nehme ich an, daß z. B. die Nennung einer Arbeit von Peter Opitz[11] eine solche darstellt) ohne große Bedenken verzichten können, doch sind sie das einzige erkennbare Zugeständnis an die deutschen Leser.

Geradezu lächerlich wird es dann, wenn man im Verzeichnis nach Zeitschriftenartikeln sucht. Denn laut dieser Bibliographie erschien in den letzten 20 Jahren gerade ein einziger nicht russischsprachiger einschlägiger Artikel,[12] der eigentlich nur Hinweise auf neuere chinesische Literatur zur KPCh-Geschichte vor 1949 enthält und überdies fehlerhaft angegeben ist.[13] Zugegeben, westlichsprachige Artikel zum Thema sind nicht übermäßig dicht gesät, aber z. B. den Beitrag von Eugene Wu über Chiang

7 Autobiographien finden sich unter Literatur, Werkausgaben unter Quellen, was mir nicht ganz einsichtig ist.

8 Arif Dirlik, The origins of Chinese Communism, Oxford 1989; Hans J. van de Ven, From friend to comrade. The founding of the CCP 1920–1927, Berkeley 1991. Mit Verwunderung bemerkt man auch das Fehlen eines Standardwerks zur KPCh-Geschichte: James P. Harrison, The long march to power, London 1973. Benutzt wurde hingegen Tony Saich, The origins of the First United Front in China: The role of Sneevliet (alias Maring), 2 Bde., Leiden 1991 (auch dies eine Dokumentenedition mit einer allerdings wesentlich umfangreicheren Einführung, als sie der vorliegende Band besitzt).

9 Kuo Hua-lun, Chung-kung shih-lun, Bd. 1, Taipei 1982 (englische Ausgabe: Analytical History of Chinese Communist Party, Book One, Taipei 1966); Xiang Qing, Gongchan guoji yu Zhongguo geming guanxi lunwen ji [Gesammelte Aufsätze zur Beziehung zwischen Komintern und chinesischer Revolution], Shanghai 1985.

10 Günther Nollau, Die Internationale, Köln 1959; The Communist International 1919–1943, Documents. Ed. by Jane Degras, Vol. 1, 2, Stanford/CA 1956, 1960. (Es fehlt auch: Soviet documents on foreign policy. Ed. by Jane Degras, Vol. 1, 2, London 1951, 1952.) Branko Lazitch and Milorad M. Drachkovitch, Biographical Dictionary of the Comintern, Stanford/CA 1986.

11 Peter Opitz, Gezeitenwechsel: Die sino-sowjetischen Beziehungen in historischer Perspektive, Köln 1990.

12 In den Anmerkungen konnte ich nur einen Fall entdecken, in dem auf eine Publikation hingewiesen wird, die nicht im Quellen- bzw. Literaturverzeichnis aufgeführt ist (S. 140, Anm. 160).

13 Tony Saich, Newly available sources on pre-1949 CCP history from the People's Republic of China, in: CCP Research Newsletter, Nr. 4, 1989/90, S. 1–12. Nebenbei bemerkt sind auch kaum neuere russische Artikel in das Verzeichnis aufgenommen. Außerdem fehlen bei Artikeln und Beiträgen in Sammelwerken im Literaturverzeichnis grundsätzlich die Seitenzahlen.

Kai-sheks Mission nach Moskau 1923[14] hätte man aufnehmen müssen. Für die chinesische Seite ist ein Mangel an entsprechenden Artikeln jedoch wirklich nicht festzustellen. Allein die in der chinesischen Fachzeitschrift „Jindaishi yanjiu" publizierte Bibliographie der 1992 erschienenen chinesischen Arbeiten zur neueren chinesischen Geschichte führt speziell über den sowjetischen Abgesandten Mikhail Borodin drei Artikel auf, zu Sun Yat-sen über 70.[15] Viele dieser Artikel mögen überflüssig sein, doch gelegentlich werden darin bisher unbekannte Dokumente zitiert, auch aus russischen Archiven, oder unübliche Ansichten geäußert; einfach ignorieren kann man sie jedenfalls nicht.

Selbstverständlich wird eine vollständige Bibliographie immer ein Traum bleiben, doch das vorliegende Verzeichnis ist zu lückenhaft und unsystematisch. Warum zum Beispiel führt man Oskar Erdbergs „Tales of modern China" (Moskau 1932) sogar mit russischer Übersetzung auf („Kitajskie novelly", Moskau 1959), nicht dagegen Rosemary Questeds „Sino-Russian Relations. A Short History" (Sydney 1984)?

Den Schwerpunkt dieses Bandes machen indes die 205 in chronologischer Reihenfolge präsentierten, im Original meist russischsprachigen Dokumente aus.[16] Es handelt sich hierbei um Protokolle von Sitzungen des Politbüros des ZK der RKP(B) und der „Chinesischen Kommission" beim Politbüro, um Briefwechsel sowjetischer Kominternberater, Diplomaten und anderer Funktionäre in China mit chinesischen Politikern bzw. mit Moskau, um Berichte der Ostabteilung des EKKI und manches mehr. Die Auswahlkriterien sind auf S. 33 ff. dargelegt;[17] eine Übersicht der benutzten Bestände wäre wünschenswert gewesen (den größten Posten machen Dokumente aus Fond 514, Opis 1 aus);[18] Zugang zu anderen Moskauer Archiven hatten die Herausgeber nicht. Anfangs liegt der Schwerpunkt der Schriftstücke auf den Beziehungen zu Sun Yat-sen, der Guomindang und nördlichen Warlords; im Verlauf des Bandes vermehren sich die Informationen zur Kommunistischen Partei Chinas.

In den Dokumenten kann man durchaus Interessantes finden. Der Eindruck, daß Moskau (zumindest das Politbüro) die Guomindang der KPCh deutlich vorzog, wird verstärkt. Die Kenntnisse über die Kontakte zwischen Sun Yat-sen und Adolf A. Joffe werden durch die hier abgedruckten Schreiben verdichtet; ebenso sind die Aufenthalte Chiang Kai-sheks 1923 und Hu Hanmins 1925 in Moskau jetzt besser dokumentiert. Die verschiedenartigen Ansätze und Interessen der außenpolitischen Stellen, der Komintern, aber auch beispielsweise des Revolutionskomitees der Fernostrepublik in der Frühzeit werden in Umrissen deutlich. Vor allem in der zweiten Hälfte des Bandes findet man

14 Eugene W. Wu, Divergence in strategic planning: Chiang Kai-shek's mission to Moscow, 1923, in: Republican China, Jg. 16 (1990), H. 1, S. 18–34.

15 Jindaishi yanjiu [Studien zur neueren Geschichte], Jg. 1993, H. 5, S. 303 (Borodin), S. 285–288 (Sun Yat-sen).

16 Es ist ein wenig irritierend, daß die Originalsprache nur angegeben ist, wenn das Dokument nicht in Russisch war.

17 Ob das zweite Kriterium („neues Licht auf bekannte Ereignisse" und „Vorstellungen [...] präzisieren bzw. dokumentarisch erhärten") angesichts der mangelhaften Literaturauswahl sinnvoll umgesetzt werden konnte, erscheint fraglich.

18 Um welchen Bestand es sich handelt (hier offenbar ZK der KPCh), muß man anderen Quellen entnehmen.

aufschlußreiche Informationen zur sovietischen Militärpolitik und -hilfe gegenüber chinesischen Gruppen.

Bei manchen Themen fällt das Fehlen von Dokumenten auf, z. B. zum Gründungskongreß der KPCh 1921. Die Dokumentauswahl erscheint jedoch, soweit man dies ohne Kenntnis des Gesamtbestandes sagen kann, recht gut. Doch wie soll man die für die eigene Forschung interessanten Dokumente finden, wenn ein Sachregister fehlt? Auf S. 670 wird beispielsweise die Gründung eines Fernostbüros der Komintern in China vorgeschlagen. Soll man die restlichen über 150 Seiten mit Dokumenten und womöglich noch den nächsten Band durchsehen, um festzustellen, wann dieses Büro dann gegründet wurde? Ein Sachregister ist vielleicht das wichtigste Desiderat, um diesen Band wenigstens der Forschung wirklich nutzbar zu machen.

Der interessierte Laie könnte jetzt bemerken, daß dies alles recht schön sei, er aber eher an allgemeineren neuen Erkenntnissen interessiert sei. Auf S. 28 nennen die Herausgeber ihre „neue Erkenntnis": Die Komintern habe von Anfang an unter der Kontrolle des Politbüros der RKP(B) bzw. der KPdSU gestanden.[19] Selbst bei den diagnostizierten Literaturmängeln ist dies eine erstaunliche Aussage. Bereits E. H. Carr hatte 1952 diese „Erkenntnis" niedergeschrieben (vorausgesehen hatte sie ja im Grunde sogar die KPD-Delegation zum Gründungskongreß der Komintern 1919),[20] und heute dürfte sie ein Gemeinplatz sein.[21] Geradezu perfid ist jedoch, daß die Behauptung der Herausgeber, daß alle wichtigen Entscheidungen der Komintern bis hin zur Kaderauswahl im Politbüro der RKP(B) erörtert wurden, sich durch die abgedruckten Dokumente eigentlich, wenigstens in diesem Band, kaum bestätigen läßt. (Die Einleitung bezieht sich auch auf den zweiten Band.) Was die Kaderauswahl betrifft, gibt es nur in bezug auf Borodin ein interessantes Dokument des Politbüros, in dem seine Aufgabe dargelegt wird (S. 297): Borodin sollte Sun Yat-sen und die Guomindang beraten „und sich dabei keinesfalls von den Zielen einer Einführung des Kommunismus in China hinreißen [...] lassen". Daraus ergeben sich komplexe Folgerungen für die Absichten, die Moskau mit der Guomindang verband, aber man kann Borodin bei einer solchen Aufgabenstellung wohl kaum als Kominternberater ansehen. Auf die weiteren Feststellungen in der Einleitung einzugehen erübrigt sich, da den Herausgebern der Forschungsstand offensichtlich nicht ausreichend bekannt ist.

Mein Gesamtfazit ist, was die Dokumente angeht, positiv, wenngleich sie im wesentlichen nur für den Experten von Interesse sind. Alles andere ist negativ zu bewerten. Den sieben

19 Dies wird auch von Kurt Reumann in seinem oben zitierten Artikel als die wichtigste Erkenntnis für den deutschen Leser bezeichnet. Normalerweise würde ich eine solche journalistische Meinung hier nicht einbeziehen, doch wird Reumann von den Herausgebern des vorliegenden Bandes zu Beginn ausdrücklich für die „vielfältige Hilfe" gedankt (S. 9), so daß er wohl nicht als völlig Außenstehender angesehen werden kann.

20 E. H. Carr, The Bolshevik Revolution, Vol. 3, London 1953, S. 121, 125 (es gibt sicherlich auch frühere Belege). Interessanterweise führt Carr – offenbar wurde keines seiner Bücher benutzt – Literatur an, die man ebenfalls im vorliegenden Band vermißt, z. B.: K. S. Weigh, Russo-Chinese diplomacy, Shanghai 1928. Dabei entsteht sonst der Eindruck, daß gerade auf die Auflistung solcher zeitgenössischer Werke Wert gelegt wurde.

21 Vgl. Alexandr Watlin, Die Russische Delegation in der Komintern: Machtzentrum des internationalen Kommunismus zwischen Sinowjew und Stalin, in: Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 1993, Berlin 1993, S. 82–99, hier S. 82.

Herausgebern ist es nicht gelungen, der Ausgabe einen signifikant höheren Wert zu geben, als ihn beispielsweise eine bloße Verfilmung der Dokumente mit einem gedruckten Namensverzeichnis gehabt hätte. Natürlich ist es unmöglich, es bei der Annotierung und Kommentierung jedem recht zu machen; zudem benötigt eine vernünftige Lösung viel Zeit und Platz. Aber diesen Band kennzeichnen Systemlosigkeit und manchmal auch Schlampigkeit.[22] Für die deutschen Leser wurde herzlich wenig getan, selbst die russische Form der Archivsignaturen hat man ohne eine Erklärung einfach transkribiert, so daß der Uneingeweihte vor kryptischen Abkürzungen (F., op. usw.) steht.

Es ist mir ein Rätsel, welchen Beitrag die deutschen Herausgeber zum Inhalt dieses Bandes geleistet haben, noch mehr aber, wozu es überhaupt einer deutschen Ausgabe bedurfte. Hierzulande findet man nur sehr wenige Fachleute für dieses Thema, andere werden mit dem Buch nicht viel anfangen können, im Ausland liest man auf diesem Fachgebiet kaum Deutsch, die Dokumente sind bereits in russischer Sprache veröffentlicht, und der Preis wird selbst Spezialbibliotheken zögern lassen. Besser wäre es gewesen, die Einleitung auf die Auswahlkriterien und ähnliches zu beschränken, die Dokumente ohne die teilweise etwas willkürliche und im Grunde überflüssige Kapiteleinteilung abzudrucken, nur „technische" Anmerkungen aufzunehmen, dafür aber dem Namensverzeichnis ein ausführliches Sachregister zur Seite zu stellen – und das Ganze in Englisch. Auf diese Weise wären die Aufwendungen in sinnvollere Bahnen gelenkt worden.

22 Es hat vermutlich nichts mit den Herausgebern zu tun, aber schon die uneinheitlichen Kolumnentitel (manchmal „X. Kapitel", manchmal „Kapitel X") verheißen nichts Gutes. Und das ansonsten recht brauchbare und angesichts der meist fehlenden Angaben bei den Dokumenten auch dringend nötige Namensverzeichnis mit kurzen biographischen Informationen wird dadurch beeinträchtigt, daß sämtliche russischen Vornamen auf die Initialen verkürzt sind. (Das Verzeichnis wurde nicht von den Herausgebern erstellt.)

Kontroverse über Helga Grebings Rezension der „Erinnerungen" Wilhelm Dittmanns

Vorbemerkung der Redaktion

Helga Grebing hat sich in dieser Zeitschrift mit der von Jürgen Rojahn besorgten Edition der „Erinnerungen" Wilhelm Dittmanns kritisch auseinandergesetzt.[1] Daß sie dazu mehr Raum zur Verfügung hatte, als für eine Rezension in der IWK üblich ist, entsprach dem ausdrücklichen Wunsch der Redaktion.
Helga Grebings Kritik provozierte Widerspruch: Karlludwig Rintelen, Jürgen Rojahn und Till Schelz-Brandenburg meldeten sich zu Wort. Wenn im folgenden ihre Stellungnahmen dokumentiert werden, so nicht, um einen Präzedenzfall für all und jede Rezension zu schaffen, die einem kritisierten Autor oder einem Leser mißfällt. In diesem Ausnahmefall geht es um Forschungs- und Darstellungsprinzipien, die u. E. ein allgemeineres Interesse beanspruchen. Darüber hinaus gibt die Publikation der „Erinnerungen" Dittmanns Anlaß, die Politik von SPD und USPD im Ersten Weltkrieg, in der Revolution 1918/19 und in den Anfangsjahren der Weimarer Republik erneut kontrovers zu diskutieren.

Wilhelm Dittmanns Erinnerungen: Rezension einer Rezension

Von Karlludwig Rintelen

I.

Lieber möchte man, meint Helga Grebing (fortan: die Rezensentin), die Summe gar nicht kennen, die da verschleudert wurde. Verschleudert für die Edition eines „mittelmäßige[n] Basisprodukt[s]", das zu einem „gigantischen Druckwerk" ausgeweitet worden sei. Da werde keine „Erkenntnis" gefördert. Da fliehe man „aus der Verantwortung, historiographisch Relevantes zur Erklärung gesellschaftlicher Prozesse beizutragen". Da sei das „Sammeln (von Informationen)" zum „Ersatz für *Nachdenken*" geworden.
Gemeint ist die von Jürgen Rojahn bearbeitete und eingeleitete dreibändige Edition der „Erinnerungen" Wilhelm Dittmanns. Der transportiere, und zwar mit „nicht nachlassender Vehemenz", lediglich fünf „Botschaften". Deren erste beziehe sich auf die schon

1 Vgl. Helga Grebing, Wilhelm Dittmanns Erinnerungen, in: IWK, Jg. 31 (1995), H. 4, S. 532–537.

vor 1914 sichtbaren „Risse" in der SPD. Die vier weiteren bezögen sich auf negative Bewertungen der Politik Friedrich Eberts in Weltkrieg und Revolution. Besonders irreführend sei dabei – „nicht akzeptabel" –, daß Dittmann meine, die Weimarer Demokratie sei wegen der konterrevolutionären Politik Eberts bereits „siech" zur Welt gekommen. So also die Rezensentin.

2.

Sie irrt. Sie irrt besonders auch darin, daß sie den wesentlichen Inhalt der Erinnerungen Dittmanns – deren „Botschaften" – lediglich in jenen fünf von ihr durchnumerierten Punkten sieht. In Wirklichkeit sind es, darüber hinaus, beispielsweise folgende weitere „Botschaften", die von den Erinnerungen transportiert werden:

2.1

Da gibt es Dittmanns präzise Darstellung der barbarischen, antilinken Unrechtsstaatlichkeit der kaiserlichen Justiz und Verwaltung im Weltkrieg sowie deren Fortsetzung in der Weimarer Republik. Dittmann stellt z. B. dar:

- die gesetz- und verfassungswidrige „Willkür und Anarchie" unter dem Belagerungszustand, 1916: S. 468 ff.;
- das schandbare „Gewaltsystem" der Schutzhaftpraxis, 1916: S. 485 ff.;
- die „Terrorjustiz gegen die Mannschaften" der Marine, 1917: Kapitel XXIII;
- seine eigene Verurteilung zu fünf Jahren Festungshaft auf Grund eines politischen Tendenzurteils, mit dem man seine „politische Gesinnung" habe treffen wollen, 1918: S. 530 f.;
- die antilinken Aktivitäten von Staatsanwälten und Gerichtsvorsitzendem als „willfährige[n] Lakaien" gegenüber den MSPD-Machthabern im Ledebour-Prozeß, 1919: S. 676 ff.;
- die unrechtsstaatliche Passivität der Justizbehörden bei der „Aufklärung" des Attentats auf Hugo Haase, 1919: S. 684 f.;
- die verfassungswidrige „reaktionäre Rachejustiz" im Fall Felix Fechenbach, 1923: S. 854 ff.;
- die parteiische Prozeßführung im Magdeburger Ebert-Prozeß, 1924: S. 881 ff.

Dittmann faßt wie folgt zusammen: „Was später in Deutschland als ‚nationalsozialistisches Gedankengut' zur Herrschaft gekommen ist, ist im Grunde die Mentalität", die zwischen 1914 und 1918 entstanden ist. Nach 1918 habe „das deutsche Bürgertum [...] sang- und klanglos vor dieser Gewaltideologie kapituliert" (S. 493).

2.2

Da gibt es Dittmanns – soweit damals möglich – präzise Kennzeichnung der Inszenierung des Weltkrieges durch die deutsche „Militärkamarilla" und Bethmann Hollweg: S. 483 f. (Leider haben weder er noch Rojahn an dieser Stelle die eindrucksvollsten Passagen aus Dittmanns Rede auf der SPD-Reichskonferenz 1916 zitiert: Prot. SPD-RK, S. 117 unten / S. 118 erster Absatz.)

2.3

Da gibt es Dittmanns in der Öffentlichkeit des Reichstagsplenums vorgetragene präzise Kennzeichnung des sogenannten Burgfriedens als eines Versuchs der „Gewalthaber", „die Diktatur des Imperialismus über die Gedankenwelt des Sozialismus und der Völkerverbrüderung [zu] sichern". Und außerdem die präzise Kennzeichnung des Weltkrieges als das, was er real war, als „Massenmorden" (S. 472); eine Kennzeichnung also jenseits aller Verwirrungsphrasen von Vaterlandsverteidigung und Volksgemeinschaft, die unentwegt auch von der parteirechten SPD-Führung und ihrer Presse verwendet wurden.

2.4

Da gibt es Dittmanns – soweit damals möglich – präzise Darstellung des antilinken Wütens „der konterrevolutionären Straf- und Racheaktionen des neuen Noske-Militarismus": S. 656, S. 640 ff. und S. 652 f. Dittmann faßt zusammen: Zwar sei es 1920 gelungen, den Kapp-Putsch niederzuwerfen, nicht aber den unter Noske wiedererstandenen Militarismus. „Die militärische Nebenregierung [...] übte [weiter] ihren verhängnisvollen Einfluß auf die deutsche Politik aus, bis sie schließlich 1933 ‚legal' zur Macht kam" (S. 709 f.).

2.5

Da gibt es Dittmanns präzise Kennzeichnung einiger politisch-sozialer Probleme, die, nicht nur in Deutschland, mit der weiterbestehenden „kapitalistischen Gesellschaftsordnung" (S. 657) zusammenhingen: u. a. mit der „verbrecherische[n] Provokationspolitik der Stinnes und Genossen", den Praktiken der „großkapitalistischen Obergauner der Schwerindustrie", der Bedeutung von „Finanz- und Monopolkapitalismus" für die Katastrophe von 1933 (S. 852, S. 940 und S. 1021), der Mitschuld des „kapitalistische[n] Europa" und dessen „kapitalistischer Profitsucht" am Erfolg Hitlers (S. 1022–1025).

2.6

Da gibt es Dittmanns partei- und staatsloyale Zurückhaltung bei der Bewertung der Politik des Reichspräsidenten Ebert im Zusammenhang mit dem gewaltsamen Vorgehen der Reichswehr in Sachsen und der verfassungswidrigen Absetzung der Regierung Zeigner, 1923 (S. 866–874). Und da gibt es außerdem Dittmanns wiederum partei- und staatsloyales Verhalten im Zusammenhang mit der Organisation der Bestattungsfeierlichkeiten für den verstorbenen Reichspräsidenten, 1925 (S. 884 f.).

2.7

Da gibt es zahlreiche Hinweise auf das politische Dilemma, in dem sich der USPD-Politiker Dittmann befand und mit ihm viele derer, die im Herbst 1922 aus linken Gruppierungen zur MSPD/VSPD zurückgekehrt waren. Es handelt sich um die alte und immer wieder neue Diskrepanz zwischen *anti*kapitalistischen Gesellschaftsanalysen und entsprechenden Prognosen einerseits und andererseits den ideologischen Begründungen für pragmatische Anpassungspolitik *im* Kapitalismus. Man vergleiche z. B. die realitätsnahen auf 1919 bezogenen Analysen auf S. 651 f. mit der Wiedergabe einer

realitätsentrückten Redepassage auf S. 951 f. (1929). Diese allerdings zitiert Dittmann nicht wörtlich, so daß der *ganze* Umfang seiner Illusionen nicht deutlich wird (Prot. SPD-PT Magdeburg, S.109 ff.).

2.8

Da gibt es Dittmanns sorgfältige Begründung seiner Auffassung, die Republik sei „siech" zur Welt gekommen, und, damit verbunden, die Kritik an der Politik Eberts und seiner Freunde in Krieg und Revolution. Er belegt an vielen Beispielen, wie sich die Führer der Mehrheitssozialdemokratie bereits im Kriege an die Zusammenarbeit mit bürgerlichen Parteien gewöhnt hätten und wie sie seit der Revolution immer geneigt gewesen seien, Konzessionen an Bürgertum, alte Bürokratie und das alte Militärregiment zu machen (so zusammenfassend: S. 577). Und dies trotz der auch ihnen bekannten verbrecherischen Defizite des wilhelminischen Unrechtsstaates und seiner Eliten, mit denen kein humaner oder demokratischer oder gar sozialistischer Staat zu machen war. *Das* sieht Dittmann also als eine der wichtigsten Ursachen dafür an, daß die Chance für sozialistische Entwicklungen seit dem November 1918 vertan wurde. Und daraus zieht er dann die harte Konsequenz: Alle späteren Versuche, die Katastrophe von 1933 zu verhindern, hätten „notwendig scheitern" müssen, „da 1918 versäumt worden war, die Weiche herumzuwerfen [...]" (S. 632). Für diese Begründung spricht sehr viel, auch wenn es inzwischen aus guten und schlechten Gründen üblich geworden ist, von „Notwendigkeit" mit Zurückhaltung zu sprechen.

3.

Dittmann begründet also. Die Rezensentin hingegen begründet nicht. Aufs schlichteste setzt sie Dittmanns durchdachter Argumentation ihr Diktum entgegen, seine Sicht sei „nicht akzeptabel". Und dem fügt sie ein Denkmuster hinzu, das möglicherweise als Begründung gemeint ist: Die neue demokratische Republik und ihre Verfassung hätten die „Chance" geboten „zum Ausbau des sozialen Rechtsstaates, wie wir ihn heute als quasi revolutionäre Errungenschaft preisen".
Wer sind „wir"? *Wir* nämlich können derartiges nicht als Begründung akzeptieren. *Wir* verwenden keine unscharfen Begriffe wie „quasi revolutionäre Errungenschaft". *Wir* „preisen" nicht den Ausbau eines Staates, der alsbald dem deutschen Faschismus anheimfiel; und zwar mit hoher Wahrscheinlichkeit anheimfallen *mußte* nicht zuletzt als Folge des Bündnisses der MSPD-Führung mit den kriminellen Eliten um Hugo Stinnes bis hin zu jenen um Waldemar Pabst. *Wir* beobachten seit längerem den *Abbau* des BRD-Sozialstaates im Zusammenhang mit einem sich ständig verschärfenden Klassenkampf von oben, der wiederum begründet ist in systemspezifischen Kapitalverwertungsproblemen der herrschenden Gruppen. *Wir* beobachten seit längerem auch die systemspezifische Aushöhlung von Rechtsstaat und Verfassung sowie die Milliarden verschleudernde Rekonstruktion des deutschen Imperialismus, hier also den Versuch, den „umfassenden Zugang zu den Märkten und Rohstoffen *in aller Welt*" zu sichern. Und anderes mehr. Schließlich, um es zu wiederholen: *Wir* würden niemals die Edition einer historischen

Quelle dergestalt rezensieren, daß wir lediglich fünf ihrer „Botschaften" nennen, obwohl sie eine Vielzahl nachdenkenswerter Essentials enthält.
Die Rezensentin sagt uns nicht, warum sie so und nicht anders verfährt. Wahrscheinlich ist sie fixiert auf eines der wichtigsten Elemente der „bürgerlich"-mehrheitssozialdemokratischen Orthodoxie: Ebert, der große Demokrat, Sozialist und Patriot, und seine parteirechten Freunde seien mit ihren liberalen und katholischen Bundesgenossen die Stammväter von dauerhafter Freiheit und dauerhaftem Wohlstand in der Bundesrepublik Deutschland. Möglicherweise auch ist die Rezensentin einfach verärgert, daß eine Quelle ediert wurde – vollständig und mit präzisen Erläuterungen –, die der mehrheitssozialdemokratischen Orthodoxie in vielem entgegensteht.
Folgendes aber ist eindeutig, auch wenn es „wenig elegant" klingt: Die Rezensentin führt, indem sie selbst sich zu oft irrt, auch ihre Leser in die Irre. Und die sind angewiesen auf Rezensionen, weil sie der Flut der Fachliteratur nicht mehr Herr werden können. Sie nehmen nun also den Eindruck mit, Dittmann, der „alte Klassenkämpfer", sei eine ziemlich unbedeutende Randfigur, die viel falsches und unwichtiges Zeug niedergeschrieben hat.

4.

Nicht weiter eingegangen werden soll hier auf die Kritik der Rezensentin an eher formalen Phänomenen, zumal an den von ihr so genannten „Darstellungsprinzipien" des Herausgebers Jürgen Rojahn. Diese Kritik ist überwiegend überzogen und bezieht sich zu oft auf Unwesentliches. In Wirklichkeit sind die Anmerkungen Rojahns immer wieder hilfreich und belehrend, seine Einleitung ist in vieler Hinsicht informativ. Und schließlich: Der von ihm edierte Text ist eine Quelle von Rang. Grund genug, ihm für seine Arbeit zu danken.

5.

Dennoch gibt es einige Desiderata. Zwei seien genannt: Es fehlen Hinweise auf die Arbeiten von Otmar Jung, die – in den hier besonders interessierenden Zusammenhängen – lichtvolle Aufklärung bringen, namentlich

- zu Noskes „normativer Haltlosigkeit" (vgl. Otmar Jung, „‚Da gelten Paragraphen nichts, sondern da gilt lediglich der Erfolg [...].' Noskes Erschießungsbefehl während des Märzaufstandes in Berlin 1919 rechtshistorisch betrachtet", in: Militärgeschichtliche Mitteilungen, 1989, H. 1, S. 51–79);
- zum Fechenbach-Prozeß (vgl. Otmar Jung, „Senatspräsident Freymuth. Richter, Sozialdemokrat und Pazifist in der Weimarer Republik. Eine politische Biographie", Frankfurt a. M. 1989).

Außerdem: Weder Dittmann noch Rojahn zitieren eine der bemerkenswertesten Reden der frühen Weimarer Jahre. Gehalten wurde sie auf dem Hallenser Spaltungsparteitag der USPD im Oktober 1920, dem Dittmann präsidierte und auf dem er – ohne Haß und

Verleumdung – eine klare Abgrenzung zur KPD forderte und förderte. Gemeint ist die Rede des weder zur KPD übergetretenen noch zur MSPD zurückgekehrten Theodor Liebknecht, des Bruders des Ermordeten. Gemeint sind besonders folgende Passagen: Die neue Republik sei weder demokratisch noch parlamentarisch. Die reale Macht werde ausgeübt von der alten Militärkaste und Bürokratie und „hinter ihnen, wie früher, [von] Junkertum und Großkapital". Dies zu verschleiern, hülfen die „willigen" Führer der Mehrheitssozialdemokratie mit. Diese habe ihre Stellung seit dem November 1918 „eingenommen und einnehmen müssen auf Grund ihrer ganzen Entwicklung während des Krieges, der sie zu einer scheindemokratischen, kleinbürgerlichen Partei gemacht hat". Sozialdemokraten seien objektiv „nichts als Agenten des Kapitalismus". Über „das vergossene Blut" hinweg könne es keine Verbindung mit ihren Führern geben; „auch nur die geringste Annäherung" sei unmöglich (Prot. USPD-PT Halle, S. 275–278). Entwicklung und Eigenart der scheindemokratisch-kleinbürgerlichen Mehrheitssozialdemokratie analysierte Dittmann ganz ähnlich. Was aber die Möglichkeiten einer Wiederannäherung angeht, sah er die Dinge anders. Sein Diktum vom Jahre 1917, *nie wieder* könnten die Unabhängigen „mit Scheidemann zusammenkommen" (Prot. USPD-PT Gotha, S. 19), löschte er aus durch die Zusammenarbeit von November bis Dezember 1918 und, trotz erneuter tiefster Enttäuschung, ab September 1922. War das richtig? Oder hatte Theodor Liebknecht recht? Oder wer sonst?

6.

Es können Wilhelm Dittmanns Erinnerungen mit Gewinn nur gelesen werden, wenn einige Voraussetzungen erfüllt sind. Zu deren wichtigsten gehört, daß die Fixierung auf liebgewordene Orthodoxien nicht zum „Ersatz für *Nachdenken*" geworden ist. Dann kann deutlich werden, daß in diesen drei Bänden sehr viel „historiographisch Relevantes zur Erklärung gesellschaftlicher Prozesse" enthalten ist.

Kolossaler Humbug – oder einfach eine unbequeme Quelle? Zu Helga Grebings Rezension der Edition der Dittmann-Memoiren

Von Jürgen Rojahn

Laut Johannes Fischart (d. i. Erich Dombrowski) war Wilhelm Dittmann ein Mann von eindrucksvollem Äußeren, der mit seiner schönen, sonoren Stimme besonders auf den weiblichen Teil seiner Zuhörerschaft Eindruck machte. Wenn er sich so recht in Zorn über die kapitalistische Welt hineingeredet habe, seien die jungen Damen der Partei, die mit roten Bändchen den keuschen Busen verschnürten, hingerissen gewesen.
Helga Grebing hätte man in dieser lieblichen Schar, von der Fischart spricht, vergeblich gesucht. Sie hat für Dittmann nicht viel übrig. Auch seinen Erinnerungen kann sie

wenig abgewinnen. Und schon gar nichts meiner Edition derselben. Diese ist für sie ein Alptraum: „überakribisch bearbeitet"; ausgestattet mit einem „überbordenden Anmerkungsapparat", in dem sich in blinder Kommentierwut eine „stupende Gelehrsamkeit" austobt; illustrativ für den „Rückzug einer Disziplin in den historizistischen [sic!] Positivismus", für die „Flucht aus der Verantwortung, historiographisch Relevantes zur Erklärung gesellschaftlicher Prozesse beizutragen", für die „Weigerung, den Mut und die Kraft zur monographischen Synthese aufzubringen", für das „Sammeln (von Informationen) als Ersatz für *Nachdenken*". Kurz: ein überflüssiges Buch. Noch nicht einmal der Titel – „einfach und unaufregend: ‚Wilhelm Dittmann. Erinnerungen'" – spricht sie an. So gibt sie in der Wahl des Titels ihrer Rezension gleich eine Probe ihrer kreativen Phantasie: „Wilhelm Dittmanns Erinnerungen".

Natürlich fragt man sich, warum denn Grebing das Buch überhaupt bespricht, und das auch noch in einem besonderen Artikel. Sie scheint – nicht ohne Grund – zu fürchten, daß nicht jeder merken könnte, daß es überflüssig ist, und hat zudem – teils explizierte, teils nicht explizierte – höhere Ziele. Das unterstreicht sie dadurch, daß sie abschließend der Hoffnung Ausdruck gibt, ich möchte mich – „wenn es denn geht" – nicht persönlich getroffen fühlen. Dies gleich vorweg: Es geht durchaus. Zum einen ist die Meinung Grebings halt die Meinung Grebings; zum anderen gibt, wer etwas publiziert, es damit zugleich der Kritik preis.

Wenn man Grebing glauben darf, dann richtet sich ihre Kritik nicht gegen „Jürgen Rojahn", ja im Grunde auch nicht – bzw. nicht nur – gegen die besprochene Edition. Vielmehr ist diese für sie nur ein – allerdings besonders eklatantes – Beispiel für bestimmte „Forschungs- und Darstellungsprinzipien". Denn was hier geliefert wurde, „ist ja in der Historiographie nichts Einmaliges". Deutlicher: Es geht ihr um den – ihrer Meinung nach – sinnlosen „Verbrauch vieler Millionen DM für editorische und darstellende [?] Großprojekte".

Ein wenig wundert man sich hier, daß Grebing ihren Kampf auf fremdem Boden austrägt, wurde die in Amsterdam realisierte Edition doch vornehmlich aus *holländischen* Mitteln finanziert. Fehlt ihr „der Mut und die Kraft", Kollegen in ihrem näheren Umfeld, „die ähnliches geliefert haben und noch liefern werden", direkt anzusprechen? (Beiläufig will ich bemerken, daß die Kosten keineswegs so hoch waren, wie Grebing zu meinen scheint. Die „Personalkosten" waren kaum exorbitant, da ich die Arbeit an der Edition größtenteils „nebenher" gemacht habe. Die „Reisekosten" beschränkten sich auf die für zwei einwöchige Besuche in Bonn und einen in Berlin/ Potsdam, da sich andere auswärtige Recherchen jeweils mit zu anderen Zwecken unternommenen Reisen kombinieren ließen. Die „Verwaltungskosten" reduzierten sich auf Portokosten. Was endlich die Druckkosten betrifft, so ist ja bei dem Lärm, den Grebing schlägt, zu hoffen, daß sie immerhin zum Teil zurückfließen.)

Unabhängig davon kann man sich natürlich fragen, ob nicht herkömmliche Quelleneditionen überholt sind. Es gibt gute – allerdings von Grebing nicht genannte – Argumente, die für diese Ansicht, d. h. gegen herkömmliche Editionen, sprechen, aber ebenso auch gute Gründe für die Annahme, daß sich die letzteren noch eine Weile halten werden. Es sei hier erwähnt, daß sich die internationale Kommission (Patrick Fridenson, Charles Tilly u. a.), durch die das IISG jüngst evaluiert wurde, nachdrücklich *für*

Quelleneditionen ausgesprochen hat (wobei bereits seit einiger Zeit – von wegen „Weigerung"! – verlangt wird, daß dem Quellen- ein monographischer Teil beigefügt wird).
Auch Grebing tut nach ihrem undifferenzierten Verdikt über editorische „Großprojekte" flugs einen Schritt zurück. „Selbstverständlich sind [...] Quelleneditionen unverzichtbar." Das heißt: Die verbale Kanonade richtet sich durchaus nicht gegen alle Editionen, sondern es gibt solche, die überflüssig sind, und solche, die es nicht sind. Als nicht überflüssig sind Editionen zu betrachten, die einen „Nutzwert" haben, d. h. Erkenntnis bewirken und fördern, als überflüssig die, die keinen „Nutzwert" haben. Gibt es jemand, der diesem – eigentlich doch recht trivialen – Schluß *nicht* zustimmen würde?
Worum es geht, ist kurzerhand die Frage, ob die Edition von Dittmanns Memoiren einen „Nutzwert" hat, d. h., ob diese Memoiren interessant genug sind, um – so oder so ediert – Erkenntnis zu bewirken und zu fördern. Das Problem ist, daß es ein allgemeingültiges Kriterium dafür, was als interessant zu betrachten ist, nicht gibt. Gewiß ist nur, daß nur jemand, der interessiert ist, Interessantes sieht. *Was* interessant gefunden wird, das hängt vom jeweiligen Interesse ab, das in Zeit und Raum, von Gruppe zu Gruppe, von Person zu Person variiert. Gemeinhin wird indessen der Konsens in einer bestimmten Gruppe von derselben als Kriterium akzeptiert. Grebings besonderes Problem besteht darin, daß sie mit ihrer Meinung, daß die Edition der Memoiren Dittmanns nicht gelohnt hätte, bisher allein steht. Die Direktion des „renommierten Amsterdamer Instituts", die früheren Bearbeiter (die, von niemandem zur Übernahme der Edition gezwungen, ja immerhin 25 Jahre brauchten, bis sie – Grebings Ausdruck – „genug" hatten), die Gutachter von DFG und NWO, die Autoren der anderen mir bisher bekannten Rezensionen – sie alle waren (lauter Rückzügler und Flüchtige?) anderer Meinung. Ja, der Umstand, daß das Buch auch in der Presse (Süddeutsche Zeitung, Bergische Morgenpost, FAZ, Die Zeit) ausführlich besprochen wurde, deutet darauf hin, daß es nicht nur im engen Kreis der Fachhistoriker Interesse findet. Sogar eine „Volksausgabe" wurde angeregt.
Natürlich ist – besonders in der Wissenschaft – Konsens ein problematisches Kriterium, das jemand, der einer abweichenden Ansicht zuneigt, kaum als bindend anerkennen wird. Es bleibt auch Grebing unbenommen, einen abweichenden Standpunkt einzunehmen. Aber während einer, der ein Buch interessant findet, spezifizieren kann (bzw. können sollte), was ihm interessant scheint, kann jemand, der von dem Fehlen jeden „Nutzwerts" überzeugt ist, eigentlich nur eben dieses konstatieren.
Hier tut Grebing abermals flugs einen Schritt zurück: Daß die Memoiren partiell einen „hohen Quellenwert" (!) besitzen, was besonders die protokollartigen Berichte über die Sitzungen der Reichstagsfraktion 1914–1916 betreffe, wisse „man" schon seit Jahrzehnten. So sei denn auch kein ernstzunehmender Forscher an dieser Quelle vorbeigegangen. Was besagt das? Daß der Quellenwert der Materialien längst bekannt war, dürfte für die meisten Editionen gelten, und daß Dittmanns Memoiren (dank der liberalen Praxis des IISG, das zur Publikation vorgesehene Bestände nicht zu sperren pflegt) immer benutzt werden konnten und tatsächlich benutzt wurden, spricht kaum *gegen* ihre Publikation. Es scheint mir eine ziemlich eigenartige Vorstellung, daß eine Quelle, wenn von diesem oder jenem Forscher eingesehen, erledigt sei.
Das Kernstück der Erinnerungen – wie auch das der Edition – bilden die – von Grebing in dem referierten Nebensatz nur beiläufig erwähnten – protokollartigen Berichte. Anders

als die offiziellen Protokolle geben diese faszinierenden Berichte nicht nur die Beschlüsse, sondern den Verlauf der Diskussionen wieder. Sie lassen erkennen, wie die Beschlüsse zustande kamen, vermitteln eine Ahnung von der zunehmenden Hitze der Debatten um die Kriegspolitik der Partei, davon, wie die Mehrheit mehr und mehr auf den Kurs Davids einschwenkte, der – in der Erwartung eines deutschen Siegs – nur einen Weg zu demokratischen Reformen sah: sich durch unbedingte Loyalität und den Verzicht auf jede offene Kritik der „Gabe" der preußischen Wahlrechtsreform würdig zu erweisen, und der diesem Ziel zuliebe auch bereit war, Bethmanns Kriegsziele zu akzeptieren, einschließlich der indirekten Annexion von Belgien; kundig unterstützt von Scheidemann, der Anfang 1915 seine Aufforderung zum „Durchhalten bis zum Siege" in die Welt hinaustrompetete; unterstützt – wenngleich ein wenig reservierter – auch von Ebert. Es finden sich hier spannende Debatten über die von der Minderheit angeregten Friedensaktionen, drastische Berichte über die sich verschärfende Versorgungslage usw. Grebing findet all das nicht erwähnenswert, wie sie auch über die Anmerkungen (Quellennachweise, ergänzende Quellen, Erläuterungen) nur das, was wohl am uninteressantesten ist, mitteilt, nämlich die Gesamtzahl von „4000 (viertausend)" (umgerechnet sind das – keineswegs so sensationell – nicht mehr als vier pro Seite). Wenn man will, mag man die Annotation „überbordend" für die sechs Kapitel nennen, die die besagten Berichte enthalten. Denn es schien mir sinnvoll, hier auch die verstreut überlieferten Aufzeichnungen anderer Mitglieder der Fraktion, soweit sie von den 25 Jahre später anhand von Notizen angefertigten Berichten Dittmanns (die ja nicht nur ungenau, sondern auch tendenziös sein könnten, aber, wie sich zeigt, nicht sind) abweichen bzw. sie ergänzen, einzuarbeiten. (Wie Grebing als langjährige Hochschullehrerin für das Fach Geschichte wissen sollte, hat das mit was für einem „Positivismus" immer nicht so viel zu tun.)

Statt über den Inhalt des besprochenen Buchs zu informieren, sich argumentativ auf diesen Inhalt einzulassen, vertraut Grebing auf die Wirkung eines Trommelfeuers abwertend geladener Urteile. Da gibt es nichts, was sie nicht auf die eine oder andere Weise in ein negatives Licht zu rücken suchte, bis hin zu den – Kleinvieh macht bekanntlich auch Mist – läppischsten Details. So rügt sie etwa streng, daß im Impressum des (am Ende doch nicht „überakribisch bearbeiteten"?) Werkes die „*d*eutsche Forschungsgemeinschaft" mit einem kleinen „d" geschrieben ist. Dann wieder fragt sie sich, warum in „bayerisch" immer das „e" vergessen sei, wobei sie zwar irrt, wenn sie meint, daß nur die Schreibung *mit* „e" möglich sei, aber doch insofern einen gewissen Sinn für Proportionen zeigt, als sie dieser bedeutsamen Frage nur halb so viel Zeilen widmet wie den Fraktionsberichten, nämlich eine. Einen ganzen Absatz widmet sie dagegen dem Personenindex. Dem, der sich dafür interessiert, was für absonderliche Blüten Grebings Eifer treibt, sei die Lektüre dieses Absatzes empfohlen. Er gipfelt in der amüsierten Feststellung, daß man, wenn man bei den (ebenfalls in diesen Index aufgenommenen) Autoren nachschlägt, tatsächlich – „man ahnt es ohnehin" – Verweise auf deren Veröffentlichungen findet.

Manchmal überkommt einen ein leichtes Grausen. So, wenn Grebing rügt, daß ich in meiner Einleitung dies oder das bei Miller, Winkler, Boll, Groh, Kocka „unzutreffend" nenne, ich hätte mich da „solidarischer" verhalten müssen! Es ist eine eigenartige Diskussionskultur, bei der man zwar Kollegen pauschal unterstellen darf, daß sie nicht

nachdenken, aber es als „wenig elegant" gilt, wenn man darauf hinweist, daß eine bestimmte Ansicht „unzutreffend" sei. Von einer Diskussionskultur, bei der man sich an anderen als wissenschaftlichen Kriterien zu orientieren hätte, ganz zu schweigen. Muß ich hier besonders unterstreichen, daß meine – teils umfassendere, teils nur punktuelle – Kritik meiner Wertschätzung der genannten Kollegen nicht den geringsten Abbruch tut? Ich denke dabei insbesondere an Susanne Miller, die nicht nur auf Grund ihres hohen Alters, das Grebing nicht zu erwähnen versäumt, Respekt verdient. Nichtsdestoweniger sehe ich manches anders. Was speziell die Auswertung von Dittmanns Memoiren anbelangt: Wenn diese nur enthielten, was z. B. Susanne Miller aus ihnen herausgeholt hat, wäre kaum erklärlich, weshalb Ludwig Bergsträsser sich seinerzeit – weil es gefährlich sei, Legenden zu zerstören – weigerte, den Plan der Edition zu unterstützen.

Laut Grebing wurden „neue Schneisen" durch die Edition der Memoiren nicht geschlagen. Zumindest sieht sie keine, was insofern nicht erstaunlich ist, als sie starr in den Wald blickt – dabei auch nicht diesen, sondern nichts als lauter Bäumchen sehend. Folgt man ihren Hinweisen auf die – von mir angeblich übersehenen – Möglichkeiten, findet man nur Holzwege. Was z. B. Anna Dittmann anbelangt, so war es in der Tat so, daß sie mich in diesem Kontext nicht so interessiert hat. Aber abgesehen davon habe ich auch nichts gefunden, was ein mögliches Interesse hätte nähren können. Nach der Auskunft einer Enkelin Paul Dittmanns weiß man über Anna Dittmann auch in der Familie wenig. Und was Dittmanns Sprache anbelangt, schien mir bedeutsam, wie stark er, obwohl nicht religiös erzogen, auf die christliche Tradition zurückgriff. Es mag sein, daß andere hier mehr sehen. Aber ich fürchte, daß auch dieser Weg nicht arg weit führt.

Wie dem auch sei – es geht kaum darum, unbedingt den jeweils neuesten Trends (nun ja, wie „neu" ist der *linguistic turn*?) zu folgen. Grebing selbst mißt denn auch einer anderen Frage eine größere Bedeutung bei: Wenn etwas, dann sei es Dittmanns Schilderung der Zerstörung der USPD durch die KI und die linksradikalen Kräfte innerhalb der USPD selbst, die der Veröffentlichung seiner Memoiren „ein akzeptables historiographisch legitimierbares Format" gebe! Die – was Grebing (die hier Freya Eisner folgt) entgangen sein mag – auch von mir berührte Frage ist an sich nicht ganz belanglos. Nur: Man fragt sich, was hier „neu" sein soll. Daß sich die Anhänger Lenins wie Anhänger Lenins verhielten und – an der Existenz der USPD als eigener Partei nicht interessiert – bestrebt waren, deren Mitglieder zu sich herüberzuziehen? Daß die letzteren, über die bescheidenen Ergebnisse der Revolution unter sozialdemokratischer Führung enttäuscht, ihre Blicke zunehmend nach Moskau richteten? Das, was Dittmann hierüber berichtet? Dittmann zitiert in den betreffenden Abschnitten („Hunderte" von Seiten?) in extenso aus den gedruckten USPD-Parteitagsprotokollen, von denen seit geraumer Zeit ein Reprint vorliegt.

Man erkennt hier, daß es Grebing weniger um „Neues" als um das, was ihr genehm ist, geht. So greift sie denn auch gerne zu dem Vortrag Reinhard Rürups über die Revolution von 1918/19, in dem „knapp und bündig" nochmals festgestellt wird, was „seit einiger Zeit" Konsens der Forschung sei: „eine unvollendete, eine steckengebliebene [...] Revolution [...], deren Ergebnis hinter ihren Möglichkeiten – auch unter schwierigen Umständen – zurückblieb". Allerdings scheint Grebing dabei nicht bewußt zu sein, daß es sich hier nicht etwa um *Forschungsresultate,* sondern lediglich um Ausgangspunkte, nämlich

um politische bzw. Werturteile, um methodische Prinzipien handelt, weshalb sich der Konsens denn auch auf die beschränkt, die jene Ausgangspunkte teilen. Zwar wurde die These, daß mehr durchsetzbar gewesen wäre, namentlich von Winkler umsichtig begründet; aber sie bleibt nichtsdestoweniger – wie jede kontrafaktische Historiographie – spekulativ. *Wenn* man aber davon ausgeht, daß ein Mehr an Demokratisierung nicht nur erwünscht, sondern auch durchsetzbar gewesen wäre, dann wäre doch die nächste Frage: wie? Da der von den Führern der MSPD anvisierte Weg über eine frei gewählte Nationalversammlung offenbar doch *nicht* zu jenem Mehr geführt hat, käme doch in erster Linie die von den Unabhängigen vertretene Alternative – die Ergreifung der erforderlichen Maßnahmen *vor* freien Wahlen – in Betracht. In keinem Falle wäre zu bestreiten, daß die politische Verantwortung dafür, daß das Ergebnis der Revolution „hinter ihren Möglichkeiten – auch unter schwierigen Umständen – zurückblieb", in erster Linie bei den Führern der MSPD lag. Es wäre folglich eine durchaus legitime Frage, warum diese sich verhielten, wie sie sich verhielten. Dittmann, der ja im Prinzip nichts anderes sagt als das, was Grebings eigener Aussage zufolge seit geraumer Zeit Konsens der Forschung ist, sah einen entscheidenden Grund in der Mentalitätsveränderung, die in der Mehrheit im Verlauf des Krieges vor sich ging. Es grenzt an Demagogie, wenn Grebing feststellt, seine – immerhin anhand von eindrucksvollem Material belegten – Urteile trennten ihn „nur um semantische Barrieren [Nuancen?] vom Diktum der ‚verratenen Revolution'". Und es verschlägt einem die Sprache, wenn sie – hier wird die Rezensentin zur Zensorin – fortfährt, Dittmann führe so „die unfruchtbare, selbstzerstörerische Auseinandersetzung" fort, „die sich MSPD und USPD 1918/19 lieferten und die die demokratischen Kräfte der revolutionären Arbeiterbewegung lähmte", wirke also „kontraproduktiv"!
Hier wird Grebings eigentliches Ziel erkennbar: Nachdem die unbequeme Quelle einmal publiziert ist, geht es darum, ihre „kontraproduktive" Wirkung dadurch zu begrenzen, daß man potentielle Interessenten möglichst davon abhält, jemals einen Blick in diese Edition zu tun.

*

Es dürfte heute kaum noch einen Historiker geben, der seine Aufgabe mit Ranke darin sieht, zu eruieren, „wie es eigentlich gewesen". Aber als regulative Idee erscheint mir das von Ranke formulierte Ziel für den Historiker insofern, als es sein Nachdenken an Quellen bindet, immer noch bedeutsam. Keinesfalls kann es für den Historiker nur darum gehen, wie es *eigentlich hätte gewesen sein sollen.*
Nicht nur in Deutschland werden sich Historiker auch weiterhin mit der Geschichte des zweiten deutschen Kaiserreichs, der Kriegs-, Revolutions- und Nachkriegszeit sowie der Rolle der Sozialdemokratie in diesem Prozeß befassen. Dabei werden Dittmanns Memoiren immer eine wichtige Quelle sein. Im Zentrum dieser Memoiren steht das Ringen um die Demokratisierung Deutschlands. Sie belichten sicherlich nicht nur erhebende Aspekte. Aber *unser* Standpunkt kann doch nicht mehr der der Teilnehmer an dem Geschehen sein: es geht für uns nicht darum, die unseligen Kämpfe jener Zeit noch einmal auszufechten, sondern darum, die bestimmenden Faktoren zu analysieren. Dabei werden wir uns damit abzufinden haben, daß nicht nur der Weg der deutschen Nation insgesamt, sondern auch der der Sozialdemokratie zum parlamentarisch-demokratischen System

nicht geradlinig verlief, wobei es in den ihn begleitenden Konflikten auf der einen wie der anderen Seite guten Glauben, Fehler, Irrtümer und Illusionen gab. Ob diese Einsicht neu ist oder nicht, sie scheint mir fruchtbarer als das Bemühen, das, was uns nicht paßt, unter den Teppich zu kehren.

Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: Ich bin weder ein Dittmann-Fan, noch überschätze ich den Quellenwert seiner Erinnerungen, noch war deren Edition mein Traum, noch scheint mir meine Edition das Nonplusultra. Sie ist keineswegs, wie Grebing annimmt, die Frucht eines „stillen", sondern wenn, dann eher die eines recht hektischen „Gelehrtenheldentums". Im nachhinein würde auch ich manches anders machen. Aber Grebings Rezension der Edition scheint mir in keiner Weise angemessen.

Um zu illustrieren, wie ich mir eine lohnendere Auseinandersetzung vorstelle, verweise ich auf Christiane Eisenbergs Besprechung des von Marcel van der Linden und mir 1990 publizierten Buchs *„The Formation of Labour Movements 1870–1914"*. Eisenberg hat dieses Buch auf hohem Niveau kritisiert, wir haben ihr, so gut es ging, geantwortet.[1] Da ging es um nichts anderes als Argumente, und ich denke, beide Seiten – und vielleicht auch dieser oder jener Leser – haben dabei einiges gelernt.

Wenn es so wäre, wie Grebing meint, daß uns nämlich nicht nur hinsichtlich der Darstellungs- (da mag jeder nach seiner Façon selig werden), sondern auch der Forschungsprinzipien „Welten trennen", täte mir das leid. Ganz glauben kann ich es indessen nicht.

Der halbe Dittmann soll es sein?!
Zu Helga Grebings Kritik an der Edition der Dittmann-Memoiren von Jürgen Rojahn

Von Till Schelz-Brandenburg

1. Die Einleitung bringt nichts Neues, dies aber unermüdlich bis zur Stärke eines eigenen Buches.
2. Die edierte Quelle ist in ihrem Wert beschränkt, wahlweise schlicht, die vorgelegte Edition wissenschaftlich und ökonomisch kontraproduktiv.
3. Das Personenregister ist ein Unikum oder Unikat, weil Bernd Faulenbach nur so viel Platz erhalten hat wie der Matrose Haase.
4. Conclusio: Ein Menetekel – Nachdenken wird ersetzt durch Sammeln von Informationen.
5. Postskriptum: Das war nicht persönlich gemeint.

1 The Formation of Labour Movements 1870–1914. An International Perspective. Ed. by Marcel van der Linden and Jürgen Rojahn, 2 Vols. (= Contributions to the History of Labour and Society, 2), Leiden etc. 1990; Christiane Eisenberg, Die Arbeiterbewegung der Welt im Vergleich. Methodenkritische Bemerkungen zu einem Projekt des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte in Amsterdam, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 34, 1994, S. 397–410; Marcel van der Linden und Jürgen Rojahn, Methodologische Probleme vergleichender Sozialgeschichte: Eine Erwiderung auf Christiane Eisenbergs „methodenkritische Bemerkungen" zu einem IISG-Projekt, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 35, 1995, S. 231–239.

Die Rede ist vom veritablen Verriß, den Helga Grebing den von Jürgen Rojahn edierten und eingeleiteten Erinnerungen Wilhelm Dittmanns in Heft 4/95, S. 532–537, der IWK angedeihen ließ.

Zunächst fällt auf, daß die Autorin es mit der Befolgung einiger der von ihr formulierten Postulate an Rojahns Arbeit selber nicht so genau nimmt. Wenn sie kritisiert, Rojahn gehe oftmals in seiner Bewertung nicht gerade solidarisch mit den von ihm zitierten Autoren um, dann fragt sich der geneigte Leser natürlich, wie dies mit dem Duktus der Grebingschen Kritik harmoniert, denn sie kanzelt die einleitende Abhandlung Rojahns gleich ab: Sie habe keine neuen Schneisen in der Forschung geschlagen, und der Rojahn auf diese Arbeit hin verliehene Doktorgrad ist für die Rezensentin folgerichtig ein Handwerksmeistertitel (S. 532), was sich zum Bild vom uninspirierten, im „historizistischen Positivismus" befangenen Wissenschaftler ohne „den Mut und die Kraft zur monographischen Synthese" fügt (S. 534). „Gerne, wenn nicht dankbar" greife „man" (warum nur sucht Grebing ständig ihre Leser zu ihren Komplizen zu machen?) zu einem einschlägigen Vortrag von Reinhard Rürup (S. 533), resümiert die Kritikerin schon nach einem Fünftel ihres Beitrags. Solidarischer Umgang mit Kollegen?

Daß die Dittmann-Memoiren den für die Edition getriebenen finanziellen Aufwand, den „man lieber nicht [...] kennen [mag]" (S. 535), nicht wert sind, begründet Grebing damit, daß „man" um den „partiell [...] hohen Quellenwert" dieses Textes ebenso wisse wie um die Beschränkungen der autobiographischen Bedeutung und des allgemeinen Quellenwerts, wofür die Gilde „ernstzunehmender Forscher" in den Zeugenstand gerufen wird (S. 533 f.). Es bleibt aber zu diskutieren, ob eine Quelle nicht doch mehr ist als die Summe sämtlicher aus ihr geschöpfter Zitate sämtlicher auch ernstestzunehmender Wissenschaftler.

Was nun den Rojahnschen Anmerkungsapparat angeht, der „das mittelmäßige [offenbar die Grebingsche Durchschnittsrate aus partiell hohem und beschränktem allgemeinem Quellenwert] Basisprodukt mit über 4000 (viertausend) Anmerkungen auf[frischen]" soll (S. 534), so hätte man von der Kritikerin, die schon die Anzahl der Fußnoten in Rojahns Einleitung für mitteilenswert hielt, doch gerne einige Fingerzeige erhalten, wo und weshalb Anmerkungen überflüssig sind. Übrig bleibt eine populistisch-polemische Attitüde gegen die Fußnotenhuberei, wobei gänzlich übersehen wird, daß Anmerkungen u. a. auch den Sinn und Zweck haben, die Thesen eines Autors überprüfbar und Aussagen eines Dokuments verständlich zu machen, so daß ein Deutungsmonopol des Verfassers gar nicht erst entstehen kann – wenn man so will, ist die Fußnote eine durchaus demokratische Einrichtung.

Nachdem Helga Grebing ihre Blitze schließlich auch noch gegen das Alphabet geschleudert und verraten hat, daß ihr das Personenregister hauptsächlich zur Überprüfung der Vollständigkeit von Rojahns Literaturliste diente (natürlich mit negativem Ergebnis), folgt der letale Donnerschlag: Rojahns Arbeit ist ein „Menetekel: Sammeln (von Informationen) als Ersatz für Nachdenken, zu dem Wissenschaft anzuregen in der Lage sein sollte" (S. 535). Bezüglich des Autors Rojahn, und der ist ja hier gemeint, ist diese Aussage eine böswillige Unterstellung. Dazu berechtigen weder die bisherigen Publikationen dieses Wissenschaftlers noch auch die vorliegende Arbeit, was die Kritikerin selber bestätigt: oder kann die Rojahn attestierte Tätigkeit, „durch den Nachweis der Komplexität

der historischen Situation die notwendigen Einordnungen historischen Handelns zu leisten und aus politischer Enttäuschung resultierende apodiktische Werturteile zu modifizieren" (S. 536), per nachdenkfreiem Sammeln erledigt werden?

Völlig überraschend findet sich zwar nicht Rojahn, aber Dittmann gegen Schluß der Rezension dem mildtätigen Wohlwollen Grebings ausgesetzt: seine bisher bestenfalls mediokren Erinnerungen erhalten plötzlich das Imprimatur der Kritikerin, die unverhofft „der Veröffentlichung der Dittmannschen Erinnerungen ein akzeptables historiographisch legitimierbares Format" (S. 536) zubilligt. Das Rätsel löst der Kontext. Die Rede ist nämlich nunmehr von den Passagen bei Dittmann, die sich mit der Zerstörung der USPD durch die linksradikalen Putschisten und die KI beschäftigen, und eben diese Passagen „übersieht der Herausgeber", der seine Mühen nur auf die MSPD- und insbesondere die ebertkritischen Teile verwandt haben soll. Für diesen halben Dittmann – und ohne den ganzen Rojahn – wäre die Kritikerin wohl zu haben gewesen.

Hier wird das Leitmotiv der Grebingschen Kritik deutlich, das die internen Widersprüchlichkeiten zu einem stimmigen Ganzen fügt: Der Autorin paßt die politische Richtung sowohl Dittmanns wie Rojahns nicht, sie möchte, wo die Veröffentlichung selber schon nicht mehr zu verhindern ist, wenigstens deren Wert möglichst gründlich desavouieren (und das Renommee des Herausgebers gleich mit); nur daß sie dies zum großen Teil hinter methodisch-wissenschaftlichen Argumenten verbirgt. Schade, daß die Chance zu einem wissenschaftlichen und forschungspolitischen Diskurs mit einer so bedeutenden Historikerin wie Helga Grebing über die Frage von Editionen vertan wurde.

Selber seit einiger Zeit verstrickt in die Edition des Kautsky-Bernstein-Briefwechsels, habe ich bei dieser Arbeit etwas gelernt, was man – möglicherweise zu pathetisch – mit Demut vor den Quellen beschreiben kann, deren Erläuterung oftmals nur mit einem deprimierenden Mißverhältnis von Zeitaufwand und Ertrag zu haben ist. Aber wären nicht die großen Synthetiker Grebingschen Formats ohne solche Serviceleistungen nur substanzlose Generalisten?

Man darf wohl annehmen, daß Helga Grebing das für Susanne Miller formulierte Credo, „die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Sozialdemokratie [bedeutet] einen unverzichtbaren Bestandteil der Gestaltung demokratischer Verhältnisse in der Gegenwart" (S. 534), auch für sich selber reklamiert. Dann frage ich mich, warum sie auf Dittmann – den Esel, der das publiziert, immer mitgemeint – mit dem ideologischen Totschläger eindrischt (S. 536), weil dieser die Mehrheitssozialdemokraten für das Siechtum der Weimarer Republik verantwortlich macht. Was bitte ist denn gemeint mit der steckengebliebenen, im Ergebnis hinter ihren Möglichkeiten zurückgebliebenen Revolution 1918/19, von Grebing als Konsens der Forschung formuliert (S. 533)? Oder sind ausschließlich die Unabhängigen und der Spartakus die Schuldigen? Dann aber wäre auch eine Auseinandersetzung mit einem des linksradikalen Putschismus gänzlich unverdächtigen Zeugen wie Kautsky nötig, der im Sommer 1919 unter Bezug auf die einflußreiche Position einer „Feldwebelnatur wie Noske" den „moralischen Bankerott" der „ganzen proletarischen Bewegung Deutschlands" konstatierte, oder eine Stellungnahme zu den Anstrengungen Bernsteins, der nationalistischen Propaganda entschieden entgegenzutreten, mit dem niederschmetternden Ergebnis, es wage in der SPD „schon jetzt [1925] niemand mehr, der Abgabe von Erklärungen entgegenzutreten, die ganz gut von Deutschnationalen

ausgehen könnten". Eine Anpassungspolitik, die nicht nur aktuelle Bezüge hat, sondern auch von prominenten Gewerkschaftsführern im Frühjahr 1933 bis zum Verrat an der Sozialdemokratie getrieben wurde. Und waren die Kriegszieldebatten in der Fraktion mit ihrer indirekten und direkten Unterstützung des Annexionismus, ganz abgesehen von den wilden imperialistischen Reden auf den Gewerkschaftskonferenzen der Verbandsvorstände während des Kriegs, tatsächlich von republikanischem und demokratischem Geist? „Wer nicht begreifen kann, daß [die Haltung der Mehrheitler im Weltkrieg] verfehlt war, daß die Partei mit ihr sich der militaristischen Reaktion in die Hand geliefert hatte, der wird noch lange den Kompaß entbehren, dessen die Partei in der Weltpolitik bedarf." Dies schrieb 1928 nicht der „alte Klassenkämpfer" Dittmann, sondern der alte Revisionist Bernstein.

Gerne, wenn nicht dankbar greife ich nach der Lektüre der Grebingschen Kritik zu Dittmanns Memoiren, bezeugen sie doch erneut, daß die Geschichte der Arbeiterbewegung in ihrer ungebärdigen Widersprüchlichkeit auch heute noch allen Domestizierungsversuchen widersteht.

Stellungnahme

Von Helga Grebing

Aus prinzipiellen Gründen – weil eine Rezension eine Rezension ist – muß ich von einer Rezension der Rezension meiner Rezension absehen. Ich vertraue auf die Kompetenz der IWK-Leser, unterscheiden zu können zwischen sachlich begründeten Einwänden und polemischen Unterstellungen, zu denen sich die Herren Rojahn, Rintelen und Schelz-Brandenburg aufgerufen gefühlt haben.

Neue Literatur

RUCK, Michael: **Bibliographie zum Nationalsozialismus.** – Köln: Bund-Verlag 1995. 1428 S.

„Bibliographien", schärfte der Marburger Mediävist Walter Schlesinger einst seinen jungen Studenten ein, „regen die Phantasie an." Deshalb veranlaßte er die Teilnehmer seines Proseminars auch, im Verlauf des Seminars mindestens einmal zu einem beliebigen Thema sorgfältig eine Bibliographie zu erarbeiten. Seitdem habe ich einen großen Respekt vor Bibliographien und jenen, die sie zusammenstellen. In der Regel leisten Bibliothekare großer Bibliotheken diese Arbeit. Einzelne Wissenschaftler stellen sich dieser kraft-, zeit- und mußeverschlingenden Aufgabe nur selten. Ohne Zweifel ist dies bedauerlich, denn sie sind natürlich ebenso befähigt wie berufen, den Forschungsstand bibliographisch zuverlässig und sinnvoll zu erschließen. Im Unterschied zum Wissenschaftler, der die zu seinem Gegenstand erschienene Bibliographie so umfassend wie möglich anlegen will und dabei häufig die Kraft zur Gewichtung vermissen läßt, zeichnet den wissenschaftlich-thematisch orientierten Bibliographen die Fähigkeit aus, Entscheidungen zu fällen, um ein ausufernd unüberschaubares Material zu selektieren und zuzuordnen. Er braucht in gleicher Weise den Zugriff, den Überblick und den Blick für das Wesentliche.

Michael Ruck gehört zu den ausgewiesenen Zeithistorikern mit starkem Interesse an historisch-sozialwissenschaftlichen Fragestellungen. Er hat eine Vielzahl von einschlägigen Untersuchungen zur Gewerkschaftsgeschichte – die immer wieder in der IWK besprochen worden sind – vorgelegt und veröffentlichte in diesem Jahr eine methodisch anregende Studie zur Geschichte des südwestdeutschen Beamtentums.[1] Nach langjähriger Vorarbeit, die, ich gestehe es frei, nicht nur Bewunderung, sondern auch Erstaunen und sogar Befremden hervorrief, hat er eine Bibliographie vorgelegt, die zu den bemerkenswertesten Leistungen auf dem Gebiet wissenschaftlicher Dokumentation gehört. Unbeirrt hat er sich über verstohlen fragende Blikke hinweggesetzt: Sollte man als Nachwuchswissenschaftler nicht alle Kraft auf die Veröffentlichung von Monographien richten? Stellte demgegenüber die Vorbereitung einer Bibliographie mit zigtausend Karteikarten nicht eine völlige Verzettelung im wahrsten Sinne des Wortes dar? Ruck hat durchgehalten und etwas vorgelegt, was mein in Schlesingers Proseminaren entstandenes Gefühl noch einmal steigert: nicht eine, sondern schlechthin die monumentale Bibliographie über den Nationalsozialismus und die NS-Zeit einschließlich ihrer Nachwirkungen.

Unter einem ganz sachlich gehaltenen Titel ist dieses Grundlagenwerk erschienen, das von der Beharrlichkeit eines Grundlagenforschers kündet, dem die ganze Zunft nicht dankbar genug sein kann. Dies Buch ist kein Steinbruch von Titeln, sondern es spiegelt die Geschichte einer langen, konfliktreichen, nicht selten mühsamen, noch häufiger deprimierenden Auseinandersetzung mit der deutschen Antizivilgesellschaft, die unser Jahrhundert entscheidend prägte.

In der Tat: Diese Bibliographie kann man lesen, und vielleicht ist dies das höchste Kompliment, das man dem Verfasser dieses geradezu überwältigenden Verzeichnisses von Abertausenden Titeln machen kann. Sie wird bei der Lektüre unversehens zu mehr als zu einem fachwissenschaftlichen Informationsmedium. Deshalb war der Bund-Verlag auch gut beraten, ein hohes verlegerisches Risiko einzugehen und dieses Buch in seine zeithistorische Programmpalette aufzunehmen. Die ausgefeilte Gliederung, die hervorragenden Sach-, Orts- und Verfasserregister, die Übersichtlichkeit des Satzes und die Stringenz der sich zu einem Gesamtwerk fügenden Berichtsfelder vereinen sich zu einer eigenständigen wissenschaftlichen Leistung von nur zu unterschätzender Bedeutung.

Sicherlich: Immer wieder könnte man auf einzelne Titel stoßen, die der Leser vielleicht vermißt, wenn er sich anstrengt. Dies ist aber nur das Resultat spitzfindiger Suche im Autorenverzeichnis. Ich gestehe: Ich habe mich bewußt nicht auf die Suche nach Fehlstellen begeben, denn ich wollte mich einmal ganz entspannt diesen Hunderten von Seiten und Tausenden von Titeln ausliefern. Ich habe geblättert, zuerst jedenfalls, dann gelesen, schließlich aktiv eigene Querverbindungen hergestellt. Schlesinger hatte Recht: Bibliographien regen die Phantasie an. Deshalb wird hier mit Bedacht betont, daß die Zunft dem Historiker Ruck mehr als dankbar sein muß, denn eindrucksvoller ist niemals die Leistungsbilanz vieler Jahrzehnte interdisziplinärer zeithistorischer Forschung vorgelegt worden. Deshalb wäre es ebenso vermessen wie

kleinlich, wollte man als Rezensent durch seine Besprechung öffentlich zu zeigen versuchen, daß man doch noch ein Tüpfelchen vermißt, das man zu nennen in der Lage ist.

Beckmesserisch an dieses Monument einer beeindruckenden zeithistorischen Forschung heranzugehen, die viel über die Auseinandersetzung der Deutschen nach 1945 mit ihrer sich auch in der Erinnerung teilenden Vorgeschichte aussagt, wäre vermessen. Und es wäre auch gefährlich, denn Stichproben beweisen, daß man die meisten der allzu rasch konstatierten Leerstellen auf kunstvoll miteinander verknüpften und doch systematisch geordneten Seiten füllen kann. Dies gilt auch für die internationale Geschichte nationalsozialistischer Herrschaft. Man muß es sagen: Hier bleiben kaum Wünsche offen, und wo man wirklich einen Titel vermißt, helfen andere weiter. Dies gilt in besonderer Weise für die Geschichte des Widerstands, des Exils, des nationalsozialistischen Repressionsapparates und der sozialen Lage der Bevölkerung – bis hin zum Nachweis von Studien über „Witze und Gerüchte" – oder Studien über einzelne Persönlichkeiten aus der Gewerkschaftsbewegung, über Einzeltäter, Frauen im Widerstand oder die Geschichte der Kriegsgefangenschaft. Auch die nationalsozialistische Sozialpolitik wird breit dokumentiert.

Thematisch orientierte Bibliographien zur Zeitgeschichte, die diese Dichte und Tiefe aufweisen, sind nicht nur selten, sie sind eigentlich gar nicht vorhanden. Schneisenschläge finden sich in der Regel in Überblicksdarstellungen,[2] sind allerdings kaum in ihrer phantasieanregenden Wirkung mit denen zur Landeshistorie vergleichbar. Gelten regionalhistorische Literaturberichte als in Grenzen unbegrenzt, so spiegeln zeithistorische Bibliographien[3] ja eine kaum reduzierbare Komplexität. Deshalb setzt diese Bibliographie zum Nationalsozialismus Maßstäbe. Sie ist in jahrelanger Arbeit, dabei eine „Eigendynamik entfaltend" (S. 19), entstanden und belegt, daß zumindest für den Verfasser von Bibliographien nicht gelten muß, was Götz Aly einmal beschrieb, als er, von Ruck zustimmend zitiert, die Geschichte der Wissenschaft als eine „Geschichte des Vergessens"[4] begreifen wollte.

Ruck erfaßt nahezu 20400 Titel, d. h. auf jeder Seite durchschnittlich 16 Nennungen, dies sehr exakt – und hier glaube ich dem Verfasser schlicht – etwa 10000 monographische Arbeiten, 6300 Aufsätze aus Sammelbänden, etwa 4000 Zeitschriftenaufsätze und, was bemerkenswert ist, auch viele über den Tag hinausreichende Zeitungsartikel aus dem deutschen, englischen und französischen Sprachraum. Es versteht sich, daß die Arbeiten der DDR-Zeitgeschichte „in nennenswertem Umfang aufgenommen" wurden (S. 29).

Ruck liefert ersichtlich präzise Angaben. Ohne Zweifel wird deshalb der Dank an zahlreiche Bibliothekare sehr deutlich ausfallen. Dieser Bibliograph hat sich mit Sicherheit durch Augenschein überzeugt. Sein Berichtszeitraum reicht vom Mai 1945 bis zum Novemberende 1994: fünfzig Jahre monographisch sich verdichtende Forschung, fünfzehn Jahre sich in Zeitschriften niederschlagende Arbeit, und bei wichtigen Zeitschriftenpublikationen wird auch ein längerer Zeitraum erfaßt. Besonderes Gewicht wurde weiterhin auf bibliographische Nachweise und auf die Erfassung von Quellenwerken gelegt.

Die Gliederung der Bibliographie ist eine wahre Meisterleistung, denn sie verbindet systematische mit praktischen, chronologische mit räumlich differenzierenden Gesichtspunkten und bewahrt sich zugleich eine schier unglaubliche Praktikabilität. Auch in den Unterabschnitten wird immer wieder besonderes Gewicht auf bibliographische Publikationen und Quellenbände gelegt. Der Blick auf die Gliederung macht deutlich, daß dieses Werk kein Vorbild und eigentlich auch keinen Vorgänger hat, sieht man von Peter Hüttenbergers frühem Versuch[5] ab, der vor allem auf die Unterstützung der Lehre zielte. So läßt sich nur hervorheben, daß die entsagungsvolle Arbeit des Kärrners aufgeht. Indem bei vielen Titeln die Erstauflage, auch Überarbeitungen verzeichnet werden, macht der Bearbeiter Forschungskonjunkturen und Forschungsinteressen sichtbar, erlaubt aber auch den Rückschluß auf geschichtspolitisch bedingte Entwicklungen.

Durch die Geschlossenheit der einzelnen Kapitel liest sich diese Bibliographie in weiten Passagen wie ein Forschungsüberblick, dessen Kommentierung der Leser vorzunehmen hat und, vorausgesetzt allerdings, er bringt Vorkenntnisse mit, auch vornehmen kann. Der Bearbeiter selbst verfolgt keine „Vorlieben", sondern dokumentiert umfassend, gleich, ob es sich um die Kirchen, um die NS-Propaganda, um auswärtige Beziehungen oder um nationalsozialistische Verbrechenskomplexe handelt. Begrifflich, das zeigen die beiden letzten Nennungen von Komplexen, ist diese Bibliographie auf der Höhe der wissenschaftlichen Diskussion: die Kategorien entspringen nicht allein der Systematik, sondern auch der Sache und der Bemühung um die Anstrengung klarer kategorial reflektierter Begrifflichkeit.

Dieser Bearbeiter versteht offensichtlich, sich zu entscheiden. Er kommt ohne Querverweise aus und schafft durch systematische Differenzierung eine Luzidität, die – um ein Bild des Hochleistungssports zu gebrauchen – sein Werk zu einer Latte macht, unter der sowohl die Vorgänger weggetaucht sind und auch die Nachfolger nur hindurchlaufen dürften.

Daß diese ausdifferenzierte Bibliographie praktikabel ist, hat der Rez. am Beispiel des Widerstands überprüft. So ist es sinnvoll, daß Selbstbehauptung und Widerstand ebenso wie Emigration noch einmal als Kategorien aufgenommen werden in dem Abschnitt, der Judenverfolgung und Judenvernichtung behandelt. Dadurch werden Unterscheidungen deutlich, die in der darstellenden Forschung eher verschwimmen als in dieser Bibliographie. Derjenige, der Interpretationskontroversen nachvollziehen will, ist mit diesem Buch bestens bedient. Auch dazu ein Hinweis. Die „sterile Aufgeregtheit" (Simmel) mancher Beiträger in der Goldhagen-Debatte wäre gar nicht erst aufgekommen, wenn diese den unter A. 3. 10.4.6. aufgeführten Arbeiten über die „Haltung der nichtjüdischen Bevölkerung" – 11 Seiten, nahezu 200 Titel – ein wenig Aufmerksamkeit gewidmet hätten.

Die Kontinuitätsproblematik, die ebenfalls diese jüngste Kontroverse berührt, bewegt Ruck auf eine geradezu Innovationseffekte zeitigende Weise. Er widmet den Hauptteil B deshalb der Dokumentation des Verhältnisses von Deutschland zum Nationalsozialismus, nicht, um in das „Wehret den Anfängen" und in das „Niemals wieder!" einzufallen, sondern um das Kontinuitätsproblem sowohl über die Epochenschwelle des Jahres 1933 als auch über die Schwelle 1945/49 deutlich zu machen. Die „Bewältigung der nationalsozialistischen Vergangenheit" bildet einen Hauptteil, die Analyse des Rechtsextremismus nach 1945 einen anderen. Hier findet sich nicht nur der Hinweis auf die Lage in der DDR und in Ostdeutschland, sondern auch eine Nennung von fast einhundert Titeln zur Analyse rechtsextremer Einstellungen in der deutschen Bevölkerung. Auch dieser Hauptteil ist mit seinem Umfang von weit mehr als zweihundert Seiten überzeugend und spiegelt die Lage der Forschung, die in der NS-Zeit zunehmend eine entscheidende Voraussetzung der Nachkriegszeit zu begreifen sucht.[6]

Wer immer also die Gelegenheit nutzt, sich in diese Bibliographie einzulesen, wird spüren, wie bald er sich in Titeln, Verknüpfungen zwischen Kapiteln, Unter- und -unterkapiteln, Verfassern und Publikationszeiten festbeißt. Diese Erfahrung sollte der allgemein interessierte Leser ebenso wie der Fachmann selbst suchen. – Keine kritische Bemerkungen des Rezensenten also? Üblich wäre jetzt der Hinweis auf den Preis. Fast 300 DM sind nicht wenig, für Studenten unerschwinglich. Aber diese Bibliographie ist ihren Preis wert, sie ist nicht zu teuer. Der Seitenpreis stimmt: 20 Pfennig pro Seite, ein Pfennig pro Titel. Ein Taschenbuch ist teurer. Üblich wäre der Hinweis auf studentische Leser, die man vielleicht fernhält: deshalb sind die Bibliotheken gefordert. Dieses Buch gehört in jede Stadtbücherei, und es ist kaum vorstellbar, daß die Sparzwänge der wissenschaftlichen Bibliotheken möglicherweise der Verbreitung eine Grenze setzen. Dieses Buch gehört in jedes Goethe-Institut, denn es belegt, wie man sich in Deutschland mit der Vergangenheit auseinandergesetzt hat.

Es ist kein Zweifel möglich: Diese Bibliographie gehört zu den wichtigsten Publikationen im Bereich der Zeitgeschichte und wird rasch den Rang eines grundlegenden Hilfsmittels für die Forschung erobern. Der Aufwand, der bei der Vorbereitung dieses Buches betrieben werden mußte, war immens, und der Verfasser gehört zu jener seltenen Spezies des selbstlosen Wissenschaftlers im Hintergrund. Geld wollte er mit diesem Buch gewiß nicht verdienen. Vielmehr spiegelt es das Selbstverständnis jener, die in Archiven, Dokumentationsstellen und Bibliotheken entsagungsvoll Forschung ermöglichen: sie wollen der Forschung dienen, und was von diesem Dienst nicht selten bleibt, sind die Perlen in der Krone anderer Leute.

Hier hat ein bibliothekarisch nicht nur aufgeschlossener, sondern ein geradezu vorbildlicher Kärrner ein Monument errichtet, das nur Bewunderung und Respekt verdient. Er schafft die Grundlagen einer Forschung, die sich durch bibliographisch gesichertes entdeckendes Suchen stimulieren lassen sollte. Ruck und seinen Mitarbeitern gebührt größter Dank: Arbeiter im Weinberg haben so tief gepflügt, so beeindruckend neu gefügt, daß geradezu ein neuer Weinberg entstanden ist, in dem wir als Zeithistoriker nicht nur manchen Spaziergang unternehmen können und sollen, sondern in dem wir uns geradezu erholen können – durch die Entzündung unserer Phantasie.

Insofern nimmt man mit Erleichterung wahr, daß der Bearbeiter nicht resigniert hat und eine Fortsetzung seiner Arbeit ankündigt. Hoffentlich findet sich eine Fördereinrichtung, die diese Grundlagenstudien unterstützt. Und vielleicht findet sich auch einmal ein Preisgericht, das nicht nur den

geschichtspolitisch zeitgemäßen Essay honoriert, sondern eine grundlegende Publikation wie diese. Ruck – aber auch der Verlag – hätten es verdient.

1 *Michael Ruck, Korpsgeist und Staatsbewußtsein: Beamte im deutschen Südwesten 1928–1972, München 1996.*
2 *Besonders hilfreich für denjenigen, der sich überblicksartig informieren möchte, ist sicherlich die Übersicht in Klaus Hildebrand, Das Dritte Reich, 5. Aufl., München 1995, S. 235 ff., hinzuziehen sollte man auch The Third Reich 1933–1945: A Bibliographical Guide to German National Socialism. Ed. by Louis Snyder, New York 1984 (Ruck Nr. 25) sowie The Nazi-Era 1919–1945: A Selected Bibliography. Ed. by Helen Kehr et al., London 1980 (Ruck Nr. 18).*
3 *Hier wäre auch trotz mancher Lücken und Mängel zu nennen: Bibliographie „Widerstand", Bearb. von Ulrich Cartarius. Hrsg. von der Forschungsgemeinschaft 20. Juli e. V., München u. a. 1984 (Ruck Nr. 9773).*
4 *Götz Aly, Wider das Bewältigungs-Kleinklein, in: Holocaust: Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte. Hrsg. von Hanno Loewy, Reinbek 1992, S. 45 f.*
5 *Peter Hüttenberger, Bibliographie zum Nationalsozialismus, Göttingen 1980 (Ruck Nr. 17).*
6 *Vgl. dazu jetzt vor allem Norbert Frei, Vergangenheitspolitik, München 1996.*

Peter Steinbach

Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 1994. Hrsg. vom Arbeitsbereich DDR-Geschichte im Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung der Universität Mannheim; Hermann Weber, Dietrich Staritz, Günter Braun und Jan Foitzik. Red.: Gunter Ehnert. – Berlin: Akademie Verlag 1994. 411 S.

Archives have opened all over central and eastern Europe and the opportunities are unprecedented. At no other time, not even in 1945, have so many hidden or unused sources become available for investigation. Thousands of historians, political scientists, and others have gone to work. The Mannheim-based Arbeitsbereich DDR-Geschichte helps keep track of the results with its *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung,* which publishes scholarly articles, documents, archive and conference reports, and numerous book reviews. Many of the contributions to the present volume are quite informative and interesting, but there remain some significant omissions as well.

The volume begins with an article by a group of Russian researchers. Using Soviet party documents, they demonstrate that the "national roads" strategy, widely propagated by communist parties in the immediate post-World War II period, ran into Soviet opposition at the beginning of 1947, far earlier than many had assumed. From the correspondence between the CPSU and its sister parties, the authors depict the harsh critiques Soviet officials leveled against the French, Czech, Hungarian, and many other parties. Along with many scholars from the west and now the ex-Soviet bloc lands, the authors of this article imply that the domination of central and eastern Europe and the Cold War were inscribed in Soviet policy from the very beginning of Red Army conquests. Without actually confronting the issue, they seem to dismiss any contention that views as relatively open-ended the European and international situation between 1945 and 1948.

Their position finds support in articles on Austrian and German communist policies in the postwar period. Fritz Keller's article on the Communist Party of Austria from 1945 to 1955 is unrelentingly critical of the "Moscow clique," the Austrian émigrés who returned with the Red Army and completely dominated the KPÖ. Gerhard Wettig, using Soviet Ministry of Foreign Affairs sources, assesses the actions of the SED in relation to German unification between 1947 and 1949. He finds no essential conflict between the efforts to establish unity through the People's Congress movement and the moves to establish SED power in the Soviet Zone. The two strategies were merely arms of the same policy, and the Soviets were willing to use, if possible, German nationalism to accomplish their efforts at control. Among his specific findings is evidence of the early development of a military force in the Zone.

Markus Wehner critically assesses Soviet secret police reports on the mood among the peasantry during the New Economic Policy of the 1920s, and finds that Soviet officials were well informed about the deep-seated dissatisfaction of the population in the countryside. A number of articles demonstrate the important role that communists from some of the smaller countries – Sweden and Switzerland, for example – played in the Comintern, and Jan Foitzik documents the financial support the CPSU provided for communist parties around the world in the 1950s. Articles on Japan and Brazil describe communist practices in those countries,

and György Borsányi writes an interesting evaluation of the Hungarian communist leader Ernö Gerö. Berthold Unfried provides a notable evaluation of the ritual of confessions and self-criticisms in communist party practice, and Hermann Weber writes a partly personal, partly scholarly evaluation of archival sources related to meetings of SPD and SED youth in the late 1950s. Weber points up the deliberate errors and lies in recently available sources. Weber's plea for the use of critical methods in evaluating documents should be heeded by everyone involved in the acrimonious conflicts over the DDR past.

Other interesting document reports include the diary of the leader of the Carl Zeiss works council from the late 1940s and Soviet Ministry of Interior orders and communiqués on the use of forced German laborers in the Soviet Union. Juri W. Bassistow provides a highly interesting, personal account of his many years as a Soviet officer in Germany, including evaluations of DDR leaders and their often difficult relations with their Soviet mentors. Other authors assess the scholarly discussion on the 17 June 1953 Uprising in the DDR, Polish historiography on that country's communist movement, and research on the DDR in Japan.

All in all, the *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* provides the reader with the most immediate results of scholarly investigations into the history of communism. The volume is relentlessly political in its orientation. There are no contributions in the realm of social history, still less evidence of any influence of the most recent trends in historical writing such as *Alltagsgeschichte* or the US-dubbed "new cultural history." A broader theoretical and methodological gaze would greatly enhance future volumes.

Eric D. Weitz

GRAMSCI, Antonio: **Gefängnisbriefe. Kritische Ausgabe in vier Bänden.** Hrsg. von Ursula APITZSCH, Peter KAMMERER, Aldo NATOLI und Mimma Paulesu QUERCIOLI. **Bd. 1: Briefwechsel mit Giulia Schucht.** Mit einem Vorwort von Mimma Paulesu QUERCIOLI und einer Einleitung von Ursula APITZSCH. Übersetzt von Elisabeth Schweiger, Peter Kammerer, Armin Bernhard, Eleonora Beltrani und Ursula Apitzsch. – Hamburg: Argument-Verlag; Frankfurt a. M.: Cooperative-Verlag 1995. 194 S.

Die Gefängnisbriefe Antonio Gramscis erhielten 1948, nach ihrem ersten Erscheinen, den Premio Viareggio, den größten italienischen Literaturpreis. Im damals von starkem Antifaschismus geprägten Nachkriegsklima galten sie als menschliches und philosophisches Zeugnis von nationaler Bedeutung, dem selbst Gramscis geistiger Gegner Benedetto Croce höchste Anerkennung zollte. Ihre bis heute anhaltende Aktualität ergibt sich daraus, daß Gramsci zu Beginn der zwanziger Jahre eine Koordinierung der politischen Strategien des Weltkommunismus in der Komintern zwar für sinnvoll gehalten, andererseits aber zugleich konsequent versucht hatte, die Orientierung der von ihm seit 1924 geführten KPI aus den demokratischen Traditionen der westeuropäischen Arbeiterbewegung heraus weiterzuentwickeln. Seine Revolutionsperspektive bewegte sich daher immer weiter von der stalinistischen fort.

Die zwanzig Jahre Haft, zu denen der von Kindheit an verwachsene und mit vielen Gesundheitsproblemen kämpfende Gramsci 1926 von einem faschistischen Sondergericht verurteilt wurde, kamen dem Todesurteil gleich. In den elf Jahren, die er im Gefängnis überlebte, korrespondierte er vor allem mit seiner Schwägerin Tatjana, die in Italien lebte, ihn versorgte und Kontakt mit Anwälten hielt.

Bewertbare Objektivität bekommen Briefbände nur, wenn die Briefe der Partner mitpubliziert werden. Dieses Prinzip liegt der letzten Edition der Gefängnisbriefe zugrunde, deren Herausgabe in deutscher Sprache sinnvollerweise der sukzessive erscheinenden historisch-kritischen Ausgabe der Gefängnishefte angegliedert wird. Der nun vorliegende erste Briefband enthält die Korrespondenz mit der Ehefrau Giulia und mit den Söhnen Delio und Giuliano. Im Anhang sind zwölf erst kürzlich entdeckte, in der italienischen Ausgabe noch nicht enthaltene Briefe Giulias veröffentlicht.

Die beiden hatten sich 1922 in der Sowjetunion kennengelernt, als Gramsci im Exekutivkomitee der Komintern arbeitete. Giulia war eine Tochter des russischen Revolutionärs und Lenin-Freundes Apollon Schucht, der mit seiner Familie im italienischen Exil gelebt hatte, aus dem 1917 lediglich Tatjana nicht zurückkehrte.

Gramscis Zusammenleben mit Giulia bestand aus drei, jeweils nur wenige Monate dauernden Perioden, deren letzte in Rom kurz vor seiner Verhaftung endete. Giulia floh vor der Entbindung Giulianos aus dem immer unsicherer werdenden Italien in die Sowjetunion. Nicht nur, weil sich die beiden wegen des kurzen Zusammenlebens eigentlich noch nicht besonders gut kannten, gestaltete sich der Briefwechsel schwierig. Die sensible, als Musikerin in Italien ausgebildete Giulia begann

unter Depressionen zu leiden. Und in der Familie stand sie unter dem Druck einer dritten Schwester namens Eugenia, die sich nicht nur Mutterrechte an den Söhnen anmaßte, sondern – wie man heute weiß – im Auftrag des KGB die Korrespondenz zwischen Giulia und dem als politisch unsicher geltenden, offiziell aber niemals exkommunizierten Gramsci überwachte. Doch während er es verstand, trotz Gefängniszensur nicht nur wesentliche Informationen über seinen Zustand und seine Gefühlslage zu geben, enthalten Giulias Briefe zwar warme, zuweilen sogar sinnliche Zuneigungsbezeugungen, aber nur dürftige, einsilbig und allgemein abgefaßte Informationen. Gramsci, der Giulia als spontane Frau gekannt hatte, litt darunter unsäglich und entschloß sich 1932 sogar, sie zur Scheidung aufzufordern. Der Vorschlag, der von Tatjana übermittelt werden sollte, wird von dieser jedoch nicht weitergeleitet.

Ob Giulias Krankheit endogene Hauptursachen hatte, ob sie eher mit der Trennung oder mit einem Überwachungssyndrom zusammenhing, läßt sich nicht rekonstruieren. Sie stellt einen wichtigen Gegenstand des Briefwechsels dar, aus dem Gramscis ambivalente Haltung zur Psychoanalyse erkennbar ist, die er zumindest dann für gefährlich hält, wenn sie unprofessionell ausgeübt wird. Ursula Apitzsch erkennt hier eine „Kritische Theorie der Selbstkonstruktion des Menschen": er möchte seine Frau zur Selbstanalyse und zur Veränderung ihrer gesamten Lebenssituation veranlassen. So hält er ihre Aufgabe der Musik für den wesentlichen Grund der Erkrankung. Obgleich er sich selbstquälerisch bewußt ist, daß seine „Ratschläge" fern der realen Lebenssituation männlich-patriarchal wirken, will er Giulia von ihrer Zwangsvorstellung befreien, einem „nützlicheren" Beruf nachzugehen zu müssen, die sie dazu gebracht hatte, in einer Parteizentrale als Sekretärin zu arbeiten.

Gramsci äußert sich in diesen Briefen deutlicher als in den Gefängnisheften zu problematischen Entwicklungen in der Sowjetunion, die er hier wie dort des öfteren mit dem Adjektiv „byzantinisch" belegt. Insbesondere die Briefe über und an die Kinder dokumentieren seine Vorstellungen von einer modernen Pädagogik, die sich nicht nur kritisch gegenüber den rousseauistischen Idealen seiner Frau, sondern auch von der sowjetischen Erziehungspraxis abheben.

Ohne daß er dem sozialistischen Experiment schon jede Zukunft abspricht, wird der die Korrespondenz mit Tatjana enthaltende zweite Band der Gefängnisbriefe Gramscis Unbehagen noch zugespitzter offenbaren.

Die vor der Haft entstandenen Briefe an Giulia sind zu finden in: Antonio Gramsci, „Briefe 1908 bis 1926. Eine Auswahl", Wien und Zürich 1992 (siehe meine Rezension in: IWK, Jg. 30 [1994], H. 1, S. 132 ff.).

Sabine Kebir

Die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) im Raum Köln-Aachen gegen Ende der Weimarer Republik. Eine Dokumentation zum Jahr 1932. Bearb. von Günter Bers (= Die Arbeiterbewegung in den Rheinlanden, Bd. 21). – Reinbek: Einhorn-Presse Verlag 1993. 55*, 150 S., 18 Abb.

Günter Bers has compiled a worthwhile set of documents on the KPD. As to be expected, the sources are mainly government reports, the KPD press, and internal party documents from the Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch). The editors have provided a good introduction and a helpful index, along with some facsimile reproductions.

The partisans of micro-history may be a bit disappointed, because the documents do not reveal anything strikingly distinctive about the KPD in the Köln-Aachen region. As usual, government authorities were extremely well informed about the party. Informants provided them with detailed information on KPD finances, personnel, and conspiratorial activities, as well as its more public campaigns. Officials knew that the party's poor financial situation seriously hindered its activities, and that it had become largely a party of the unemployed. On most occasions, the police knew where and when to deploy their forces in strength to contain and direct KPD-inspired activism.

Politically as well the KPD in Köln-Aachen was hardly distinctive. The year to which the current volume is dedicated marked, of course, the depths of the depression, the death agony of the Weimar Republic, and the height of the Communist International's "third period," by which social democrats were considered the main enemy and a revolutionary wave and communist victories were seen on the approaching horizon. True to form, the KPD in the Rheinland leveled its major attacks against the SPD and the Weimar Republic and failed to recognize the seriousness of the danger posed by the NSDAP. Party rhetoric, never exactly restrained, reached a particularly shrill level. As both government and party documents attest, the

KPD sought continually to escalate domestic tensions, and innumerable, small-scale conflicts broke out with the police and the Nazis.
Despite the Catholic character and Zentrum domination of Köln-Aachen, the KPD won increasing support in the end phase of the Weimar Republic. Clearly, the misery of depression drove thousands into the party's membership ranks or its electorate, even a few individuals in the countryside. As in other areas and in keeping with the traditions of the German labor movement, the KPD presided over an array of cultural organizations. But as party leaders were well aware, the membership proved very unstable and the KPD's base in the workplace particularly weak. Even loyal members at times violated party orders and refused to stage yet another strike that would surely have cost them their jobs – and the party's last remaining representation in the factories. With the notable exception of the various paramilitary units, the cultural associations and other front organizations proved very difficult to mobilize for political work, and, like many factory cells, sometimes were mere phantoms. At least some government officials recognized the weaknesses of the KPD and tried to restrain their colleagues from provocative actions that threatened only to increase the party's popular support.
The documents collected here are quite interesting and provide insight into the KPD's activities in its Mittelrhein district. The editor, however, is a bit too restrained in his judgment of their use (S. 12). No doubt there are hundreds, probably thousands, of internal KPD reports in the party archive (SAPMO-BArch) that are now available to researchers. Used in conjunction with the other kinds of sources assembled here, they offer the possibility, for the first time, of detailing not only the KPD's public activities, but also its internal life and the meaning of communism for the thousands who passed through the party's ranks.

Eric D. Weitz

SCHRADER, Fred E.: **Der Moskauer Prozeß 1936. Zur Sozialgeschichte eines politischen Feindbildes** (= Quellen und Studien zur Sozialgeschichte, Bd. 13). – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1995. 552 S.

„Monographie und Edition zugleich" (S. 13) ist der hier von Fred Schrader vorgelegte Band, mit dem der Autor nichts weniger vorhat, als einem grundlegenden Neuverständnis der Moskauer Schauprozesse gegen die „alten Bolschewiki" ab 1936 Bahn zu brechen.
Edition: Hier geht es vor allem um den in diesem Band abgedruckten und von Schrader kommentierten Briefwechsel zwischen dem im norwegischen Exil befindlichen Trotzki und seinem Sohn Lev Sedov in Paris vom August bis Dezember 1936. Sie bemühten sich darin um die Klärung und Widerlegung der in Moskau während des ersten Schauprozesses im August erhobenen absurden Anschuldigungen, die Trotzki zum Drahtzieher von gegen die Sowjetunion gerichteten Verschwörungen erklärten, und um die Organisierung einer Gegenkampagne. Dieser Briefwechsel befand sich seit langem, wenn auch kaum bekannt, in einem Teilnachlaß von Sedov im Amsterdamer Institut für Sozialgeschichte (ein anderer Teil befindet sich in der Hoover Institution in Stanford). Einzelne Briefe sind aber auch dem Trotzki-Nachlaß in Harvard entnommen.
Ergänzung findet er durch norwegische Dokumente, die Trotzkis schwierige Aufenthaltsbedingungen belegen, was schließlich zu seiner Übersiedlung nach Mexiko führte. Abschließend finden sich noch zeitgenössische sowjetische Materialien, die allerdings mit Ausnahme eines internen Rundbriefs des ZK an die untergeordneten Parteiführungen, der noch in der Sowjetunion im Jahre 1989 – auf S. 340 steht leider 1983, wie man des öfteren auf solche kleinen Druckfehler und andere Ungenauigkeiten stößt, auch wenn sie allerdings letztlich nichts an der Substanz des Werks ändern – veröffentlicht wurde, ansonsten der „Prawda" entnommen sind. Sie beleuchten das gesellschaftliche Umfeld (einschließlich eines Folgeprozesses im November in Nowosibirsk). Während die russischen und norwegischen Dokumente ins Deutsche übersetzt wurden, sind die französischen Texte im Original belassen.
Monographie: dies ist die großzügige Einleitung, die fast ein Drittel des Umfangs ausmacht und auch aufgrund ihres Inhalts einen eigenständigen Stellenwert angenommen hat. So rekonstruiert Schrader darin detailliert anhand des Ablaufs des ersten Schauprozesses vom August 1936 Trotzkis Reaktionen und die Aktivitäten seines Sohnes sowie ihre Reaktionen auf die fortlaufende Kampagne aus Moskau. Die Bemühungen, so etwas wie einen Gegenprozeß auf die Beine zu stellen, zumindest aber die linke und liberale Öffentlichkeit zur Verurteilung des Prozesses zu mobilisieren, scheiterten aus vielfältigen Gründen nach

anfänglichen ersten, ungläubigen Stellungnahmen. Ausführlich geht Schrader den möglichen Gründen dafür nach, warum sich eine kritische Öffentlichkeit täuschen oder bei Zweifeln zumindest mit schlechtem Gewissen zum Schweigen bringen ließ (abgesehen davon, daß es auch vielfache öffentliche Zustimmung gab). Den Höhepunkt eines solchen Verhaltens stellte zweifellos das Vorgehen der sozialdemokratischen Regierung Norwegens dar, die aus außenpolitischen Rücksichtnahmen erst Trotzkis Verteidigungsanstrengungen behinderte und ihn dann schließlich nach Mexiko abschob. Erst dort, ab Anfang 1937, konnte er sich wieder unbehindert verteidigen.

Der Autor begnügt sich aber nicht mit dieser im übrigen detailliert dargestellten „Ereignisgeschichte", in der er auch ausführlich auf den zuerst von Pierre Broué im Trotzki-Nachlaß entdeckten Versuch einer Blockbildung der verschiedenen innerparteilichen Oppositionsgruppen im Jahre 1932 eingeht. Dies war sozusagen der tatsächliche Kern in den ganzen Anschuldigungen, den Trotzki und Sedov aber nicht ohne weiteres zugeben konnten, wollten sie nicht noch Belastungsmaterial für den Stalinschen Apparat liefern, einmal abgesehen davon, daß dieser Block über den bloßen Ansatz nicht hinauskam und somit auch tatsächlich bedeutungslos blieb.

In einem langen Kapitel, das weit über den unmittelbar durch die Edition des Briefwechsels gegebenen Rahmen hinausgreift, versucht Schrader dann eine Interpretation der Prozesse in einer kritischen Distanz zu den traditionellen Fragestellungen. Diese drehten sich zumeist um die Widerlegung der Anschuldigungen – womit Schrader sich allerdings auch noch einmal auseinandersetzt, insoweit sie selbst von Trotzki und Sedov in ihrem Briefwechsel angesprochen worden waren –, aber ebenso oft auch um das Problem, wieso die Angeklagten ihre absurden Geständnisse machten und damit das einzige Belastungsmaterial lieferten, worauf sich das Gerichtsverfahren stützen konnte – dem Schrader jedoch nicht nachgeht. Demgegenüber versucht er nun, die Schauprozesse in die sozialgeschichtliche Entwicklung der UdSSR einzuordnen. Schließlich ist eines der Probleme bei den Moskauer Prozessen, daß sie ja nur der sichtbare, auf die vergleichsweise zahlenmäßig geringe Führung der alten innerparteilichen Oppositionen beschränkte Teil einer viel umfassenderen „Säuberungswelle" waren, deren allermeiste Opfer ja niemals etwas mit irgendeinem „abweichenden" Verhalten innerhalb der KPdSU zu tun hatten.

Dabei geht es ihm um die Konstruktion des gesellschaftlichen Feindbildes „Trotzkismus" in diesem für den stalinistischen Polizeiapparat viel umfassenderen Sinne. Hier spricht er u. a. einen Vergleich zu den Hexenprozessen an, den 1936 der Sekretär der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, Friedrich Adler, gezogen hatte. Anknüpfend an neuere sozialgeschichtliche Deutungen der „Säuberungen", wie sie in den achtziger Jahren von Gabor Rittersporn und J. Arch Getty in Abgrenzung von der Totalitarismustheorie entwickelt wurden,[1] sieht er darin einen Versuch der Parteiführung, die sich in der Mitte der dreißiger Jahre akkumulierenden gesellschaftlichen Widersprüche in den Griff zu bekommen, indem diejenige Schicht unterworfen bzw. vernichtet wurde (der untere und mittlere Teil der Bürokratie), der für die gesellschaftlichen Probleme von der Bevölkerung wie von der Parteispitze verantwortlich gemacht wurde. Ausgehend davon versucht er, die von Trotzki selbst zu den „Säuberungen" gegebenen Erklärungen, die ihren theoretischen Rahmen – in Fortführung der Diskussionen innerhalb der russischen Sozialdemokratie – in den aus der französischen Revolution entnommenen Begriffsmustern „Jakobinerterror, Thermidor und Bonapartismus" hatten, zu bewerten. Ein weiteres von Schrader diskutiertes Problem ist das der „Verrechtlichung von Herrschaft": Während einerseits die reale Diktatur immer entfesselter handelte, wurde 1936 eine formal an klassische bürgerliche Rechtsstaatsprinzipien angelehnte Verfassung angenommen. Insgesamt hat Trotzki als „wohl einziger zeitgenössischer Beobachter und Betroffener [...] geahnt", daß der Prozeß „den Schnittpunkt verschiedener sich überlagernder Repräsentationen" bildete, und dies „in seine selbst schon komplexe soziologische Theorie der Sowjetunion zu integrieren versucht" (S. 109).

Richtig ist sicher, daß Trotzki selbst vom Ausmaß der „Säuberungen" überrascht war und ebenso von Stalins Fähigkeit, den Widerstand dagegen innerhalb des sowjetischen Staats- und Parteiapparats ohne größere Widerstände zu brechen. Eine solche Entwicklung hatte Trotzki nicht vorausgesehen, sondern eher die umgekehrte Möglichkeit postuliert, daß, wenn Stalin die Bürokratie gefährde, sie ihn absetzen würde. Es dauerte einige Zeit – wie ja auch die „Säuberungen" erst 1937 ihren Höhepunkt erlangten –, bis er Ansätze zu einer Neueinschätzung entwickelte, auf die Schrader verweist, wobei Trotzki dann allerdings vor umfassenderen Ergebnissen das Attentat durch einen sowjetischen Agenten im August 1940 überraschte.

Schrader unterstreicht mit seinen Ausführungen, daß in der innersowjetischen Entwicklung mehrere politische und gesellschaftliche Prozesse miteinander verwoben waren. Es ist richtig, daß das jahrzehntelang vorherrschende Totalitarismusparadigma die molekularen gesellschaftlichen Prozesse, die Umwandlungen an der „Basis", eher geringer bewertet hatte als die Ereignisse im politischen „Überbau", was neben den politischen Zusammenhängen, in denen solche historische Interpretationen entstehen, allerdings auch am fehlenden oder zumindest extrem schwierigen Zugang zu entsprechenden Quellen lag. Andererseits tauchte aber auch schon bei Getty und Rittersporn die Tendenz auf, die verschiedenen mit den „Säuberungen" verbundenen gesellschaftlichen Prozesse von den bewußten Entscheidungen der obersten Parteiführung um Stalin und seine engsten Mitarbeiter einschließlich der unmittelbaren persönlichen Verantwortung abzutrennen, die aber inzwischen bis hin zu den von Stalin persönlich abgezeichneten Erschießungslisten dokumentiert ist, und sie gleichsam zu quasi automatischen Entwicklungen zu machen.

Auch bei Schrader führt dies gelegentlich zu widersprüchlichen Bewertungen und Formulierungen, wenn etwa einerseits die Verbindung des Schauprozesses vom August 1936 zum Kirow-Mord von Ende 1934 „mehr konstruiert als belegt zu sein" scheint (S. 111 – ähnlich wird auf S. 114 die Untersuchung des Kirow-Mords erst im Frühjahr 1936 „neu aufgerollt"). Auf S. 116 heißt es aber, daß die Vorgeschichte des ersten Moskauer Prozesses „über ein Jahr" zurückreicht. Was eben bedeutet, wie der heutige Wissensstand ist, daß Stalin schon unmittelbar nach dem Kirow-Mord alles daran setzte, eine umfassende Vernichtungswelle einzuleiten. Ähnlich problematisch ist es, wenn Schrader ebenfalls im Anklang an Getty und Rittersporn Formulierungen verwendet wie die vom „antibürokratisch radikale[n] Kurs" der Parteiführung (S. 131). Stalin und seine engsten Mitarbeiter „übernehmen [...] durchaus Momente der Bürokratiekritik Trotzkis" (S. 131) (weswegen sie dann um so heftiger gegen den Trotzkismus Propaganda betreiben mußten). Stalins Innenkommissar Jeschow wird mehrmals als „Bürokratenhasser" bezeichnet. Es scheint doch reichlich überzogen, aus der Anprangerung individuellen bürokratischen Verhaltens, wie das in der stalinistischen Propaganda betrieben wurde, ein gesamtgesellschaftliches antibürokratisches Programm zu machen. Dies wäre genausowenig überzeugend, wie aus der Anprangerung der „Raffgier" einzelner Kapitalisten in der Nazipropaganda damit schon eine grundlegend antikapitalistische Politik der Nazis ableiten zu wollen. Schließlich stand am Ende der „Säuberung" zweifellos mehr Bürokratie, die nun noch stärker zentralisiert, vor allem aber in großen Teilen erneuert war. Diese neuen Schichten hatten für Stalin den Vorteil, daß sie sich nun in einem klientelartigen Abhängigkeitsverhältnis von ihrem Patron sahen; erst die „Säuberungen" hatten ihnen den Weg in die neuen Positionen bereitet. Zum Bürokratieproblem gehört natürlich auch deren enorme materielle Privilegierung, die sicher nach 1936/37 nicht abnahm und auf die Trotzki in seiner Sowjetunionanalyse von 1936, „Die verratene Revolution", ausführlich einging.

Diese kritischen Anmerkungen sollen jedoch nur noch einmal hervorheben, daß Schrader eine „Monographie und Edition" vorgelegt hat, die die Diskussion um die Einschätzung der sowjetischen Gesellschaft in den dreißiger Jahren sicher anregen wird. Es bleibt nur zu hoffen, daß auch der angekündigte Fortsetzungsband zum Jahr 1937 von Rolf Binner bald vorliegen wird.

1 *Vgl. dazu z. B. Bernd Bonwetsch, Der Stalinismus in der Sowjetunion der dreißiger Jahre. Zur Deformation einer Gesellschaft, in: Jahrbuch für historische Kommunismusforschung, 1993, S. 11–36.*

Reiner Tosstorff

TRUS, Armin: **„Wer nicht kämpft, hat schon verloren". Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Gießen 1945–1990.** Hrsg. von der Verwaltungsstelle Gießen der Industriegewerkschaft Metall. – Gießen: Anabas-Verlag 1994. 596 S.

Dies ist der zweite Band zur Geschichte der Gießener Arbeiterbewegung. Der erste Band über die Zeit von 1867 bis 1949 („... und Einigkeit ist Macht!") erschien bereits 1985. Das Gesamtprojekt konnte 1991 mit einer ABM-Stelle des Arbeitsamtes Gießen fortgesetzt werden. Im Gegensatz zum ersten Band hat sich der jetzige Autor Armin Trus für eine thematische Gliederung entschieden, die deutlicher als eine Epocheneinteilung die Erfolge und Defizite gewerkschaftlicher Arbeit hervorheben soll. Im Mittelpunkt stehen die Gießener Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, und der Autor versucht immer, das Geschehen in Gießen und Umgebung in den gesamtgesellschaftlichen Kontext zu stellen.

Das Buch ist in sechs Abschnitte gegliedert, wobei den einzelnen Kapiteln Einleitungen vorangestellt und die jeweiligen Anmerkungen und die Dokumente (Presseberichte, Flugblätter, Briefe, Protokolle, Resolutionen) angehängt sind. Dies und die Tatsache, daß der eigentliche Anhang sehr umfangreich und sorgfältig gearbeitet ist, lassen ein solides Lern- und Lesebuch erwarten. Ein solches vorzulegen war die Intention des Autors, und er glaubte damit dem zentralen Gedanken „des Aus-der-Geschichte-Lernens", des 1978 begründeten Geschichtsprojektes der IG-Metall zu entsprechen. Leider werden diese hochgesteckten Erwartungen enttäuscht, denn dem Autor gelingt es zu keiner Zeit, „den politisch-ökonomischen Rahmen, die globalen gewerkschaftlichen Ziele und die Aktivitäten und Ereignisse im Gießener Raum" (S. 9) in einen dichten Zusammenhang zu bringen. Dabei sind die Passagen über die Geschichte der Gießener IG-Metall, ihre Neugründung, die Probleme mit den Militärkommandanten und die z. T. gegenläufigen Tendenzen zwischen beiden durchaus interessant. Aber diese Spannung hält immer nur so lange an, wie Trus erzählt, einzelne Personen vorstellt und ihre gewerkschaftlichen und politischen Vorstellungswelten und Standpunkte in die Handlung einführt. Geht es dann um die Verortung in der bundesrepublikanischen Politiklandschaft, wird der Stil sehr plakativ und holzschnittartig. Die gewerkschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen werden höchst unzureichend aufbereitet und können in zahlreichen anderen Darstellungen schneller, besser und richtiger nachgelesen werden.

Leider ganz fehlt eine tiefergehende Auseinandersetzung mit der strukturellen Entwicklung der Gießener IG-Metall, dem Dahinschwinden des speziellen sozialpolitischen Milieus, das einst das Rückgrat der Arbeiterbewegung und somit auch der Gewerkschaften war. Trus betont zu Recht, daß die IG-Metall im Hinblick auf die materiellen Lebensbedingungen und die Gestaltung der Arbeitsbedingungen erstaunliche Erfolge errungen hat. Basis dieser Erfolge waren seines Erachtens Kampf und Solidarität, „die jeglichen Angriff auf die Gewerkschaften abwehren konnten" (S. 109). Es wird deutlich, daß der Autor mit diesen Schlagworten versucht, die gewerkschaftliche Begriffswelt anzusprechen, die immer noch in der Sphäre der Revolutions- und Klassenkampfromantik zu schweben scheint, in der Arbeiter immer auf Barrikaden stehend um ihren gerechten Lohn kämpfen müssen. Diese Schwarzweißargumentation, die hinter allem immer nur eine verfehlte Wirtschaftspolitik und eine ungerechte Sozialpolitik sieht, soll in Wirklichkeit die auch in den Gewerkschafte weitverbreitete Behäbigkeit und Unflexibilität kaschieren. Der Kampf für Demokratie und soziale Gerechtigkeit, in dem die Gewerkschaften und die ganze Arbeiterbewegung seit Generationen stehen, hat einige Erfolge gezeitigt, aber offensichtlich gehören die Errungenschaften des modernen, bundesrepublikanischen Sozialstaates nicht dazu. Trus verrechnet sie jedenfalls nicht auf der gewerkschaftlichen Habenseite, geradeso, als ob die Gewerkschaften keinen Anteil an der Ausgestaltung der Bundesrepublik hätten.

Vielmehr beschäftigt er sich mit der Frage: Weshalb ist aus den Trümmern des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges nicht das Neue begründet worden? Weshalb widerstand das Alte? Dahinter verbirgt sich die Frage nach der Demokratisierung der Wirtschaft, der Mitbestimmung. Anhand der Montanmitbestimmung und der Auseinandersetzungen um das Betriebsverfassungsgesetz referiert Trus die Niederlage der Gewerkschaften. Eine Niederlage, die offensichtlich tief sitzt, hatte man doch erwartet, nach Kriegsende und dem Untergang des NS-Regimes die zukünftige Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung maßgeblich mitbestimmen zu können. Daß sich die politischen Bedingungen im Zuge des beginnenden „Kalten Krieges" immer stärker gegen einen demokratischen Sozialismus richteten, entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Aber ebenso wie das politische Scheitern bedeutete auch das Scheitern der ökonomischen Vorstellungen nicht den Rückfall in das Alte, wobei der Autor damit den Kapitalismus schlechthin meint und nicht den Nationalsozialismus. Das erwartete Neue wird weder explizit benannt noch inhaltlich ausgefüllt. Dafür wird die bundesrepublikanische Gesellschaft, durch alle Kapitel hindurch, häufig nur aus einem negativen Blickwinkel gesehen. Die wenigen positiven Errungenschaften werden generell mit den Gewerkschaften in Verbindung gebracht. Häufig verfällt Trus dabei in Agitation, durchsetzt von zahlreichen Versatzstücken aus dem Gruselkabinett des Frühkapitalismus, wenn er z. B. behauptet, daß der „Arbeitnehmer mit Betreten des Betriebes den demokratischen Sektor der Bundesrepublik Deutschland verläßt [...]" (S. 216). Das beständige Lamentieren über die unsäglichen politischen und ökonomischen Zustände nervt den Leser zusehens und mindert den Gesamtwert dieses Lern- und Lesebuches erheblich.

Eine Auseinandersetzung mit der Frage, aus welchen Gründen die Machtverhältnisse sich so

entwickelt haben, wie sie sich heute darstellen, und weshalb sich gewerkschaftliche Vorstellungen nicht verwirklichen konnten, fehlt. Die Hinweise auf das Unverständnis der Alliierten, die Niederlage in der ersten Bundestagswahl und die Politik Adenauers ersetzen die notwendige Analyse nicht. Der Leser erfährt wenig Neuigkeiten, viele Plattheiten und einige Skurrilitäten, z. B. daß der gewerkschaftliche Kampf gegen Faschismus und Militarismus nicht etwa auf Anweisung der Militärregierung erfolgte, „sondern die Lehre aus den zwölf zurückliegenden Jahren nationalsozialistischer Herrschaft" war (S. 372). Daraus resultiert dann auch die Schlußfolgerung, „daß mit der militärischen Kapitulation Nazi-Deutschlands nationalsozialistisches Gedankengut keineswegs ausgerottet war [...]" (S. 379). Der interessierte Leser wird für diesen Hinweis dankbar sein, denn erst jetzt offenbaren sich die tiefgreifenden politischen Zusammenhänge. Gerade dieses Kapitel hätte einer eingehenden Betrachtung der Wirkungsweisen nationalsozialistischer Herrschaft, Propaganda und Indoktrination bedurft. Statt dessen stolpert Trus auf knapp 25 Seiten durch die Historie rechtsradikaler Gruppierungen. Der Anschein, daß dem Autor ausschließlich daran gelegen war, die doppelte Anzahl von Dokumentenseiten unterzubringen, ist, bei der Dürftigkeit der Ausführungen, naheliegend. Trus kommen immer wieder die politischen Kategorien durcheinander und seine Kritik an der Wirtschaftsordnung, an Vertretern konservativer Regierungen und Parteien gerät allzu oft zur billigen Polemik. Eine größere Distanz zum Beobachtungsobjekt, mehr Objektivität und weniger Betriebsblindheit hätten diesem Buch sehr gut getan.

Andreas Wolf

Die SPD-Fraktion im Deutschen Bundestag. Sitzungsprotokolle 1961–1966. Bearb. von Heinrich POTTHOFF. 2 Halbbde. **Erster Halbbd.: 1.–72. Sitzung 1961–1963. Zweiter Halbbd.: 73.–167. Sitzung 1964–1966** (= Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien; Reihe 4: Deutschland seit 1945, Bd. 8/III, a und b). – Düsseldorf: Droste Verlag 1993. CLVI, VI, 1135 S.

Willy Brandt, Regierender Bürgermeister von Berlin und 1961 und 1965 sozialdemokratischer Kanzlerkandidat, erklärte nach dem Austritt der FDP aus der Regierung Erhard in der Fraktionssitzung der SPD am 22. November 1966, daß es nun schwer sein werde, ohne die Sozialdemokraten eine neue Regierung zu bilden (S. 1015). Damit zeichnete sich das Ende einer 17jährigen Oppositionsrolle der Partei ab, die nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Anspruch angetreten war, die Führung der Zweiten Republik zu übernehmen, jedoch die bittere Erfahrung der überaus harten Bonner Oppositionsbänke machen mußte.

Der Weg in die Regierungsverantwortung aus dem Blickwinkel der Fraktion wird in den letzten beiden Halbbänden dokumentiert, die die Veröffentlichung der Sitzungprotokolle der SPD-Fraktion von 1949 bis 1966 beschließen. Inhalt der von Heinrich Potthoff umfassend eingeleiteten und sorgfältig annotierten Edition sind die ausführlichen 167 Fraktionsprotokolle von 1961 bis 1966, 123 der vierten und die ersten 44 der 5. Legislaturperiode bis zur Bildung der Großen Koalition im Dezember 1966.

Diese Jahre waren von hoher personeller Fluktuation in der Fraktionsspitze gekennzeichnet: Von 1961 bis 1966 gelangten immerhin elf Abgeordnete neu in den Fraktionsvorstand. Der Tod des langjährigen Fraktions- und Parteivorsitzenden Erich Ollenhauer im Dezember 1963 zog eine personelle Neustrukturierung dieses Gremiums nach sich, das allerdings nur begrenzte Möglichkeiten besaß, Meinung und Entscheidung der SPD-Bundestagsvertretung zu präjudizieren. So scheiterte der Vorstand im Dezember 1961 mit der vorgeschlagenen Erhöhung der Zahl der Vorstandsmitglieder von sechzehn auf zwanzig an der Fraktionsmehrheit.

Auch die überwältigenden Vertrauensbeweise bei der Wahl des Fraktionsvorsitzenden waren mehr Ausdruck eines tradierten Verständnisses von Solidarität innerhalb der Partei als von einer unangefochtenen Position der Person Ollenhauers. Das schon unter seiner Leitung sichtbar gewordene Führungsproblem der Partei – schließlich hatte man 1961 Brandt auf den Kandidatenschild für den Bundeskanzlerposten gehoben – setzte sich unter seinem Nachfolger Fritz Erler, der die Fraktion kraft seiner allgemein anerkannten Kompetenz „mit langer Leine führen" konnte (S. XCV), fort. Es wuchs zu einer Rivalität zwischen dem neuen Fraktionsvorsitzenden und dem nicht dem Bonner Parlament angehörenden, aber aufgrund eines Beschlusses der Fraktion zu den Sitzungen der Fraktion und deren Vorstand zugelassenen Kanzlerkandidaten Brandt, die beide als Anwärter auf die Führung der Partei galten. Mit dem Tod Erlers 1967 war die Entscheidung gefallen.

Die ausführliche Einleitung enthält biographische Angaben und organisatorische Details wie die

Zusammensetzung der Arbeitskreise der Fraktion und eine ausführliche Schilderung der finanziellen und personellen Rahmenbedingungen. Potthoff stellt einleitend heraus, daß im Machtgeflecht der Partei die 1961 auf 203 und schließlich 1965 auf 217 Abgeordnete angewachsene Fraktion ein größeres Gewicht besaß, als von der zeitgenössischen Öffentlichkeit und nachfolgend der historischen Forschung wahrgenommen wurde. Mit neuen Köpfen wie den selbstbewußten und durchsetzungsfähigen Helmut Schmidt und Karl Schiller, die seit 1965 der Fraktionsspitze angehörten, gewann die parlamentarische Vertretung ein im Vergleich zur Geschichte der Partei überaus hohes Maß an Eigenständigkeit und Gestaltungskraft. Zwar wurde in der Deutschlandpolitik die Fraktion erst dann einbezogen, als die Weichen bereits gestellt waren, nachdem sie von Brandt entwickelt und von Wehner auf der Parteivorstandsschiene durch den Vorschlag eines Redneraustausches mit der SED vorangetrieben worden war. Doch die Entscheidung über die Koalition 1966 fällte eben nicht der Parteitag, sondern die Bundestagsequipe. Das war die logische Folge einer gewachsenen Bedeutung der Fraktion, die schon in der Spiegel-Affäre und den nachfolgenden Koalitionssondierungen zutage getreten war.

Die Sitzungen der Fraktion hinter verschlossenen Türen waren Diskussionsforum und Platz des Ringens um Positionen zu den Sachfragen; die gerade in den zentralen Handlungsfeldern ausführlich gehaltenen Protokolle spiegeln die innerparteilichen Auseinandersetzungen um die einzelnen Themen wider. Wo die Protokolle, wie etwa bei einigen Gesetzesentwürfen, dürftiger ausfallen und nur wenig aussagekräftig sind, hilft die Annotation durch das Dickicht der oft komplexen Materie. Das macht die Edition zu einer Fundgrube für die Historiker der jüngeren deutschen Geschichte. Eines der Schwerpunktthemen bildete die immer wiederkehrende Notstandsgesetzgebung, die einen breiten Raum in der Edition einnimmt. Die Fraktion vollführte hier einen „Drahtseilakt" (S. CXX), indem sie trotz der Widerstände in der Partei nicht den bequemen Weg der Blockade beschritt, sondern den weitaus dornenreicheren der konstruktiven Mitarbeit wählte.

Diese Politik kennzeichnete die Zielprojektion der Fraktion, die manchem Zeitgenossen als Verzicht auf Opposition erschien, als eine Umarmungsstrategie der CDU gegenüber von einer als zu zahm und schlapp bezeichneten SPD. Dieses Bild wird durch Edition und Einleitung korrigiert, verkannte ein solches Pauschalurteil doch zum einen die Möglichkeiten der Opposition und zum anderen die Verfassungswirklichkeit. Nicht die klassische Gewaltenteilung, deren Ideal die Kontrolle der Exekutive durch die Legislative war, prägte den Parlamentarismus der Bundesrepublik, sondern eine weitgehende Kongruenz von Regierung und der sie tragenden Parlamentsmehrheit, was die Opposition zum eigentlichen Kontrolleur der Regierung machte. Diese Wächterrolle adäquat auszufüllen wurde einerseits durch die strukturelle Benachteiligung der Minderheit im Bonner Parlament und andererseits durch die geringen Chancen auf wirksame Vertretung der eigenen Position in der Öffentlichkeit erschwert.

Gleichwohl betrieb die Fraktion, die von der durch Abnutzungserscheinungen geschwächten Regierung oft schlecht, zu spät oder gar nicht informiert wurde, eine verantwortungsvolle und effektive Opposition. Auf das bis Anfang der 60er Jahre vorherrschende Prinzip, durch Gesetzentwürfe parlamentarische Aktivität zu demonstrieren, verzichtete man ob der Fruchtlosigkeit solcher Initiativen zugunsten der Strategie, die Regierung durch Anträge zu drängen und aus der Defensive zu locken. Dabei nutzte man günstige Konstellationen im Regierungsbündnis, im besten Fall Uneinigkeit in den Koalitionsparteien, für die eigene Politik, wie etwa auf außenpolitischem Feld, als die SPD den atlantischen Kurs von Außenminister Schröder – Ausbau der europäischen Institutionen, Integration der Briten und Verbindung mit den Vereinigten Staaten zu einer atlantischen Gemeinschaft – gegen die Opponenten aus dem eigenen Regierungslager („Gaullisten") stützte.

Das Bemühen um konstruktive Mitgestaltung stellte die Fraktion auch in anderen Feldern unter Beweis. Sie entwickelte Alternativen dort, wo die Regierung Angriffsflächen bot wie in der Finanzpolitik, die allgemeinhin als der Schwachpunkt der SPD galt (und wohl auch heute noch gilt). Dem „Chefökonomen" Karl Schiller gelang es im Verein mit dem „Promoter solider Finanzpolitik" Alex Möller, ein überzeugendes Wirtschafts- und Finanzkonzept zu entwickeln, das der Partei auf dem ureigenen Terrain von Bundeskanzler Erhard, der immer noch den Nimbus „Vater des Wirtschaftswunders" besaß, Profil und Ansehen einbrachte. Diese Politik war schließlich Wegmarke in die Regierungsverantwortung 1966.

„Wenn wir uns bewähren", gab Alex Möller auf der entscheidenden zehnstündigen Fraktionssitzung Ende November 1966, als man sich für die große Lösung entschied, seiner Hoffnung Ausdruck, „so werden uns die Wähler das auch 1969

honorieren" (S. 1045). Die Geschichte gab dem Finanzexperten recht: die SPD avancierte vom Juniorpartner in der Großen Koalition zum Seniorchef des sozial-liberalen Bündnisses 1969.

Walter Mühlhausen

SCHMIDT-SOLTAU, Kai: **Eine Welt zu gewinnen! Die antikoloniale Strategie-Debatte in der Kommunistischen Internationale zwischen 1917 und 1929 unter besonderer Berücksichtigung der Theorien von Manabendra Nath Roy** (= Pahl-Rugenstein Hochschulschriften, Bd. 285). – Bonn: Pahl-Rugenstein Nachf. 1994. 164 S.

„Die tiefe Heuchelei der bürgerlichen Zivilisation und die von ihr nicht zu trennende Barbarei liegen unverschleiert vor unseren Augen, sobald wir den Blick von ihrer Heimat, in der sie unter respektablen Formen auftreten, nach den Kolonien wenden, wo sie sich in ihrer ganzen Nacktheit zeigen" (K. Marx, MEW, Bd. 9, S. 225). So zitiert Kai Schmidt-Soltau am Anfang seines Buches über die antikoloniale Strategiedebatte der Kommunistischen Internationale (KI) zwischen 1917 und 1929. Beleuchtet werden darin insbesondere die Theorien des indischen Kommunisten Manabendra Nath Roy zur Strategie im Kampf gegen den Imperialismus.

„Eine Welt zu gewinnen!" war 1993 als Magisterarbeit an der Universität Münster im Fachbereich Soziologie entstanden und auch erfreulicherweise solchermaßen bereits in der IWK angezeigt. Das in sich stimmige Buch gliedert sich in drei Hauptteile. Im ersten geht es um die theoretischen Grundlagen der internationalen Arbeiterbewegung, die später die KI prägen sollten. Im darauffolgenden Teil wird die sich entwickelnde antiimperialistische Strategie innerhalb der KI dargestellt, um dann im dritten Teil über die Umsetzung dieser Strategie zu berichten.

Auf dem 6. Kongreß der Zweiten Internationale konstatierte H. van Kol, man werde, um „die neuen Bedürfnisse der Arbeiterklasse" befriedigen zu können, auch „nach dem Sieg der Arbeiterklasse" und unter einer „sozialistischen Ordnung der Zukunft" koloniale Besitzungen benötigen. 1907 in Stuttgart meinte man darüber hinaus, die Kolonialpolitik zivilisatorisch nützen zu können. Aber es gab auch andere Positionen, und Schmidt-Soltau weist nach, daß die Internationale, obwohl sie nach außen hin „geschlossen auftreten wollte, [...] sie in ihrem Innern schon tief gespalten war" (S. 15).

Breiten Raum nimmt im ersten der drei Hauptabschnitte die Erörterung des Imperialismus im Werk von W. I. Lenin ein. So werden die fünf Leninschen Charakteristika des Imperialismus: Konzentration der Produktion und des Kapitals (→ Monopole), Verschmelzung des Bankkapitals mit dem Industriekapital (→ Finanzoligarchie), Bedeutung des Kapitalexports, internationale monopolistische Kapitalistenverbände und schließlich die Beendigung der territorialen Aufteilung der Erde unter die kapitalistischen Großmächte wiedergegeben. Für die Debatte erlangte besonders die Definition der „Arbeiteraristokratie" von Lenin Bedeutung (siehe LW, Bd. 22, S. 288).

Entscheidend für den Hintergrund der damaligen ideologischen Auseinandersetzung war die feste Hoffnung der russischen Revolutionäre, daß nach dem Funken der Oktoberrevolution sich bald ganz Europa erheben würde. Lenin baute gerade auf das Proletariat der entwickelten Länder. Die Befreiung der Kolonien hielt man damals nur im Zusammenhang mit der Befreiung der Metropolen für möglich. So war es auch im von Trotzki verfaßten Manifest der KI niedergelegt.

Ab 1919 wendete sich das Blatt. Jetzt hatte Lenin eine neue Strategie entwickelt, die er zuerst auf dem 2. Kongreß der Kommunistischen Organisationen der Völker des Ostens unterbreitete. Nun galt als notwendige Bedingung für den Sieg der Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Metropolen „die Hilfe der werktätigen Massen aller unterdrückten Kolonialvölker" (LW, Bd. 30, S. 147).

Dies war der Zeitpunkt, zu dem M. N. Roy ins Rampenlicht trat. Gerade erst aus Deutschland in die Sowjetunion gekommen, diskutierte er mit Lenin die Rolle der nationalistischen Bourgeoisie in den Ländern des Trikonts (S. 64). Obwohl oder gerade weil Lenin hier Differenzen mit ihm hatte, beauftragte er diesen, Ergänzungsthesen zur nationalen und kolonialen Frage auszuarbeiten.

In seinen Thesen beschrieb Roy die Auswirkungen, die die enormen Gewinne aus den Kolonien in den Industrienationen hatten. "By exploiting the masses in the colonies, European imperialism will be in a position to give concession after concession to the proletariat at home" (S. 66). Daraus ergab sich die Frage, wer denn nun die Revolution in Gang setzen solle. Roy dachte dabei weder an das Proletariat in den kapitalistischen Zentren noch an die nationalrevolutionären Bewegungen innerhalb der Kolonialländer. Seine Hoffnungsträger waren die Bauern der Kolonialländer, die sich von den

nationalen Führern abwenden und eigenständige und revolutionäre Aktionen durchführen sollten. Zwar stimmte er darin überein, daß die Länder des Trikonts nicht direkt zum Kommunismus kommen könnten, aber er lehnte die These ab, wonach alle Gesellschaften auf dem Weg zu diesem Ziel durch eine Phase der bürgerlichen Demokratie müßten. Diese Position nahm schließlich auch Lenin an.

Der 4. Kongreß der Dritten Internationale schloß sich Roys Beschreibung der Gesellschaften Asiens an, und zu Beginn des 5. Kongresses, der vom Tode Lenins überschattet wurde, ehrte man ihn mit Auszeichnungen. Während des Kongresses bezog Roy Position gegen das Exekutivkomitee und den Sowjetrussen Manuilski, der von einem gewaltigen „Anwachsen der nationalen und revolutionären Bewegung in den Kolonien" (S. 117) sprach. In bezug auf Indien versuchte Roy daraufhin darzulegen, daß es falsch sei, mit der nationalen Bourgeoise zusammenzuarbeiten. Diese sei schon längst ins Lager des Imperialismus übergewechselt. Und mit Blick auf Ägypten zeigte er auf, was bei solch einer Strategie drohte, nämlich Verhaftung und Gefängnis durch die nationale Bourgeoise. In dieser Auseinandersetzung trugen die Gegner Roys den Sieg davon, und so wurden alle Sektionen der KI gezwungen, mit den nationalrevolutionären Bewegungen ihrer Länder zusammenzuarbeiten.

Auf dem 6. Kongreß der KI versuchte der Finne Otto Kuusinen, eine einheitliche Revolutionstheorie für die Länder des Trikonts nach der gescheiterten chinesischen Revolution zu entwerfen. Bezüglich der Guomindang wurde nun der Nationalreformismus, der immer und überall „gegen das Proletariat gerichtet" (S. 135) sei, verurteilt. Daher sei nun die Aufgabe, die Massen aus dem Schlepptau der Nationalreformisten zu lösen. Kuusinen wandte sich gegen den Vorschlag Roys, kommunistische Vorfeldorganisationen zu benützen, um die Masse der nichtpolitisierten Arbeiter und Bauern in die revolutionäre Bewegung einzugliedern.

Kann man also von einem Erfolg Roys reden, dessen Thesen sich nun endgültig durchsetzten? Kai Schmidt-Soltau verneint dies zu Recht. Zwar seien die Thesen Kuusinens von 1928 „fast identisch", aber da sich die Außenbedingungen verändert hatten und Roy undogmatisch eingestellt war, konnte der Roy von 1928 mit dem von 1920 bekämpft werden. Roys steile Kariere seit dem V. Weltkongreß hatte ihr Ende gefunden. Im Dezember des gleichen Jahres wurde M. N. Roy als „Brandlerianer" aus der KI ausgeschlossen.

Leider berichtet Schmidt-Soltau, der sich zu Beginn des Buches kritisch mit dem Begriff „Stalinismus" auseinandersetzt, in diesem Abschnitt in der üblichen subjektivistischen Weise. So führt er zwar Overstreet und Windmiller (1959) an, um auf den kühlen Empfang nach Roys Chinaaufenthalt hinzuweisen und seinen nominell höheren Rang als Stalin. Dieser habe sich jeder Diskussion mit Roy verweigert. Daß die beiden Amerikaner aber an eben derselben Stelle auch berichten, Roy hätte sich entschlossen, Stalin und dessen Politik zu unterstützen, wird bei ihm zu: „Roy erkannte erst jetzt sehr langsam, daß seine Analysen sowie seine politischen Positionen unter den neuen Verhältnissen 1927/28 nicht mehr erwünscht waren." So wird ganz unscheinbar aus dem Akteur ein Opfer.

Daß dieser dritte Abschnitt mit „... zur konkreten politischen Arbeit" überschrieben ist, erscheint etwas irreführend, bleibt aber durchaus im traditionellen Geschichtsverständnis „der Linken", daß Kongresse und Debatten mit konkreter politischer Arbeit gleichzusetzen sind. Daß mit diesem Band der Hochschulschriften ein Thema angegangen wird, über welches in Deutschland nur seltenst zu lesen ist, ehrt Autor und Verlag. Schön wäre es gewesen, wenn man das Literaturverzeichnis am Ende des Buches etwas lesefreundlicher gestaltet hätte.

Schmidt-Soltau wollte verdeutlichen, „daß die Unabhängigkeit der Staaten des Trikonts heute nötiger ist als je zuvor [...]" und eine Beschäftigung mit Strategien, welche „die Abschaffung des Kolonialismus zum Ziel hatten", Sinn macht (S. 10 und S. 9). So schaltet sich der Autor immer wieder in das historische Geschehen ein und kommentiert mit Bezug auf „das Heute". Dies verleiht dem Buch einen äußerst engagierten Charakter. Wohl ist eine solche Herangehensweise nicht gerade üblich, und manchmal wäre eine klarere Trennung wünschenswert, dafür hebt sich die Publikation umso positiver von den „L'art-pour-l'art"-Beiträgen ab, die wir so oft lesen müssen und die so geschrieben sind, als könnten oder sollten wir nicht aus der Geschichte lernen.

Carsten Krinn

DUDA, Gerhard: **Jenö Varga und die Geschichte des Instituts für Weltwirtschaft und Weltpolitik in Moskau 1921–1970. Zu den Möglichkeiten und Grenzen wissenschaftlicher Auslandsanalyse in der Sowjetunion.** Im Anhang: **Jenö Varga – Unveröffentlichtes Manuskript.** – Berlin: Akademie Verlag 1994. 451 S.

An émigré in the Soviet Union from 1920, after the overthrow of the Hungarian Soviet Republic in which he chaired the "Economic Council," Varga might be described as "the Great Survivor". Initially associated with what became the "Left Opposition," he became affiliated with the "Right" identified with Bukharin; a position he'd abandoned by 1928 when Stalin moved to implement the essence of the economic policy proposed by the defeated "Left Opposition." Varga survived the purges of the 1930s, to which numerous émigrés fell victim; including members of the "think tank" – the Institute of World Economy and World Politics – he headed from 1928 to 1947. He also outlived his dismissal from the latter post and the paranoia evident in the dictator's dotage, which was particularly infused by anti-Semitism.

Trotsky likened Varga to Polonius in Shakespeare's *Hamlet:* an apparatchik ever ready to provide his master with a rationalization for whatever action he wished to pursue. Duda considers this judgement too harsh. However, he provides little evidence to support a contrary opinion (other than a letter of intercession to Stalin in early 1938 on behalf of émigrés, to which there was no response). It is questionable whether Duda adds anything of significance to our understanding of Varga, and of the institution he headed for so long, to that provided in particular in the articles by L. M. Tikos in the 1960s and Richard Day's *The "Crisis" and the "Crash": Soviet Studies of the West 1917–1939* (1981). He has interviewed Varga's daughter and some surviving colleagues at the Institute. However, the outcome does not substantially challenge the established view of the subject.

As an "economist" Varga made no significant contribution to the development of the discipline. Duda disagrees with Day's intimation that he was a forerunner of Keynes in advancing the possibility of state intervention in capitalist economies to counter the impact of trade cycles. The gist of Varga's ideas, as Duda points out, were derived from Rosa Luxemburg, with a slight admixture of Hilferding – all suitably disguised. For a time from 1928 he was known for "Varga's law": to the effect that with rationalization, and the resulting productivity gains, capitalist economies would experience an enduring crisis of mass unemployment. The Wall Street Crash of late 1929 and the ensuing "Great Depression" accorded him the status of an oracle. In the process he missed the fundamental transition in capitalist economies that the "crisis" of the 1930s epitomized and accelerated – which is evident with the benefit of hindsight – from a manufacturing to a services basis: derived in part from a rapid increase in productivity in the secondary sector.

Varga is not only a very minor figure in the history of economic thought. He contributed in the 1920s to the elimination of Kondratieff; whose insights into cyclical workings of the capitalist system were later to be rediscovered in the "West." In a 1925 article attacking "bourgeois" trade cycle theorists, Varga announced that: "Whoever maintains that he views the world from a 'pure economic' perspective is pursuing politics in reality and serves the interests of the bourgeoisie." In a sense he both avoided and epitomized that "error." His political nous – even ability to foresee – the policy somersaults of the "Great Leader", and ability to provide rationalizations for them, contributed to his survival. At the same time, Varga's evident lack of any political ambition, reinforced by the very tenuous relations he established with the factions in the great debates of the 1920s, indicated clearly that he posed no political threat to Stalin. This was arguably enough to ensure that he survived. One result was the emasculation, in the Soviet Union at least, of a Marxist tradition of scholarship that had provided insights into the nature and workings of an evolving capitalist system.

This all may sound unfair to Varga. Opportunists abound in universities in the West, where the consequences of dissent are not potentially fatal. He remained sufficient of an internationalist not to accept totally the nationalist orientation that clearly emerged after the Nazi invasion of the Soviet Union and to insist on continuing to distinguish between the Hitler regime and the German working class. This was too sow the seeds of the abolition of his position and his institute in 1947. Nevertheless, although Duda's scholarship is impeccable and the subject merits attention in the context of the history of the former Soviet Union, it remains questionable whether Varga was ever more than a Stalinist apparatchik and contributed anything positive to Marxist thought.

John Perkins

FICHTER, Tilman: **Die SPD und die Nation. Vier sozialdemokratische Generationen zwischen nationaler Selbstbestimmung und Zweistaatlichkeit.** – Berlin und Frankfurt a. M.: Ullstein Verlag 1993. 320 S.

In ihrer ganzen Geschichte ist es der SPD schwergefallen, eine realistische Einstellung zur Frage der deutschen Nation zu beziehen. Das lag an ihrer internationalen Grundhaltung, an ihrer Opposition zum deutsch-französischen Krieg von 1870, an ihrer Opposition zur Bismarckschen Form der Reichsgründung, an ihrer Kennzeichnung als „vaterlandslose Gesellen" durch den Kaiser, an ihrer offiziellen Verfemung. Und doch lehnte sie die Vaterlandsverteidigung nie ab und zog unter dieser Parole 1914 in den Krieg, den sie offiziell bis zum bitteren Ende mittrug. Was Tilman Fichter, Referent für Schulung und Bildung beim Parteivorstand der SPD, untersucht, ist die Haltung von vier Generationen sozialdemokratischer Führer – der Weimarer Restelite, der Generation des Zweiten Weltkrieges, der HJ-Generation und der „Enkel" von heute – im Tageskampf der Nachkriegsjahre zum Problem der Nation: ein Buch, geschrieben „für meine jungen sozialdemokratischen Genossinnen und Genossen, die heute oft kein Verhältnis zu den Begriffen ‚Nation' und ‚Deutschland' mehr haben".

Fichter setzt sich ein für „sozialdemokratischen Patriotismus", die SPD müsse wieder die „Partei der sozialen und nationalen Einheit" werden; Kurt Schumacher habe die SPD als „militante Partei" mit einer „starken nationalen Komponente" wiedergegründet, aber Erich Ollenhauer sei kaum mehr als ein parteitreuer Bürokrat und braver Funktionär gewesen, und die alten Funktionäre aus der Zeit von vor 1933 hätten zunächst das Rückgrat der Partei gebildet. Willy Brandt andererseits sei ein „realistischer Visionär" gewesen, „die große historische Gegenfigur" zu Adenauer und Ulbricht, ein „selbstbewußter Demokrat, [...] der vor der Geschichte der europäischen Arbeiterbewegung Bestand haben wird" (S. 61, S. 160). Das bedeutet, daß es der SPD heute an einer solchen Führung fehlt. Aber kann man es ihr wirklich vorwerfen, daß sie seit dem frühen Tod von Fritz Erler und dem von Willy Brandt keine bedeutenden Führer mehr gehabt hat? Kann man die „Enkel" dafür verantwortlich machen?

Sicher, die SPD hätte in der Deutschlandfrage wie in vielem anderen mehr Vorschläge machen und sich stärker profilieren können, während sie faktisch oft Helmut Kohl die Initiative überließ, vor allem während der entscheidenden Monate von 1989 bis 1990.

Fichters Buch liest sich oft wie eine kurzgefaßte Geschichte der Bundesrepublik und enthält vieles, was mit dem Thema „Nation" wenig zu tun hat, so Absätze über den „Jugendkonflikt" zwischen der Berliner SAJ und der Parteileitung von 1933, über Rudi Dutschke und die Wahlergebnisse der vielen Wahlen zum Bundestag. Was Fichter offensichtlich bedauert, ist der Bruch der SPD mit dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund nach dem Godesberger Programmparteitag, aber viele seiner Mitglieder haben ja später (wie auch er selbst) ihre Nische in der Partei gefunden. „Diese antiautoritäre Revolte hat die politische Struktur in der Bundesrepublik nachhaltig geprägt" (S. 81), was mir überspitzt zu sein scheint. Im einzelnen betont Fichter die wechselnden Einstellungen der SPD zu Wiederbewaffnung, Nato, der DDR und der deutschen Einheit sowie den „überragenden Stellenwert" des Bedürfnisses nach Sicherheit und der Ablehnung jedes Risikos seitens der großen Mehrheit der Westdeutschen: ein Faktor, dem die SPD Rechnung tragen mußte. Im Anhang finden sich eine Reihe wichtiger Dokumente, so ein Gespräch mit Dieter Klein und Michael Brie: „Das Scheitern des humanistischen Sozialismus" (S. 267 ff.). Das Buch regt zum Nachdenken an, gerade in einer Zeit, in der in Deutschland so viel über das ambivalente Verhältnis der Deutschen zur Nation diskutiert wird; aber wird es der SPD helfen, ihre Misere zu überwinden?

Francis L. Carsten

HORNSTEIN, David P.: **Arthur Ewert. A Life for the Comintern.** – Lanham, New York und London: University Press of the America 1993. XI, 315 S.

Arthur Ewert war in der Weimarer KPD sicher nicht die ganz herausragende Persönlichkeit. Das lag aber vielleicht weniger an mangelnden Führungsqualitäten als an den fraktionellen Verwicklungen, aufgrund deren er mehrfach seine Leitungspositionen verlor und schließlich in die Komintern abgeschoben wurde, so daß sich sein Name in der internationalen Geschichtsschreibung des Kommunismus eher noch mit diesem Wirken verbindet.

Ewert, 1890 in Ostpreußen geboren und dann in Berlin zur sozialistischen Jugendbewegung gestoßen, hatte allerdings seine erste politische Führungsposition außerhalb Deutschlands bekleidet.

Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs nach Kanada ausgewandert, war er dort in der 1915 gegründeten Socialist Party of North America aktiv, die dann den Grundstock für die KP Kanadas lieferte. Von dort 1919 nach Deutschland ausgewiesen, stieg er sehr schnell in der KPD auf und wurde 1923 Mitglied der Zentrale. Ursprünglich Anhänger der Linken und damit Gegner der rechten Brandler-Thalheimer-Führung, war er im Sommer des Jahres Mitbegründer der „Mittelgruppe", die nach dem Führungswechsel im Gefolge des gescheiterten „deutschen Oktober" auch im Widerspruch zur „ultralinken" Fischer-Maslow-Mehrheit stand. Sie hatte jedoch das Vertrauen der Komintern, was Ewert dann nach dem Sturz Fischer-Maslows in den Jahren zwischen 1925 und 1927 vorübergehend neben Thälmann zum wichtigsten Parteiführer machte. Aus der Mittelgruppe bildeten sich die sog. Versöhnler, als deren Sprecher er neben Ernst Meyer galt und die in Moskau auf Bucharin bauen konnten. Die ultralinke Wendung Stalins ab Sommer 1928 führte dann auch zu seiner Entfernung aus der KPD, nachdem der Versuch, in der sog. Wittorf-Affäre Stalins Verbündeten Thälmann als KPD-Führer zu stürzen, gescheitert war. Ewert kapitulierte, wurde zur Kominternarbeit versetzt und gab eine öffentliche Selbstkritik ab. Kurzfristig mit der KPUSA befaßt, war es dann Lateinamerika, was ihn hauptsächlich beschäftigen sollte. Um 1931 war er u. a. von Montivedeo aus an der Gewinnung des Brasilianers Prestes für die Komintern beteiligt. Dieser war in den 20er Jahren als Anführer einer Offiziersrevolte bekanntgeworden. Von 1932 bis 1934 auf einer Zwischenstation in Shanghai, ging Ewert dann erneut nach Lateinamerika, diesmal im Zusammenhang mit dem Versuch der brasilianischen KP, nun unter Führung von Prestes in dem Land einen kommunistischen Aufstand durchzuführen, der allerdings im folgenden Jahr ziemlich schnell scheiterte. Die Polizei verhaftete Ewert; nach brutaler Folter verlor er schließlich den Verstand. Während seine Frau, die ihn bei seiner Mission unterstützt hatte und mit ihm verhaftet worden war, an Nazideutschland ausgeliefert wurde und in einem KZ umkam – ähnlich wie eine weitere deutsche Kominternvertreterin, Olga Benario, die in Brasilien Prestes Lebensgefährtin geworden war und ebenfalls nach der Auslieferung im KZ starb –, blieb er in Haft und wurde dann 1947 nach Deutschland ausgewiesen, wo er in der DDR die Jahre bis zu seinem Lebensende 1959 in geistiger Umnachtung in einem Sanatorium verbrachte.

David Hornstein – über den Autor erfährt man leider nichts, auch nicht, ob diese Arbeit eventuell in einem akademischen Zusammenhang, etwa als Dissertation, entstanden ist – hat hier nun zum ersten Mal eine Biographie Ewerts vorgelegt, die ihren Anstoß offensichtlich in dessen internationalen Aktivitäten nach 1929 (wozu auch der ganze Komplex der sowjetischen Spionage in jenen Jahren gehört, der Hornstein offensichtlich fasziniert) gefunden hat. Deren Darstellung macht auch fast zwei Drittel des Buchs aus. Es ist, um es gleich vorweg zu sagen, leider eher enttäuschend. Fast ausschließlich beruht es auf englischsprachigem Material; deutsche Quellen und Literatur – z. B. zur KPD, aber auch die Kominternprotokolle – wurden nicht herangezogen, was den entsprechenden Abschnitt zu seiner KPD-Zeit auch ziemlich blaß erscheinen läßt (der dafür mit langen Exkursen zu einzelnen Kominternvertretern aufgefüllt wurde). Auch gibt es keinen Anmerkungsapparat, so daß man nur vermuten kann, auf welche Quellen er sicht stützt, worauf eine der reichlich aufgestellten Hypothesen beruht usw.

Überhaupt scheint es das Hauptproblem des Autors zu sein, daß er zu vielen Spekulationen neigt. So sei z. B. „presumably" Ewert (mit seiner Frau) vor dem Ersten Weltkrieg von der SPD-Linken, die gezielt international Emissäre verschickt habe, nach Kanada entsandt worden. Auch häufen sich ärgerliche Ungenauigkeiten. So etwa waren gegen die Vereinigung mit der KPD nun wahrlich mehr als nur „some members" in der USPD, die Angaben zu Sneevliets Verhältnis zur Komintern, abgesehen davon, daß er wirklich keine besonderen Verbindungen zu Ewert hatte, sind unpräzise oder gar falsch, Gerhart Eisler, der Redner bei Ewerts Beisetzung und ehemalige Fraktionsgefährte in der KPD, war nun nicht Kulturminister der DDR usw., um nur drei Punkte aufzuführen.

Dies soll aber nicht heißen, daß alles an seiner Darstellung unrichtig ist. Dort, wo der Autor besonders zwei im Zusammenhang mit Ewert sehr wichtige Archivbestände ausgewertet hat, finden sich durchaus informative Abschnitte: Zum einen handelt es sich um die Akten der Shanghai Municipal Police, also der Polizei der in jenen Jahren in der Stadt bestehenden internationalen Zone, die besonders energisch die Kommunisten und nicht zuletzt die zahlreichen Vertreter der Kommunistischen Internationale überwachte und verfolgte. Zum anderen sind es die Berichte, die die amerikanische Botschaft in Brasilien nach der Niederschlagung des Aufstandsversuchs z. T. aufgrund eigener Befragung der Verhafteten, darunter

auch Ewert, nach Washington sandte. Ergänzendes fand der Autor dann in weiteren amerikanischen Archiven, z. B. des FBI, wo den US-amerikanischen Verbindungen dieser Lateinamerikaaktivitäten nachgegangen wurde.
So interessant das auch ist, so soll man aber nicht vergessen, daß die „eigentlichen" Informationen dazu im Archiv der Komintern in Moskau vorhanden sind. Was man dort gerade auch zu Ewert im Zusammenhang mit seinem Vorgehen in Lateinamerika finden kann, ist schon fast zur selben Zeit in zwei anderen Publikationen gezeigt worden (vgl. William Waack, „Die vergessene Revolution. Olga Benario und die deutsche Revolte in Rio", Berlin 1994; Jürgen Mothes, „Briefe aus Montevideo – Arthur Ewert und die Wandlung von Luis Carlos Prestes zum Kommunisten", in: „Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung", 1994, S. 225–253). Doch solange sich keiner der Aufgabe unterzieht, dies auch für Ewerts vorhergehenden Lebensweg zu tun, wird man wohl auf Hornsteins Biographie zurückkommen, doch kann man das eben nur mit Vorsicht und eingeschränktem Nutzen tun.

Reiner Tosstorff

WESTPHAL, Heinz: **Jugend braucht Demokratie, Demokratie braucht Jugend. Mein jugendpolitisches Engagement 1945–1974. Erinnerungen.** Hrsg. von Roland Gröschel. – Rostock: Verlag Jugend und Geschichte 1994. 344 S.

Heinz Westphal gehört nicht zu denen, die lange überlegen müssen, ob das Kriegsende als Niederlage oder Befreiung gewertet werden muß. In einem antifaschistischen, sozialdemokratischen Elternhaus aufgewachsen, hatte er das Glück, sich unmittelbar nach der Rückkehr aus dem Krieg 1945 beim Aufbau einer sozialdemokratischen Jugendbewegung in Berlin engagieren zu können. Vorprägung im Elternhaus und eigene Erkenntnis gaben seinen Aktivitäten eine klare Richtschnur. Die gesellschaftspolitische Antwort auf diese Zeit und diese Situation mußte demokratisch-sozialistisch sein.
Es ist spannend zu lesen, wie der Autor den Beginn seines jugendpolitischen Engagements (1945) und den Aufbau des sozialdemokratischen Jugendverbandes (1945–1950) in Berlin beschreibt. Überall bestand in der deutschen Sozialdemokratie nach 1945 die Hoffnung, daß die Spaltung der Arbeiterbewegung in zwei Parteien – SPD und KPD – überwunden werden würde. Doch der Konflikt zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten war auch in der Jugendarbeit von Anfang an gegeben. Heinz Westphal beschreibt den Beginn der neuen Zeit auch als einen Desillusionierungsprozeß über die Möglichkeiten, eine von Kommunisten und Sozialdemokraten gemeinsam getragene Jugendarbeit zu gestalten. Die Vorbesprechung zur Gründung der FDJ (Februar 1946) verließ Heinz Westphal jedenfalls, weil er die von den Kommunisten geforderte Einheitspartei und die Einheitsjugendorganisation nicht wollte und für die Erhaltung einer unabhängigen Sozialdemokratie war.
Es können hier nicht alle Schritte, Stufen und Entwicklungen der Arbeit von Heinz Westphal mit der und für die Jugend in Berlin aufgelistet werden, doch sollten noch die „Falkenprozesse" in Ostberlin (1945) erwähnt werden, in deren Verlauf Heinz Westphal selbst verhaftet wurde. Es war nur folgerichtig, daß man in einer Helfer- und Funktionärskonferenz der Falken dann beschloß, die Arbeit mit Kindern im Ostsektor einzustellen, um jede Gefährdung auszuschließen.
In dem Kapitel „In Verantwortung für den sozialistischen Jugendverband (1950–1957)" steht nun nicht mehr ausschließlich Berlin im Mittelpunkt; der Blick richtet sich auf den gesamten Sozialistischen Jugendverband, auf dessen Organisation, Programmatik und Aktivitäten sowie auf dessen Verhältnis zur SPD und auf dessen internationale Kontakte. In diese Zeit fiel auch die Entscheidung für die Wiederaufrüstung. Man kann sich denken, daß es in der „Sozialistischen Jugend Deutschlands – Die Falken", die – wie Westphal auch – gegen diese Remilitarisierung gekämpft hatte, zu einem langandauernden innerverbandlichen Konflikt über eine angemessene Antwort auf diese Entscheidung kam. Die Diskussion um das „Ob" eines Wehrbeitrages weiterzuführen, als Regierung und Parlament längst dabei waren, das „Wie" zu erörtern und zu gestalten, war aus Sicht Heinz Westphals der Rolle eines politischen Jugendverbandes nicht angemessen.
Heinz Westphal kommt zu dem Ergebnis, daß die Aufbauzeit des Sozialistischen Jugendverbandes nach dem Zweiten Weltkrieg – 1945 bis 1957 – durchaus erfolgreich war und auch den Vergleich mit der wesentlich von seinem Vater Max Westphal geprägten Sozialistischen Arbeiterjugend der Weimarer Zeit nicht zu scheuen braucht. Aber er sieht auch, daß die Erfolge bei der Durchsetzung jugendpolitischer Forderungen angesichts der Restauration der Adenauerzeit äußerst gering waren.

In einem weiteren Kapitel stellt Westphal seine Mitarbeit im Deutschen Bundesjugendring, der Dachorganisation der demokratischen Jugendverbände, im Zeitraum von 1949 bis 1965 dar. Acht Jahre lang, von 1958 bis 1965, wird Heinz Westphal auch der Hauptgeschäftsführer dieses Verbandes sein, den er 1949 mitbegründet hatte. Das Tätigkeitsspektrum verändert sich: Standen früher die Interessenwahrnehmungen für die Sozialistische Jugend im Vordergrund, so galt es jetzt, Managergaufgaben für die Mitgliedsverbände und eine Lobbyfunktion im jugendpolitischen Feld wahrzunehmen sowie in internationalen Zusammenhängen tätig zu werden. Wie ernst 1959 der Hauptgeschäftsführer des Bundesjugendringes im damaligen Auswärtigen Amt genommen wurde, macht der Verfasser anschaulich: Ein Gespräch, das er mit einem hohen Beamten auf dessen Wunsch hin geführt hat, wurde unterbrochen, weil Herr Hjalmar Schacht eintraf, der 1931 in der Harzburger Front Hitler die Unterstützung der Großindustrie besorgt hatte.

Auch nachdem Heinz Westphal zum Abgeordneten von Wanne-Eickel/Wattenscheid in den Deutschen Bundestag gewählt worden war, blieben jugendpolitische Fragen ein Schwerpunkt seiner parlamentarischen Tätigkeit. 1969 wurde Heinz Westphal dann in der ersten Regierung Willy Brandts durch Käthe Strobel als parlamentarischer Staatssekretär in das neu zusammengefügte Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit geholt. Jetzt konnte Heinz Westphal viereinhalb Jahre lang all seine Erfahrungen und Kenntnisse, die er in der Jugendverbandsarbeit – bei der Sozialistischen Jugend und im Bundesjugendring – „von der Pike auf" gesammelt hatte, an entscheidender Stelle nutzbar machen. Hier einige Stichworte: Dialog mit der Jugend, Reform des Jugendhilferechts, Bundesausbildungsförderungsgesetz, Bundesjugendplan, Bildungsgesamtplan, Internationale Jugendbegegnung.

Im Schlußkapitel zieht der Autor eine lesenswerte und im ganzen doch nachdenklich stimmende Bilanz von vierzig Jahren Bundesrepublik Deutschland. Es muß schon zu denken geben, wenn hier u. a. selbstkritisch gefragt wird, wie tief denn die Demokratie wirklich verankert werden konnte. Auch mit der Überwindung der nazistischen Vergangenheit in der Bundesrepublik könnten Westphal zufolge demokratische Sozialisten keineswegs zufrieden sein.

Ihres programmatischen Charakters wegen sind auch die im Anhang aufgeführten Texte einiger Reden von Heinz Westphal lesenswert: 50 Jahre Arbeiterjugendbewegung (1954), Aufriß einer sozialdemokratischen Jugendpolitik (1957), Selbstverständnis und Wirklichkeit heutiger Jugendverbandsarbeit (1962), Für den Frieden leben (1966). Ein 14 Seiten umfassendes Personenregister, das viele bekannte Persönlichkeiten der Zeitgeschichte aufführt, zeigt anschaulich, wie reich an Kontakten und Begegnungen die jugendpolitische Arbeit Heinz Westphals gewesen ist.

Alexander Brandenburg

REDDER, Ute: **Die Entwicklung von der Armenhilfe zur Fürsorge in dem Zeitraum von 1871 bis 1933. Eine Analyse unter Aufgaben-, Ausgaben- und Finanzierungsaspekten am Beispiel der Länder Preußen und Bayern** (= Bochumer Wirtschaftswissenschaftliche Studien, Bd. 133). – Bochum: Universitätsverlag Brockmeyer 1993. XXVIII, 634 S.

Die Armenhilfe, das ursprünglich vorwiegend von den Kirchen geknüpfte elementare soziale Netz, war im 19. Jahrhundert verstärkt den schon jahrhundertelang wirkenden Prozessen der Kommunalisierung, Rationalisierung, Bürokratisierung und Pädagogisierung unterworfen. 1924 löste das Fürsorgegesetz die Armenpflege ab, 1961 ordnete das Bundessozialhilfegesetz das bisherige Fürsorgewesen neu. Mit dem Übergang von der Armenhilfe zur Fürsorge und zur Sozialhilfe waren Auseinandersetzungen vornehmlich über Fragen institutioneller Macht, über die Inhalte von Sozialstaatlichkeit und von (Staats-)Bürgerlichkeit verbunden. Doch nicht dieser politikgeschichtliche Aspekt steht in der vorliegenden Studie im Vordergrund, sondern die Verwaltungsperspektive. Die Vf. untersucht die Verteilung der Entscheidungs-, Durchführungs- und Finanzierungskompetenzen bei der Armenhilfe bzw. Fürsorge auf das Reich, die Länder (am Beispiel von Preußen und Bayern) und auf die kommunale Ebene 1871–1933. Sie geht dabei auf die Wechselwirkungen des öffentlichen Armenwesens mit den vorgelagerten Systemen der staatlichen Sozialversicherung ein. Sie prüft beim Armenwesen insbesondere systematisch die Aufgabenzuweisung und Finanzausstattung der Träger und den (erforderlichen) Lastenausgleich zwischen ihnen.

Dem Kaiserreich bis 1914, dem Ersten Weltkrieg und der Weimarer Republik sind die Hauptkapitel der Studie gewidmet. Diese werden jeweils in drei Themenfelder weiter untergliedert; dies sind die

armenrechtliche Situation bzw. Aufgaben, ferner die Träger und Organisation der Armenpflege auf der Ebene der Gemeinden, Kreise und Distrikte bzw. Provinzen, schließlich die Finanzierung der Armenpflege, und dies jeweils getrennt für Preußen und Bayern, die beiden größten Staaten des Reichs. In Preußen, das Aufgaben weniger stark zentralistisch löste als Bayern, galt im Armenwesen das Prinzip des „Unterstützungswohnsitzes", in Bayern hingegen bis 1914 das „Heimatprinzip". Die für die Armenpflege relevanten Bestimmungen auf der Reichsebene bezieht die Vf. ein, neben der Sozialversicherung insbesondere die Neuordnung des Fürsorgerechts 1924, das u. a. die Unterstützung an den „gewöhnlichen Aufenthalt" knüpfte. Ein Ausblick auf die Jahre 1933 bis 1939 beschließt die Ausführungen. Die Studie zeigt detailliert, wie immer weitere Risiken bei der wohlfahrtsstaatlichen Sicherung Gewicht gewannen. Im Krieg erhielten die Interventionen einen starken Schub. Das erst 1927 in die Sozialversicherung einbezogene Risiko „Arbeitslosigkeit" wird zu Recht ausführlich behandelt. Das Motiv, so ein weiteres Ergebnis, durch die Sozialversicherung die Armenpflege zu entlasten, wurde in der Literatur bislang unterschätzt.
Die finanzgeschichtliche Dissertation ist nicht einfach zu benutzen: sie ist ein wahrhaft monumentales, breit angelegtes Werk von 634 engbedruckten Seiten, mit Schachtelsätzen und quellennaher Verwaltungssprache, mit sieben Gliederungsebenen auf 13 Seiten Inhaltsverzeichnis, ohne Register, in kleiner und kleinster Drucktype. Doch sie ist eine verdienstvolle Studie über das gegenüber der Sozialversicherung bislang vernachlässigte Armenwesen. Sie ist eine überaus detail- und materialreiche, auf außerordentlich umfangreicher Literatur und gedruckten Quellen basierende, sorgfältig belegte Darstellung der Armenhilfe/Fürsorge und eine Fundgrube hinsichtlich vieler weiterer finanzgeschichtlicher Themen (z. B. der Hauszinssteuer).

Günther Schulz

FÜHRER, Karl Christian: **Mieter, Hausbesitzer, Staat und Wohnungsmarkt. Wohnungsmangel und Wohnungszwangswirtschaft in Deutschland 1914 bis 1960** (= Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beih. 119). – Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1995. 468 S.

SALDERN, Adelheid von: **Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute** (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 38). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1995. 487 S.

Obgleich zur Wohnsituation und Wohnungspolitik vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik zahlreiche Spezialstudien und Sammelbände erschienen sind, blieben monographische Darstellungen, die über Epochengrenzen, Regionen und engere Themenstellungen hinausgreifen, bislang seltene Ausnahmen. Insofern kann die parallele Veröffentlichung zweier umfangreicher Werke, die einen solchen weitgespannten Blickhorizont auf deutsche Wohnungsgeschichte riskieren, schon für sich genommen als bemerkenswert gelten. Darüber hinaus sind die beiden Studien unterschiedlich akzentuiert, so daß ihre Lektüre wenig Überschneidungen hinterläßt, aber ein sich ergänzendes Gesamtbild vermittelt und dabei Vorzüge und Defizite der jeweiligen Forschungsansätze und Interpretationsmuster zum Vorschein bringt.
Die Habilitationsschrift von Karl Christian Führer umgreift den gesamten Zeitraum intensiver staatlicher Wohnungsmarktregulierung von den strukturprägenden Anfängen im Ersten Weltkrieg über die Weimarer Republik und die NS-Ära bis in die 50er Jahre, wobei die Entwicklung in der SBZ/DDR aus nachvollziehbaren forschungspraktischen Gründen nur in einem knappen Exkurs (S. 389–392) einbezogen werden konnte. Angesichts der geradezu erschlagenden Materialfülle, von deren Vielfalt mehr als vierzig engbedruckte Seiten des Quellenanhangs beredtes Zeugnis ablegen, ist dem Verfasser eine durchaus übersichtliche Darstellung zu bescheinigen. Nach kurzer Gegenstandsdefinition und Absteckung des Interpretationsrahmens hinsichtlich der historischen Ausgangslage sowie der Entwicklung des Wohnraummangels (S. 15–46) werden drei Problemdimensionen in eigenständigen Teilen abgehandelt: Die Gestaltung des Kündigungsschutzes (S. 47–115), der Mietpreiskontrolle (S. 117–303) und der Wohnraumbewirtschaftung (S. 305–388) sind jeweils, nach Epochen gegliedert, in weitgehend chronologischer Abfolge dargestellt. Da öffentlich geförderter Neubau noch das relativ ausgeprägteste Forschungsinteresse gefunden hat, ist dessen Vernachlässigung zugunsten des quantitativ dominierenden Althausbestandes eine nachvollziehbare Prioritätensetzung (S. 19), auch wenn der Autor selbst zum Fazit gelangt, daß letzthin nur die möglichst weitgehende „Beseitigung der Mangelsituation" (S. 402) den Erfolg der sozialpolitischen Bestandsstrategien absichern kann.

Eine augenfällige Stärke der präsentierten Darstellung liegt in der sorgfältigen Materialbearbeitung, die sich nicht in bloßer Sachinformation erschöpft, sondern darüber hinaus insbesondere wohnökonomische Daten und administrativ beeinflußte soziale Verteilungseffekte eingehend reflektiert. Durch Auslagerung von Tabellen in einen Anhang (S. 403–418) ist der Text an keiner Stelle mit Statistiken überladen, und zeitgenössische Aussagen werden nur gelegentlich ausführlicher zitiert. Der Verfasser sucht allerdings, worauf auch die schmale Auswahl neuerer wissenschaftlicher Literatur hindeutet (S. 460–463), weniger die Entwicklung neuer Fragestellungen und Thesen in Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt als vielmehr gewissermaßen den unmittelbaren Dialog mit Quellenzeugnissen selbst. Vergeblich wartet der Leser neben einer nahezu unkommentierten Auflistung vorausliegender Fachstudien (S. 16 f.) und der lapidaren Vorstellung des Themas (S. 18–22) oder der sachlich durchaus prägnanten Schlußbetrachtung (S. 393–402) auf eine systematische Einordnung wie etwa die naheliegende Bezugnahme auf Konzepte des modernen Interventions- und Wohlfahrtsstaates.

Die Titelgebung für die vorgelegte Untersuchung ist dahingehend zu verstehen, daß staatliche Regulation des Wohnungsmarktes auch im davon notwendigerweise aufgebauten Spannungsfeld zwischen Hausbesitzer- und Mieterinteressen beleuchtet wird. Der Blickhorizont ist mithin auf das administrative Handeln sowie dessen sozioökonomische Hintergründe und Folgewirkungen konzentriert, während nicht allein die (quellenmäßig nur mühsam erreichbaren) originären sozialen Akteure, sondern auch deren verbandsförmige und politische Vertretungen weniger Aufmerksamkeit finden. So mag z. B. der Verzicht auf eine – die Repräsentanz beider Interessenkontrahenten und sozialpolitische Grundorientierungen beleuchtende – nähere Analyse eines nachgewiesenen gespaltenen Abstimmungsverhaltens der Weimarer Mittelparteien (DDP, Zentrum, DVP) an entscheidenden Wegmarken der Mietrechtsfragen (S. 141) noch mit anderweitigen Schwerpunkten dieser Arbeit zu begründen sein. Als interpretatorisch defizitär wird eine allzu vordergründig ökonomische Argumentation jedoch erkennbar, wenn z. B. ohne Differenzierung „die Mietervereine" im Hinblick auf ihre Polemik gegen „Reparaturstreik" bei Hausbesitzern mit dem Urteil konfrontiert sind, „die Auswirkungen der Mietenpolitik nicht zur Kenntnis zu nehmen" – und dann als Beleg nur eine wortstarke Resolution vom August 1920 aus jenem Groß-Berlin aufgeführt ist (S. 146 und Anm. 133), in dem zwei Monate zuvor die Revolutionspartei USPD ein reichsweit nahezu singuläres Ergebnis als weitaus stärkste Gruppierung erzielt hatte. Auch jenseits solcher durch politische Regionalmilieus bedingten, durchaus unterschiedlichen Einfärbungen der Konfliktbereitschaft hätte zumindest die vehemente Rivalität zwischen der „Berliner" und der „Dresdener" Richtung der Mieterverbände zur Kenntnis genommen werden sollen, wofür selbst in spärlicher Literatur hinreichende Informationen bereitstehen (z. B. Horst Riese, Mieterorganisationen, 1990).

Auch sonst beschränkt sich der Autor bei der Einordnung von zeitweise „berechtigter Empörung" (S. 135) aus Hausbesitzerkreisen über „einseitig orientierte Konsumentenpolitik" (S. 254) im Mieten entwertenden Inflationszyklus weithin auf die dürre Sprache der ökonomischen Fakten und allenfalls noch den Hinweis auf die Erosion im „Sozialstatus", wenn Mietzahlungen im Jahre 1923 dem vormals autoritätsbewußten Eigentümer letztlich nur mehr den „Kauf einer Straßenbahnfahrkarte" ermöglichten (S. 154). Bei weitem unterschätzt wird bei solcher Deutung des seit Anfang der 20er Jahre zutage tretenden, sich gegen die sozialstaatliche Weimarer Demokratie richtenden Hausbesitzerprotestes jenes standespolitische Moment relativer Deprivation, das sich in der Ablösung des (vor allem in Preußen) bestehenden Hausbesitzerprivilegs der Kommunalvertretungen manifestierte (zumindest die Hälfte der Mandatare mußten bis 1918 vor Ort ansässige Grundeigentümer sein, deren Steuerabführungen auch bei Umlagefinanzierung als Mieterlast zudem im Dreiklassensystem ein zusätzliches aktives Stimmgewicht bedeuteten). Selbst die ökonomische Argumentation ist nicht immer schlüssig, insofern die Entwertung des Marktpreises am Ende der 20er Jahre auf die Hälfte des Vorkriegsniveaus mit dem zwangswirtschaftlich bedingt „schlechten Zustand der Häuser" (im Verweis auf zuvor „minimale Mieterträge") erklärt wird (S. 155), aber die Strukturverwerfungen einer Nachkriegszeit hinsichtlich des Zinsniveaus lediglich unbezifferte Erwähnung finden (S. 175).

Tatsächlich war jedoch für die Ertragswertberechnung eines Mietshauses, die sich zumeist am Renditevergleich mit ähnlich gesicherten Wertpapieren orientiert, die Verdoppelung der Hypothekenzinsen von 4–5 Prozent im Kaiserreich auf 8–10 Prozent in der Stabilisierungsphase der Weimarer Republik allein schon hinreichende Rechtfertigung in etwa halbierter Verkaufserlöse. Hinzu kommt,

daß bei einem gerade im kapitalintensiven großstädtischen Stockwerksbau üblichen Verschuldungsgrad um 70 Prozent die finanzpolitisch verordnete Goldmarkaufwertung mit einer Quote von lediglich 15 Prozent bedeutete, daß selbst bei halbiertem Marktpreis der Eigentümer faktischer Besitzer von nunmehr 40 Prozent gegenüber ursprünglich 30 Prozent des Ursprungsvolumens war. Vollends gemessen an der 85prozentigen Enteignung der Hypothekengläubiger, die einem „Dahinschwinden ihres Vermögens hilflos zusehen" mußten (S. 143), obgleich sie weit geringere Rücklagen besaßen als den Eigenkapitalanteil eines Mietshauses, kann folgende Bilanzierung nicht unkommentiert das letzte Wort zur Befragung einer weiteren, sich in der „Wirtschaftspartei" sammelnden Verbandspolitik des Hausbesitzerstandes bleiben: „Die Haltung der Grundbesitzervereine zur weiteren Mietenpolitik fußte vollständig auf ihrem Gefühl, schon vor 1923 zu den Opfern und nicht etwa zu den Gewinnern gehört zu haben" (S. 155).

Dennoch fördert die Studie auch neben den Hauptlinien der Argumentation, die im Grundsatz den Kündigungsschutz und die Mietpreisregulierung als situationsbedingt adäquat darstellt, jedoch differenzierend auf negative Begleiteffekte gerade für Wohnungslose und Untermieter hinweist, manches aufschlußreiche Detail zutage. So ist es bemerkenswert, daß noch 1938 von Berliner Richtern eine diskriminierende Kündigungsbefugnis gegen jüdische Mieter in Ermangelung diesbezüglicher Rechtsgrundlagen verneint wurde, aber im November dieses Jahres unter dem Eindruck der Pogrome ein Kurswechsel zum Durchschlagen des normersetzenden Maßnahmestaates offensichtlich wurde (S. 101, S. 103). Im ordnungspolitischen Einverständnis deutscher Arbeitgeberverbände mit den sprunghaften Mietsteigerungen bis auf 130 Prozent des Vorkriegsniveaus, was zusätzliche subsistenzsichernde Lohnforderungen nach sich ziehen mußte, wird mit Recht ein wichtiger Teilaspekt im Hinblick auf die sog. „Borchardt-Kontroverse" um (angeblich) überhöhte Lohnquoten gesehen – auch wenn die Annahme, daß solches bislang „nicht thematisiert worden" sei (S. 170), so nicht zutreffend ist (vgl. schon „Geschichte und Gesellschaft", Heft 1/1994, S. 36). Sehr beachtenswert sind Hinweise auf die faktisch unkontrollierbare Regelungstiefe bei Sozialrechten, die – wie Gegenwehr zu Vermieterbegehren – „vom Handeln der zu Schützenden abhängig sind" (S. 400), und noch kaum bedachte Konsequenzen der massenhaften (ca. 40 Prozent aller Wohnungen betreffenden!) Notquartiere im Zeichen der Bombenschäden sowie Vertreibungs- und Fluchtmobilität nach 1945: „Die ‚halboffene Familienstruktur', die im Kaiserreich ein Spezifikum proletarischen und ländlichen Wohnens gewesen war, wurde durch sie zum schichtenübergreifenden Phänomen" (S. 369). Der Autor dieses – unbeschadet der Einwände im Detail eine bedeutende Forschungsleistung darstellenden – Werkes vermutet darin plausibel einen zusätzlichen Impuls zum einen für noch ausgeprägtere Wünsche nach abgeschirmter Privatsphäre und zum anderen ein schichtungsnivellierendes Moment hinsichtlich der Wohnkultur.

Mit zuletzt genanntem Gesichtspunkt wird unmittelbar die Brücke von sozioökonomischen zu soziokulturellen Dimensionen geschlagen, die in der Überblicksdarstellung Adelheid von Salderns eine besondere Gewichtung erfahren. Im Zugriff auf ein weitgespanntes „Fünfphasenmodell" vom Kaiserreich über die Weimarer Republik und die NS-Periode bis zur Nachkriegsära und Modernisierungsphase (ab Mitte der 60er Jahre) in der Bundesrepublik (sowie einem Abschnitt zur DDR: S. 313–348) bleibt ein dermaßen ambitioniertes Vorhaben weitgehend „Sekundäranalyse" (S. 34 f.); diese profitiert aber von bereits vorliegenden eigenen Forschungsarbeiten der Autorin für sämtliche Entwicklungsabschnitte. Überdies wird das eingangs formulierte Postulat, „die Forschungserträge mehrerer Disziplinen für die eigenen Fragen fruchtbar zu machen", zugleich mit dem Anspruch: „Soziologische, architekturgeschichtliche, politikwissenschaftliche, sozialgeographische und kulturwissenschaftliche Arbeiten wurden zu diesem Zweck rezipiert" (S. 37) in einem fachhistorisch eindrucksvollen Maße in die Gesamtdarstellung integriert. Die Geschichtsschreibung kann auf diese Weise ihren Deutungshorizont von der Auseinandersetzung mit Quellen und fachinternen Vorarbeiten auf eine Vermittlerfunktion im interdisziplinären Wissenstransfer und Problemdialog ausweiten.

Abgesehen von solcher Fülle der Interpretationsfolien themenspezifischer historischer Konfigurationen, die auch „zukünftige Einzelforschung zu motivieren" (S. 36) und nicht schon fertige Erklärungsmuster darzubieten beanspruchen, ist das hervorstechende Merkmal im Darstellungsprofil der Verfasserin an dem Insistieren auf einer weitläufig gefächerten objektiven und subjektiven Realität des (groß)städtischen Arbeiterwohnens festzumachen. Zwischen „Siedlerhaus auf dem einen Pol bis zur Lagerpritsche auf dem anderen"

(S. 194) – so läßt sich ein keineswegs in exotische Einzelfälle ausgreifendes Spektrum der Existenzformen im Statusgefüge über die Epochengrenzen hinweg abstecken. Dabei blieb auch im breiteren Feld von der baufälligen Stube-Küche-Substandardbehausung vieler Ungelernter bis zum (auch der einfachen Angestellten- und Beamtenschaft adäquaten) Neubaukomfort mit Wohnzimmer und zwei Schlafräumen für doppel- und bestverdienende Facharbeiter noch hinreichender Spielraum eines beträchtlichen Statusgefälles. Daß im 20. Jahrhundert zumindest gelernten Arbeiterberufen eine „gute Adresse" (jedenfalls ohne stigmatisierende Assoziationen) kaum weniger ein Anliegen wurde als dem Mittelstand, wird von der Autorin ebenso aufgezeigt wie eine diesbezüglich häufig unberücksichtigte Verwiesenheit besonders der Frauen auf die Interaktionsqualitäten des Quartiers (von der „Kreditwürdigkeit" beim Kaufmann bis zur nachbarschaftlichen Hilfe oder Belästigung).

Für die soziale Verdichtung zu spezifischen Arbeitervierteln, in denen ein stets vorhandenes nichtproletarisches Drittel wenigstens teilweise in Milieuzusammenhänge eingebunden wurde (S. 103), bedurfte es zum einen des Massenwohnbaus seit den Gründerjahren des Kaiserreichs, zum anderen des Herauswachsens aus einer Wohntradition, die noch 1867 in Berlin lediglich 30 Prozent der unselbständig Beschäftigten als Wohnungsinhaber auswies; jeweils ähnlich viele lebten beim Arbeitgeber oder in Untermiete (S. 47). Die Ergänzung der betrieblichen durch quartiersbezogene Kommunikationsnetze vermochten insbesondere jene politischen Teilkulturen zu nutzen, die sich erfolgreich „im Milieu zu verankern" trachteten (S. 115); dies galt bevorzugt für die Sozialdemokratie und in katholischen Regionen auch für das Zentrum. Eine gerade auch von diesen Weimarer Staatsparteien getragene sozialreformerische Neubaueuphorie, die in den krisenhaften 20er Jahren aber nur weniger als 15 Prozent aller Menschen dort unterbringen konnte, drängte unterschwellig bereits Altbauviertel „ins wohnungspolitische Abseits" (S. 120 f.). Dabei waren auch die niedrigsten Neubaumieten trotz öffentlicher Zuschüsse unbestritten „für breite Arbeiterschichten zu hoch" (S. 130), weshalb Neubausiedlungen mit ihrem Spektrum einer Mehrheit von Angestellten und Beamten und einer Minderheit aus Facharbeitern eher schon die „zukünftige ‚Mittelstandsgesellschaft'" im kleinen versammelten (S. 189).

In der überzeugenden Kritik an der offenkundigen Verfehlung der sozialpolitischen Intentionen wie politisch-kultureller Belange gerät allerdings zuweilen die ökonomische Logik ins Hintertreffen. So kann es nicht recht einleuchten, zunächst „Kleinstwohnungen" bis 50 Quadratmeter negativ zu beurteilen (S. 158), dann aber die problematisierende Anfrage: „Warum gelang es den Wiener Sozialdemokraten, ‚soziale Mieten' einzuführen, während die Mieten für die Neubauwohnungen in deutschen Großstädten für ‚gewöhnliche' Arbeiter nicht aufzubringen waren?" (S. 175) in einem wichtigen Teilaspekt gänzlich unbeantwortet zu lassen: Während öffentlich geförderte deutsche Wohnungsgrößen der 20er Jahre nämlich „im allgemeinen zwischen 55 und 75 Quadratmetern" (S. 133) angesiedelt waren, also weit über den Standard einer Arbeiterwohnung des Kaiserreichs hinaus bereits das Niveau der 60er Jahre vorwegzunehmen suchten, hatte man sich in Wien auf vollsubventionierte Unterschichtquartiere zwischen 38 und 48 Quadratmetern konzentriert. Das seinerzeit häufig bevölkerungspolitisch motivierte Lamento gegen die „Familienfeindlichkeit" solcher Kleinwohnungen zielte insofern an der Realität einer subsistenzbedrohten Notzeit vorbei, als selbst in den geräumigeren Neubauwohnungen deutscher Großstädte nach überlieferten Erhebungen zur Hälfte bereits Ein- und Zwei- und zu einem weiteren Drittel auch nur Dreipersonenhaushalte lebten (S. 183); mit verbleibenden ca. 15 Prozent geriet die zumindest vierköpfige „Normalfamilie" dort bereits zum Randphänomen. Noch erheblicher ins Gewicht fallen – nach den sozialpolitischen Verwerfungen der 20er Jahre in Berlin seitens der freigewerkschaftlich-sozialdemokratischen „Gehag" vieltausendfach durchgeführte – Befragungen bei Wohnungssuchenden, die aus einer Besichtigung von Musterwohnungen zu 71 Prozent Präferenzen für höchstens anderthalb Zimmer (plus Küche) mit 43 Quadratmetern anmeldeten.[1] Dies war eben jenes Niveau des „roten Wien", das ohne Reduktion der produzierten Wohneinheiten eine Vollsubventionierung mit dem Lenkungseffekt faktischer Dominanz von gewöhnlichen „Kleine-Leute"-Haushalten gestattete; demgegenüber hätte eine (im deutschen Koalitionskompromiß ohnehin utopisch erscheinende) vorrangige Mietabsenkung zugunsten selektiv zu belegender größerer Wohneinheiten für Unterschichthaushalte damals immer noch einen „kulturerzieherisch" administrierten Zwangskonsum auf Kosten anderer unzureichend befriedigter Grundbedürfnisse bedeutet.

Vor solchem Hintergrund war es bahnbrechend, daß – nach wohlbemerkt nahezu zwei Jahrzehnten ökonomischer Prosperität – zur Mitte der 60er

Jahre bereits mehr als die Hälfte der Arbeiterfamilien eine Neubauwohnung mit durchschnittlich knapp 70 Quadratmetern bezogen hatte; wenn einige dieser (weniger gelungenen) Siedlungen in den 80er Jahren sogar erstmals den Ärmsten offenstanden und zu „schlechten Adressen" wurden, ist dies auch mit weiterem Aufstieg früherer Bewohner in neue Mittelschichtsegmente zu erklären (S. 361 f.), die neben dem Vorstadteigentum zusehends auch die komfortmodernisierten Altbauwohnungen erfaßten. Bei allen zutreffenden und sozialromantische Reminiszenzen ausschließenden Hinweisen auf eine „Pluralisierung der Lebensstile" (S. 408), in deren Kontext ein spezifisches Arbeiterwohnen nach Segregationsniveaus der Jahrhundertwende nicht mehr aufzufinden ist, bleibt die Verfasserin stets auch für die Kehrseiten der vielfältigen Modernisierungsprozesse sensibilisiert. Dies betrifft gerade den für eine Wohlstandsgesellschaft kaum schmeichelhaften Befund in epochenübergreifender Perspektive, „wie wenig sich die Behandlung der (wohnungslosen) Armen in struktureller Hinsicht verändert hat" (S. 426); auch die Vernachlässigung der wohnumfeldgebundenen Sozialgruppen gegenüber einer (nur 10–20 Prozent ausmachenden) stilprägenden, hochmobilen Minderheit wird registriert (S. 15). Bis hin zu banalen Alltagsphänomenen, wie z. B. gegen die häufig beklagte „Wegwerfgesellschaft" überaus resistente Wohnungseinrichtungen (S. 412), enthält die lesenswerte Gesamtdarstellung eine Vielzahl detailgenauer Betrachtungen, die fortlaufend in einen auf das Fachpublikum abzielenden Interpretationsrahmen eingebettet sind.

1 *Zum Quellenbeleg: Detlef Lehnert, Kommunale Politik, Parteiensystem und Interessenkonflikte in Berlin und Wien 1919–1932. Wohnungs-, Verkehrs- und Finanzpolitik im Spannungsfeld von städtischer Selbstverwaltung und Verbandseinflüssen, Berlin 1991, S. 249.*

Detlef Lehnert

HENKE, Hans-Gerd: **Der „Jude" als Kollektivsymbol in der deutschen Sozialdemokratie 1890–1914** (= Decaton-Forschung, Bd. 3). – Mainz: Decaton Verlag 1994. 130 S.

Es gibt bereits eine Reihe Darstellungen der sozialdemokratischen Haltung zum Antisemitismus im Wilhelminischen Deutschland. Neben frühen Arbeiten von Massing, Silberner, Pulzer und Hamburger, späteren Untersuchungen von Leuschen-Seppel und Wistrich, haben die im Mainzer Decaton-Verlag besorgten deutschsprachigen Editionen der zuerst in den USA und Frankreich erschienen Bücher von Jack Jacobs und Enzo Traverso sowie vom Rezensenten dieser Arbeit die Debatten intensiviert. Henkes Büchlein, aus einer Magisterarbeit in Bochum hervorgegangen, sorgt für eine willkommene Verstärkung der Diskussion.

Zentrale Frage der Darstellung ist, ob „die Sozialdemokratie dem rassistischen Diskurs verbunden [war], und wenn ja, auf welche Weise" (S. 10)? Zur Beantwortung dieser beiden, miteinander verbundenen Fragen zeichnet Henke „die Genese des Diskurses, in unserem Fall die Genese des Symbols ‚Jude'", nach (S. 11). Die Diskursanalyse könne „den Zusammenhang von Mythen und Geschichte" am Beispiel der Bilder des „Juden" aufzeigen (S. 12). Henke überprüft die Hypothese, ob das „Feindbild ‚Jud'", dessen Ursprünge er detailliert untersucht, auf die SPD vor 1914 einen Einfluß hatte, der sich in ihren Stellungnahmen zum Antisemitismus und zu den Juden – der Zionismus wird hier leider nur gestreift – niederschlug.

Die an christlichen Mythen orientierten antijüdischen Anschauungen hätten, so Henke, auch Marx' Schrift „Zur Judenfrage" (1843) beeinflußt, ohne daß Marx jedoch zum Antisemiten geworden sei. Er habe sich vielmehr „in der Tradition aufklärerischer Texte und der bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts [bewegt], die bekanntlich den Schacher- und Wucher-Vorwurf nie aufgegeben hat" (S. 45). Dabei habe Marx sich „nicht an irgendeiner realen Wirklichkeit" orientiert, sondern sei „in eine von Texten vermittelten Wirklichkeit eingebunden", die sich „auch aus Symbolen und Metaphern, Mythen und Legenden" konstituiere (ebenda).

Die Wandlung des christlichen Antijudaismus zum politischen Antisemitismus rassisch-völkischer Prägung zu Beginn der achtziger Jahre stellte die illegalisierte Sozialdemokratie vor neue Aufgaben. Leider hat Henke die gegen den Antisemitismus gerichteten Aktionen der Partei, die bereits von zeitgenössischen Chronisten gut dokumentiert worden sind,[1] nur kursorisch behandelt. Doch gerade die damals zu verzeichnenden Solidaritätsbekundungen mit den Juden halfen, die Vorurteile mindestens teilweise zurückzudrängen, ohne daß die Arbeiterbewegung völlig resistent gegen sie gewesen wäre. Sogar in August Bebels Kölner Parteitagsrede von 1893, die den Antisemitismus mit dem Ziel seiner Überwindung analysierte, finden sich

Klischees, die aus antijüdischen Traditionen herrührten und die Bebel benutzte. So meinte er, zwischen Juden und Nichtjuden bestünde eine „Verschiedenheit der Rassen", Juden seien den Christen im Schacher überlegen und brächten für geschäftliche Tätigkeit „stets eine große natürliche Begabung" mit (S. 76). Henke meint, daß selbst Sozialdemokraten, die den Antisemitismus unzweideutig bekämpften, „nicht gefeit gegenüber der Gefahr [waren], die vom hegemonialen Diskurs ausgehenden Klischees zu übernehmen" (S. 77). Dennoch gründeten sich an vielen Orten von der SPD angeregte Aktionskomitees, die eine breite, gegen den Antisemitismus gerichtete Aufklärungsarbeit übernahmen.

Mit dem Abflauen des Antisemitismus als politische Bewegung seit dem Ende der neunziger Jahre sah ihn die SPD allerdings auch nicht mehr als das drängendste Problem an. Dagegen wurde die antisemitische Gewaltpolitik des russischen Zarenregimes breit in den sozialdemokratischen Organen rezipiert und angeprangert. Henke bemerkt hierzu, daß sogar mit Bezug auf Osteuropa in den „Medien der Sozialdemokratie immer wieder ‚der Jude' als Börsianer, Teil des internationalen Bankjudentums" charakterisiert worden sei (S. 90). Ein diesbezügliches Zitat aus dem „Vorwärts" vom 13. Mai 1905 stellte das „westeuropäische Bankjudentum" den „sozialistisch gesinnten jüdischen Proletarier[n]" Osteuropas gegenüber (ebenda). Hierzu sei angemerkt, daß die in der „Neuen Zeit", den „Sozialistischen Monatsheften" und (seltener) der SPD-Tagespresse publizierenden osteuropäischen Sozialisten sich solcher Metaphern, von Ausnahmen abgesehen, enthielten.

Gegen Edmund Silberner hebt Henke hervor, die SPD habe „Juden nur dann angegriffen, wenn diese Klasseninteressen der Bourgeoisie vertraten, daher kann den sozialdemokratischen Zeitungen auch nicht der Vorwurf gemacht werden, sie hätten dem Antisemitismus Vorschub geleistet" (ebenda). Diese Argumentation übersieht jedoch, daß zahlreiche Antisemiten sich einer antikapitalistischen Sprache bedienten, um die Juden für die negativen Folgen des kapitalistischen Industrialisierungsprozesses verantwortlich zu machen. Antikapitalismus und Antisemitismus wuchsen vor allem in Frankreich, von Henke nicht erwähnt, zu einer gefährlichen Symbiose zusammen. Die Aufklärungsarbeit der SPD, die hier an Engels und Kautsky anknüpfte, half, eine solche Symbiose in Deutschland weitgehend zu verhindern, was in der vorliegenden Darstellung stärker betont hätte werden müssen.

Wichtig erscheinen Henkes Beispiele aus der sozialdemokratisch beeinflußten Unterhaltungsliteratur, etwa dem „Wahren Jacob". Dort überlebten antijüdische Stereotype offenbar stärker als in den offiziellen Parteiorganen (vgl. S. 92 ff.). Auch die Wandlung Ludwig Woltmanns vom Sozialdemokraten zum Vorkämpfer einer pseudosozialistischen Eugenik findet Beachtung (S. 38 ff.).

Henke läßt die Beantwortung der Frage offen, „warum denn der rassistisch-biologistische Diskurs nicht in die Arbeiterbewegung eingedrungen ist, zumal [...] der ‚Jude' in den meisten rassistisch-biologistischen Schriften der Antitypus schlechthin war" (S. 101). Definitiv sei diese Frage nicht zu beantworten. Henke meint jedoch, daß „die durch die sozialistische Theorie unterstützte positive Zukunftshoffnung, gewissermaßen der Gegenentwurf zum Jetzt, ein breites Eindringen des rassistisch-biologistisch geprägten Bildes des ‚Juden' verhindert hat" (ebenda). Sicher kann eine diskursanalytisch strukturierte Arbeit, wie sie mit Henkes Buch vorliegt, wichtige Bausteine zu einem solchen Erkenntnisprozeß bereitstellen. Doch müssen nach Meinung des Rezensenten ideengeschichtlich und organisationssoziologisch angelegte Untersuchungen für die zentrale wie die regionale und lokale Ebene hinzukommen, um zu einer differenzierten Antwort zu gelangen. Die wissenschaftliche Diskussion wird sich auch weiterhin, dies kann gesagt werden, mit jenem Prozeß beschäftigen, dessen Doppelcharakter Dieter Groh vor über zwanzig Jahren als „negative Integration und revolutionären Attentismus" beschrieben hat.

1 Vgl. z. B. Eduard Bernstein, Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung, 3 Bde., Berlin 1907, S. 60.

Mario Keßler

LINDENBERGER, Thomas: **Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin 1900 bis 1914** (Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 39). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1995. 431 S.

Die vorzustellende Arbeit wurde 1992 als Dissertation an der TU Berlin abgeschlossen. Mit einem alltags- und politikgeschichtlichen Ansatz greift sie Ergebnisse der internationalen Protest-, Streik- und Polizeiforschung auf. Die intensive Auswertung der „Vossischen Zeitung" liefert das zentrale

Quellenmaterial. Im Mittelpunkt steht die sozialhistorische Bedeutung von Ordnungskonflikten auf der Straße. An Berliner Beispielen aus den Jahren 1900–1914 untersucht Lindenberger drei Bereiche von Straßenaktivitäten: politische Straßendemonstrationen, „Streikexzesse", also Konflikte zwischen Streikenden und Arbeiterpublikum einerseits sowie Streikbrechern und Polizei andererseits, sowie den alltäglichen Kleinkrieg zwischen Polizei und Publikum. Darüber hinaus finden sich Kapitel über alltägliche Straßennutzungen, zur Straßenpolizei sowie über die Moabiter Unruhen vom September 1910.

Das Konzept „Straßenpolitik" erfaßt Machtkämpfe auf der und um die Straße (S. 13). Von oben gesehen sind das alle „auf die Straße bezogenen Maßnahmen und Strategien zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung" (S. 15). Die Analyse der heterogenen Straßenpolitik von unten fußt auf einem weitgefaßten Politikbegriff, der vor allem direkte Aktionen von Menschenmengen (und die damit verbundene physische und symbolische Gewalt), aber auch die „kulturelle Dimension kollektiver Handlungsweisen, die gegenüber der Obrigkeit den ‚Eigen-Sinn' Herrschaftsunterworfener manifestieren", umfaßt (S. 18). In diesem Konzept wird Straße zu einem Ort der Gegenmacht. Lindenberger folgt Edward P. Thompson, der Klasse nicht als eine abstrakt bestimmbare Struktur versteht, sondern als ein Ereignis, das aus der Deutung sozialer Beziehungen nur in konkreten Aktionen zu untersuchten ist und bei dem das Verhalten der bürgerlichen Seite eine wichtige Rolle spielt.

Aus sozialgeschichtlicher Sicht gewannen straßenpolitische Ereignisse im späten Kaiserreich an Bedeutung. Zum einen gab es auf Berliner Straßen und Plätzen zwischen 1906 und 1912 häufig intensive Konflikte zwischen Menschenmengen und Polizei. Zum anderen beteiligten sich nun SPD-Anhänger massiv an Straßendemonstrationen und -kundgebungen. Dabei wurde die legale Streiktaktik mehr und mehr in Frage gestellt und Arbeitskämpfen durch direkte Aktionen Nachdruck verliehen. Wie die Studie zeigt, gingen nach dieser Hochphase von 1906 bis 1912 die Aktivitäten in allen drei straßenpolitischen Bereichen zurück; nun verwiesen die nationalen Jubelfeiern des Jahres 1913 auf eine „straßenpolitische Offensive der Obrigkeit". Zudem zeigte sich jetzt ein nachlassender Disziplinierungsdruck in der polizeilichen Straßenaufsicht, ein Übergang vom Legalitäts- zum Opportunitätsprinzip (S. 387). Auch wenn Straßenpolitik aus der Sicht von oben auch jetzt noch Aufstands- und Revolutionsprävention war, markiert das Jahr 1910 doch einen wichtigen Wendepunkt (S. 394). In Reaktion auf die Moabiter Unruhen schränkte die Sozialdemokratie ihr straßenpolitisches Handlungsfeld ein. Einerseits eingeschüchtert durch das unerbittliche polizeiliche Durchgreifen, andererseits ermutigt durch die im Nachhinein errungenen juristisch-publizistischen Erfolge, sollte die öffentliche Empörung in wahlpolitischen Erfolg umgemünzt werden; dabei war jedwede Konfrontation mit der Polizei zu vermeiden (S. 303, S. 351): Straßendemonstrationen verloren ihren Bezug zum Massenstreik und wurden „zur Routine sozialdemokratischer Heerschau" (S. 397), die machtpolitisch jedoch ins Leere zog.

Lindenberger fand in den von Unterschichten bewohnten citynahen und in Verslumung begriffenen Berliner Wohn-/Geschäftsvierteln ein anderes straßenpolitisches Profil als in den reinen Arbeiterwohnvierteln der äußeren Stadtteile. In ersteren dominierten die Alltagskonflikte „um die Abwehr polizeilicher Eingriffe in den Freizeitbereich vor allem junger Männer aus der Unterschicht"; hier gab es mehr individuellen Widerstand gegen die Polizei als kollektiven Aufruhr (S. 389, S. 234, S. 169). Die Konfliktkultur in den äußeren Arbeiterwohnvierteln war hingegen bestimmt von der „politisch-kulturellen Prägung [...] durch die Sozialdemokratie" (S. 389), d. h., Kleinkriege verteilten sich hier weniger gleichmäßig über die Jahre, sondern häuften sich während der Streikwellen 1906/07 und 1911/12.

Im Gegensatz zum alltäglichen Kleinkrieg wurden „Streikexzesse" als tendenziell geschlechter- und generationenübergreifendes Konfliktmuster von der gesamten Arbeiterschaft (einschließlich Frauen, Kindern und Familienvätern) mitgetragen (S. 234, S. 236, S. 390, S. 392). Im Zusammenwirken von polizeilicher Repression und sozialdemokratischem Milieu ereignete sich hier Klasse, wobei den Konflikten um die öffentliche Ordnung bei Arbeitskämpfen eine wichtige Funktion zukam (S. 403). Trotz aller sozialdemokratischen Mahnungen setzte sich dabei jedoch die verbale, gewaltfreie Konfliktaustragung nur bedingt durch. Es gab immer wieder direkte Aktionen Streikender: „Klassenhandeln duldete in diesen Situationen keinen Aufschub" (S. 240). Demgegenüber trug der alltägliche Kleinkrieg mit der Polizei nur ganz gelegentlich einen impliziten Klassencharakter (S. 171). Somit sind straßenpolitische Konflikte, so Lindenberger, nicht generell als Klassenkonflikte anzusehen (S. 398).

Vielmehr sollte in den straßenpolitischen Aktionen von unten eine Ordnung selbstbestimmten und angemessenen Verhaltens wiederhergestellt werden, die den Erwartungen der physisch Anwesenden entsprach (S. 395 f.). Maßgeblich war eine ihrer Lebensweise entsprechende Form der Konfliktaustragung. Diese Straßenpolitik „trennte Welten von offiziellen Politik-Arenen wie Parlamenten und Parteitagen" (S. 300). Damit ist das „Paradoxon der Straßenpolitik von unten" bereits angedeutet: auf „unordentliche Weise die ordentlichen Staatsbürgern zukommende Ehrerbietung seitens der Staatsgewalt einzuklagen" (S. 398, S. 239, S. 396). Wie der Autor betont, grenzte sich dabei der sozialdemokratische Klassendiskurs vom zügellosen, instinktgeleiteten Lumpenproletariat ab. Vor allem auf den umkämpften staatlichen Schutz Arbeitswilliger reagierte die sozialdemokratische Arbeiterpresse mit einer „rigorosen Abgrenzung des Kollektivs nach unten" (S. 238, S. 218). In diesem „Janhagel"-Diskurs stand der traditionelle Volkstumult für das, „was Klasse nicht sein sollte" (S. 399).

Zwei Dinge möchte ich kritisch anmerken. Zum einen bleibt zu fragen, ob sich tatsächlich von einer solch eindeutigen sozialdemokratischen Dominanz innerhalb der Arbeiterklasse bzw. der Wohnviertel sprechen läßt. Gab es nicht gerade in Berlin lokalistisch-syndikalistische Traditionen und Milieus, deren Konfliktkultur untersuchenswert gewesen wäre, um so zu differenzierteren Aussagen über das straßenpolitische Aktionsspektrum der Unterschichten zu kommen? Zum anderen verstellt die Unterteilung in qualifizierte/unqualifizierte Arbeiter bzw. Subproletariat den Blick auf die große Gruppe der mobilen Gelegenheitsarbeiter, deren Normen und Wertvorstellungen von neueren sozialgeschichtlichen Forschungen zur „Kultur der Armut" eindrucksvoll herausgearbeitet worden sind. Waren die für die citynahen Viertel beschriebenen Konfliktformen tatsächlich nur altersspezifisch geprägt oder nicht auch Ausdruck der Lebens- und Aktionsweise dieser Arbeiter? Diese Einwände dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich um eine anregende Studie handelt, die der Streik- und Protestforschung zu wichtigen Differenzierungen verhilft.

Klaus Weinhauer

WIXFORTH, Harald: **Banken und Schwerindustrie in der Weimarer Republik** (= Wirtschafts- und Sozialhistorische Studien, Bd. 1). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 1995. 549 S.

Obschon mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Frage nach der Bankenmacht in der politischen Diskussion wiederkehrt und sie in verschiedenen Diskursen, oft Bezug nehmend auf Rudolf Hilferdings „Finanzkapital", historisch begründet aufgenommen wird, haben empirische Studien über das Verhältnis von Banken zu Industrieunternehmungen und deren Abhängigkeiten Seltenheitswert. Ein grundlegendes Problem ist die Komplexität des ökonomischen Nachweises, denn es wären einerseits Industrieunternehmen und andererseits Banken in ihrer jeweiligen Geschäftspolitik zu untersuchen. Hierfür ist aber die Quellenlage äußerst prekär, insbesondere, da die großen Bankarchive entweder im Krieg wirklich zerstört wurden oder aber nur ausgewählten Forschern zugänglich sind.[1] Harald Wixforth zählte leider nicht zu den Auserwählten, auch konnte er für seine bereits 1990 eingereichte Dissertation nicht auf die Bestände in Potsdam oder Coswig zurückgreifen.

Die vorgelegten Fallstudien von zehn Unternehmen der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie[2] basieren daher im wesentlichen auf Material aus den einschlägigen industriellen Unternehmensarchiven. Die Abschnitte zu den einzelnen Unternehmen werden mit einem einheitlichen Untersuchungskonzept, bestehend aus der Analyse von fünf Bereichen, angegangen: 1. die Kapitalstruktur, 2. die Gestaltung des Bankverkehrs, 3. die Kapitalbeteiligung der Banken, 4. die Beeinflussung der Geschäftspolitik durch die Banken und 5. die größeren Kapitaltransaktionen. Den zehn Fallstudien ist je eine kurze Einführung in die Entwicklung des betreffenden Unternehmens vorgeschaltet, bevor detailliert zu den fünf Bereichen aus dem Quellenmaterial argumentiert wird. Eingeleitet wird die Untersuchung durch Überlegungen zur „Rolle und Macht der Banken im Wirtschaftssystem von Industrieländern".

Generell kommt Wixforth zu dem Ergebnis, daß die Banken gegenüber den Unternehmen kein Herrschaftsverhältnis aufbauen konnten, sondern die Beziehung der von Geschäftspartnern entsprach; weder über das Kreditgeschäft noch über die Kapitalbeteiligungen oder die Vertretung in den Aufsichtsorganen hätten die Banken spezifische Interessen durchsetzen können, wenn sie dies überhaupt versucht hätten, und sie waren auch nicht in der Lage, den Bankverkehr einzelner

Unternehmen auf „beherrschende" Banken zu konzentrieren. Als Ausnahme wird immer wieder auf die Mannesmannröhren-Werke AG verwiesen, deren Großaktionär, die Deutsche Bank, in allen Fragen in die Unternehmensentscheidungen eingreifen konnte. Eine andere Ausnahme stellte die Hibernia AG dar, deren Aktienbesitz in den Händen des preußischen Staates lag und deren Geschäftsverkehr fast ausschließlich über die Preußische Staatsbank oder andere staatliche Finanzinstitute abgewickelt wurde. Die übrigen Unternehmen konnten, so Wixforth, die Konkurrenz unter den Banken zu eigenen Gunsten nutzen und sich von starken Einflüssen freihalten. Als eigentliche Rolle hätten die Banken eine Berater- und Vermittlerfunktion eingenommen und so Dienstleistungen für die Unternehmen erbracht. Die Bankenvertreter hätten sich in den meisten Aufsichtsräten gegenüber Mandatsträgern aus anderen Bereichen des Wirtschaftslebens in der Minderzahl befunden. Ihre Vertretung in den Aufsichtsorganen sei auch in erster Linie zur Pflege der Geschäftsbeziehungen genutzt worden, und im übrigen hätten sich die verschiedenen Banken in den jeweiligen Aufsichtsräten paralysiert.

Wixforth schlußfolgert, die These von der zunehmenden Bankenmacht könne für die ausgewählten Unternehmen nicht bestätigt werden, im Gegenteil hätten sie „in ihrer Funktion als Vermittler und Berater vielfach die Rolle von ‚Erfüllungsgehilfen' für ihre industrielle Klientel übernehmen" müssen (S. 508). Als wichtige Ursache hierfür wird der relative ökonomische Bedeutungsverlust in der Inflationszeit herausgestellt. Kritisch grenzt Wixforth die Reichweite seiner Analyse auf die ausgewählten Unternehmen ein und ist sich des fehlenden Materials von Seiten der Banken bewußt. Zugleich wird aber vermutet, daß in der Weimarer Zeit bereits längerfristige Tendenzen im Verhältnis von Banken und Industrie sichtbar werden.

Die materialreiche Untersuchung wirft neues Licht auf die Frage der Bankenmacht und setzt zugleich den wichtigen Impuls, abgeleitete Theorien wirklich empirisch zu überprüfen. Die Notwendigkeit dieses Verfahrens wird in den Ergebnissen offensichtlich. Ein Vorzug der Studie ist die Entwicklung eines einheitlichen Kriterienkataloges und die daran anschließende stringente Argumentation, die einen Vergleich der Unternehmen ermöglicht.

Es bleiben jedoch einige Fragen offen: Der Befund der Untersuchung, die Bankenvertreter hätten in den Aufsichtsräten keine dominante Rolle gespielt, gilt für den Maßstab der absoluten Zahl ihrer Vertreter. Dies entspricht aber nicht den Entscheidungsstrukturen in den Aufsichtsräten; spätestens seit Vertreter des Betriebsrates ihren Sitz in den Aufsichtsräten hatten, war die Einnahme entscheidender Funktionen wesentlich wichtiger als die Zahl der Aufsichtsratssitze: Vorsitz, Präsidium, „engerer Ausschuß", Finanzkommission, Bilanzkommission, industrielle Kommission oder anderen Entscheidungsgremien des Aufsichtsrates, deren Namen sich für die verschiedenen Unternehmen unterschieden. In aller Regel wurde der Aufsichtsrat selber mit vollendeten, z. T. auch mit vollzogenen Entscheidungen konfrontiert. Fraglich ist, ob durch die Auswahl des Unternehmenssamples nicht eine Verzerrung der Ergebnisse induziert ist, denn die industriellen Eigentumsverhältnisse waren in der Weimarer Zeit teilweise sehr verwickelt: Zum Beispiel kontrollierte Otto Wolff über seinen Handelskonzern den Phoenix und die Rheinischen Stahlwerke, und die Vereinigten Stahlwerke gerieten Ende der 20er Jahre unter die Kontrolle der Gelsenkirchener Bergwerks-AG, deren entscheidender Eigentümer ab 1926 Friedrich Flick war. Otto Wolff war wegen seiner Handelsumsätze für die Deutsche Bank und Friedrich Flick wegen der Kreditfinanzierung seiner Kapitaltransaktionen für die Dresdner Bank ein interessanter Partner; diese Beziehungen mögen für die Banken die relevanten gewesen sein.

Die Notwendigkeit einer Präzisierung der mit „Banken und Schwerindustrie" vorgelegten Ergebnisse werden aber auch in den Archivmaterialien der Banken deutlich. Zumindest für das Verhältnis der Deutschen Bank zu Hoesch weisen die Archivbestände aus, daß die Bank während der Weltwirtschaftskrise unmittelbar in die Unternehmenspolitik eingegriffen hat. Unter der Befürchtung, Hoesch könne die Kredite nicht mehr bedienen und die Gewinnerwartungen reduzierten sich, entwickelte die Deutsche Bank eigenständige Initiativen zur Ausgestaltung der Unternehmenspolitik.[3] Die Überlieferung in den Industriearchiven ist in diesem Zusammenhang prekär, denn für mindestens fünf der untersuchten Unternehmen (Phoenix AG, Rheinische Stahlwerke, Thyssen-Konzern, Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hüttenunion und Vereinigte Stahlwerke) fehlen Vorstandsnachlässe und -schriftwechsel bzw. umfassende Korrespondenzen mit den Aufsichtsräten, so daß über viele Einzelheiten nur Sekundärüberlieferungen Antworten geben könnten.

Zwar haben die Ergebnisse eine hohe Plausibilität, und sie sind durch das vorhandene Archivmaterial der Unternehmen abgesichert, jedoch müßten die Befunde von „Banken und Schwerindustrie"

dringend durch eine Analyse der Unterlagen in den noch vorhandenen Bankarchiven ergänzt werden. Aber man wird sicherlich feststellen können, daß die Banken während der Weimarer Republik keine Dominanz über die industriellen Unternehmungen haben herstellen können. Vielleicht wollten sie dies aber auch gar nicht, solange nicht die Investitionen gefährdet waren.[4] Vieles spricht dafür, daß während der Weimarer Republik ein symbiotisches Verhältnis zwischen diesen beiden Unternehmensformen bestand. Die Schlußfolgerung aber, die Banken seien tendenziell zu „Erfüllungsgehilfen" geworden, überzieht die Argumentation unbegründet in eine entgegengesetzte Richtung.

1 *Das Archiv der Deutschen Bank AG lehnt noch immer die meisten Benutzungsanträge ab und verweist auf die Microfiche-Bestände im Bundesarchiv, Abteilung Potsdam. Ob im Frankfurter Archiv weitere Unterlagen vorliegen, z. B. aus Nachlässen, kann zumeist nicht ermittelt werden. Die Geschäftsakten der Berliner Handelsgesellschaft sind nach der Übergabe an die Alteigentümer nur noch eingeschränkt öffentlich nutzbar, nachdem sie für einige Zeit im Bundesarchiv, Abteilung Coswig, frei zugänglich waren. Neben der Untersuchung von Harald Wixforth hat sich in der jüngeren Vergangenheit nur Volker Wellhöner, Großbanken und Großindustrie im Kaiserreich, Göttingen 1989, mit dem Verhältnis Banken und Industrie beschäftigt. Beide Dissertationen sind an der Universität Bielefeld entstanden.*

2 *Fried. Krupp AG, Gutehoffnungshütte Aktienverein, Eisen- und Stahlwerk Hoesch AG, Thyssen-Konzern, Bergwerksgesellschaft Hibernia AG, Mannesmannröhren-Werke AG, Rheinische Stahlwerke, „Phoenix" AG für Bergbau und Hüttenbetrieb, Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-AG und Vereinigte Stahlwerke AG.*

3 *Bundesarchiv Abt. Potsdam 80 Ba2 (Deutsche Bank) P 1210, P 1211, P 1220. Im Auftrag und gegen Bezahlung der Deutschen Bank analysierte Kimmich die Unternehmensstruktur von Hoesch und machte entsprechende Reorganisationsvorschläge. In den Briefen zwischen dem Vorstandsvorsitzenden Springorum mit Kimmich bzw. mit Solmssen von der Deutschen Bank erscheint Springorum als der Initiator dieser Untersuchung. Im internen Schriftwechsel der Deutschen Bank zwischen Kimmich und Solmssen wird aber deutlich, daß die Entscheidungen zuvor in der Bank getroffen worden sind.*

4 *Die Deutsche Bank zögerte sehr, den angebotenen Aufsichtsratsvorsitz bei Hoesch zu übernehmen, um nicht auf diese Weise die Geschäftsbeziehungen zu Hoeschs Konkurrenten empfindlich zu stören, vgl. dazu Bundesarchiv Abt. Potsdam 80 Ba2 (Deutsche Bank) P 1210, P 1211, P 1220.*

Alfred Reckendrees

POSTE, Burkhard: **Schulreform in Sachsen 1918 bis 1923. Eine vergessene Tradition deutscher Schulgeschichte** (= Studien zur Bildungsreform, Bd. 20). – Frankfurt a. M., Berlin, Bonn, New York, Paris und Wien: Lang Verlag 1993. 654 S.

In der Einleitung zu dieser in jeder Hinsicht gewichtigen Publikation seiner im Fach Erziehungswissenschaft von der Universität-Gesamthochschule Paderborn angenommenen Dissertation macht Burkhard Poste seinen bildungs- und gesellschaftspolitischen Standort bekannt. In der Verknüpfung von „Umwelt", „Gegenwelt" und „innerer Welt" – um es einmal bildlich auszudrücken – weiß er sich vor allen den Sozialwissenschaftlern Jürgen Kocka und Hans-Ulrich Wehler verpflichtet. Mit der Darlegung der Schulreformbestrebungen in Sachsen in den Jahren 1918 bis zum abrupten Ende 1923 infolge der Reichsexekution gegen den Freistaat arbeitet der Autor nicht nur (einen Teil, wie er weiß, der) Desiderata in der an Beispielen verfolgten Historischen Pädagogik auf, er will auch explizit einen Beitrag zur Diskussion um Schulreform(en) im vereinigten Deutschland leisten. Die Warnung vor möglicher Fehlentwicklung des neu-alten demokratischen Rechtsstaats liegt in der Darstellung der Folgen der Reichsexekution beschlossen; von 1924 an rutschte Sachsen unter bürgerlich-konservativer Herrschaft über Politik, Wirtschaft, Kultur und der auf Gehorsam gegenüber der weltlichen Obrigkeit wie gegenüber der (evangelisch-lutherischen) Kirche ausgerichteten schulischen Erziehung in den Nationalsozialismus ab (Kap. A VIII: „Ausblick ...", S. 235–257). Die „Aktualität der sächsischen Schulreformpolitik" faßt Poste am Schluß seiner Untersuchung in drei Punkten zusammen, deren Quintessenz ist: Schul- und Bildungspolitik in einem demokratischen Staat, für dessen Aufrechterhaltung und besonders dessen Weiterentwicklung beginnt bei dem politischen Engagement für die Unterprivilegierten, sie verknüpft „Schul- und Gesellschaftsreform", und sie achtet, über „Fragen methodischer Innovation" hinausgehend, auf die „Einheit von innerer und äußerer Reform" (S. 589), d. h. darauf, daß Inhalt

und organistorische Struktur die untrennbaren Seiten derselben Medaille sind.

Die sich aufgrund der gewählten Methode ergebenden darstellerischen Probleme hat der Autor durch eine Zweiteilung der Materie zu lösen versucht. In Teil A behandelt er in acht thematischen, in sich chronologisch, doch auch öfter rück- und vorweisend aufgebauten Kapiteln „Sozialgeschichtliche Grundlagen der sächsischen Schulreform". Dabei schaut er auch hin und wieder über die Grenzen hinaus in andere deutsche Länder hinein. Ausgangspunkt ist die seit dem Mittelalter wenn auch nicht linear verlaufene, relativ vielseitige und hochwertige industrielle Entwicklung und die sich infolgedessen im 19. Jahrhundert herausbildende „starke Arbeiterbewegung, die Sachsen zu Beginn dieses Jahrhunderts den Ruf eines ‚roten Königreichs' einbrachte" (S. 35). In Kapitel II werden „Die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Sachsen von der Novemberrevolution 1918/19 bis zur Reichsexekution unter besonderer Berücksichtigung der Reformphase 1920–1923" – aufgeschlüsselt in sechs an Wahlergebnissen und Regierungen orientierte Phasen – herausgearbeitet. „Die ökonomischen und sozialen Ausgangsbedingungen der Schulreform" sind in Kapitel III durch einige Statistiken verdeutlicht. Besondere Aufmerksamkeit gilt hier der katastrophalen wirtschaftlichen und sozialen Lage eines „Großteil[s] der Volksschülerschaft" (S. 87). Ihr Hunger, ihre physisch und psychisch angeschlagene Gesundheit und die Perspektivlosigkeit ihres jungen Lebens angesichts der Inflation und der hohen Arbeitslosenrate unter der Elterngeneration waren den Reformern Ansporn, durch eine strukturelle und inhaltliche Neugestaltung des Schulwesens, voran der Volksschule, Halt und Wissen zu vermitteln und Demokratie als einzigen Garanten für sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt zu fördern. Ideen und Ansätze hatte es bereits teilweise lange vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges gegeben, wie in den folgenden drei Kapiteln aufgezeigt wird. Hier werden nacheinander, doch auch mit Querverbindungen behandelt: „Die Arbeiterparteien als Träger der Schulreform" – SPD, USPD und als inhaltlich oft konträrer, taktisch schwankender „Partner" die KPD; „Der Sächsische Lehrerverein und sein Bündnis mit den Arbeiterparteien in der Schulreformpolitik" und „Der sächsische Landesverband des Bundes Entschiedener Schulreformer und seine Bedeutung für die Schulreform". Von beiden Organisationen ist im Anhang ein Dokument aufgenommen, neben einem dritten von seiten des Sächsischen Volksbildungsministeriums. Zusammen beleuchten sie Bandbreite wie (teils erhebliche) Unterschiede in den Konzeptionen. In Kapitel A VII werden die Säulen der „bürgerlich-konservativen Gegner der Reform", von den Parteien über die evangelisch-lutherische Kirche und verschiedene Vereine bis hin zur „höheren Beamtenschaft", vorgestellt.

Die Vermittlung der absoluten und der relativen, d. h. im Verhältnis zu den anderen Parteien gemessenen Stärke und Schwäche der Parteien muß man im Hinterkopf behalten, um die Kapitel IV und VII.1–2, die sich mit den Konzeptionen der Arbeiterparteien einerseits, der Deutsch-Nationalen Volkspartei (DNVP) und der Deutschen Volkspartei (DVP) sowie der evangelisch-lutherischen Kirche andererseits befassen, besser einordnen zu können. Der A-Teil insgesamt gibt den Hintergrund zum Verständnis von Postes These, daß es nicht (länger) angehe, „Sachsen ausschließlich aus der Perspektive der Reichspolitik [zu] betrachten und dementsprechend die sächsische Landespolitik zwischen 1918 und 1923 auf ein reines Verfassungsproblem [zu] verkürzen, bei dem es dann nur noch um die Frage geht, ob die Reichsregierung im Oktober 1923 gezwungen war, die damalige sozialistische Regierung aus SPD und KPD abzusetzen" (S. 588 f.). Viel weitreichender erscheint auch mir, daß die Reichsexekution „das Ende einer mehrjährigen demokratischen Gesellschafts- und Schulreformpolitik bedeutet" (S. 589) und jenen Kräften in Sachsen entgegenkam, die sich im gleichen Zeitraum vehement gegen alle Reformansätze in Richtung auf Demokratisierung in Erziehung und Bildung, Wirtschaft, Gesellschaft und Staat, die Emanzipation der Nichtprivilegierten einschloß, zur Wehr gesetzt hatten.

Im B-Teil seiner Arbeit untersucht Poste die fünf „Bereiche der Schulreform": „Volksschule", „Höheres Schulwesen", „Einheitsschule", „Berufliches Schulwesen" und „Volksschullehrer(innen)ausbildung". Jeder Bereich und jeder Unterbereich ist mit einem Rückblick auf den Status quo ante 1918/19 eingeleitet; es folgen die Reformkonzeptionen und ihre Träger, die Diskussionen und Resolutionen auf den verschiedenen Entscheidungsebenen von der Regierung bis hinunter zur lokalen Schule und, so tatsächlich vorhanden, Beispiele gelungener oder mißlungener oder abgebrochener Umsetzungen in die Praxis. Hier vor allem konnte der Autor sich auf umfangreiches Archivmaterial in den Stadtarchiven von Dresden und Leipzig stützen. Der Komplex „Volksschule" sticht mit 130 Seiten Umfang hervor; korrelierend ist

das Kapitel „Volkschullehrer(innen)ausbildung" mit 74 Seiten auch recht umfangreich. Auf dem Gebiet der Volksschulbildung, wo für die allgemeine Volksschule die Probleme um „Einheitsschule", „weltliche Schule" und „Arbeitsschule" anstanden, war Sachsen unter den sozialistischen Regierungen denn auch relativ erfolgreich, doch blieben die meisten Entwürfe und Beschlüsse auch hier Papier. Zwei der tatsächlich realisierten Versuchsschulen – die 54. Volksschule in Leipzig-Connewitz und die Humboldtschule-Versuchsschule in Chemnitz – werden von ihren Anfängen bis zu ihrem jeweiligen Ende 1925 bzw. 1933 beschreibend vorgestellt. Für eine Analyse der pädagogischen Leistungen verweist der Autor auf eine andere Dissertation, wie er denn überhaupt mehr aufs Historisch-Soziale denn aufs Pädagogische fokussiert. Die vielen, oft längeren Zitate stören mich dabei nicht; sie sind gut gewählt, und sie vermitteln durch ihre Authentizität Einsicht in die Grundlagen der Interpretation und Argumentation. Eher stören mich gelegentlich die vielen Inversionen, eine Folge wohl des Lehrberufs des Autors. Doch sie tun der zu weiterer Forschung anregenden Leistung keinen Abbruch.

Ursula Langkau-Alex

SCHIRMANN, Léon: **Altonaer Blutsonntag 17. Juli 1932. Dichtungen und Wahrheit.** – Hamburg: Ergebnisse Verlag 1994. 168 S.

SCHIRMANN, Léon: **Justizmanipulationen. Der Altonaer Blutsonntag und die Altonaer bzw. Hamburger Justiz 1932–1994.** – Berlin: Verlag Typographica Mitte 1995. 277 S.

Skandalon 1: Ein Historiker und Publizist, Mitarbeiter einer renommierten Wochenzeitung, in gefühlspolitischer Aufgeregtheit über eine Neuerscheinung zum „Altonaer Blutsonntag" von 1932: Nach 60 Jahren sei endlich „die Wahrheit [...] ans Licht" gekommen; das Ergebnis der „Recherchen" dürfe „als sensationell bezeichnet werden"; Historiker hätten „immer wieder unkritisch [... grobe Unwahrheiten] nachgebetet"; der Autor dagegen habe mit „akribischem Spürsinn" herausgefunden, was im Juli 1932 „wirklich geschah": „Krieg gegen die ‚Roten'" oder ein „Polizeimassaker", das als „Vormassaker" der späteren NS-Zeit anzusehen sei.

Diese Besprechung ist ein Beispiel dafür, wie Geschichtslegenden entstehen und verbreitet werden. Entweder hat der Rezensent das Buch gar nicht gelesen – mit Ausnahme der Verlagswerbung. Oder er „verdrängt" fahrlässig das, was ein geschulter Historiker sofort erkennen müßte: Daß hier allgemein anerkannte Grundsätze wissenschaftlicher Quellenkritik und objektivierbarer Urteilsbildung nicht angewendet worden sind. Vielleicht, weil ihm das Ergebnis geschichtspolitisch genehm erschienen ist? Die Rede ist von Volker Ullrich und seiner Rezension über Schirmanns Buch zum „Altonaer Blutsonntag", Hamburg 1994, in der „Zeit".[1]

Skandalon 2: Eben dies trifft auf den Verfasser des Buches selbst zu – mit dem Unterschied, daß es sich weder um einen ausgebildeten noch geschulten Historiker wie im Fall Ullrich handelt. Der Franzose Léon Schirmann, geb. 1919, war vor 1945 Widerstandskämpfer und ist seit 1984 ein pensionierter Naturwissenschaftler. Seitdem hat der Impetus, (Geschichts-)Fälschungen staatlicher Stellen zutage zu fördern sowie Historiker zu entlarven, ihn durch zahlreiche Archive und Bibliotheken getrieben. Das ist sein gutes Recht. Ebenso ist es legitim, darüber ein Buch aus seiner Perspektive und mit seinen Werturteilen zu schreiben.[2] Aber mit Geschichtswissenschaft hat dies wenig zu tun. Was der Verband der Historiker Deutschlands (VDH) auf dem 40. Historikertag Ende September 1994 in Leipzig zum Umgang mit der Zeitgeschichte in der Öffentlichkeit beschlossen hat, trifft voll und ganz auch auf diesen Fall zu und muß hier nicht wiederholt werden.[3]

Der erste Band (1994) gliedert sich in drei Abschnitte, von einer kurzen Vor- und Nachgeschichte des „Altonaer Blutsonntags" abgesehen. Zunächst werden die „amtlichen Unwahrheiten" über die Ereignisse vorgeführt, namentlich die des Polizei- und Regierungspräsidenten (S. 31–97). Schließlich schildert Schirmann den „Verlauf des Blutsonntags" (S. 98–136).

Die Zahl der empirischen Ungenauigkeiten und einseitigen Darstellungen ist in diesem Buch so groß, daß sie gar nicht alle aufgelistet werden können.[4] Quellenkritische Methoden, das kontrollierende Gewichten von zeitgenössischen Aussagen und ein differenziertes Urteilen sind nicht Sache des Autors. Die verschiedenen Befunde werden vielmehr immer dann herangezogen oder „verbogen", wenn bzw. bis sie seinen Grundannahmen zu entsprechen scheinen. Und zu Schirmanns vorwissenschaftlichen Annahmen gehört die Überzeugung, daß Vertreter staatlicher Organe wie der Polizei und Justiz bewußt gelogen und Dokumente unterschlagen oder gefälscht haben – über die

Epochen hinweg bis heute. Bei seiner verbissenen Suche nach „Wahrheit" und „Entlarvung" glaubt Schirmann, die „Schuldigen" für die vielen Todesopfer *eindeutig beweisen* zu können, obwohl er meistens auf widersprüchliche Hilfskonstruktionen und Vokabeln wie „anscheinend", „vermutlich", „(höchst)wahrscheinlich", „annehmbar", etc. rekurriert: Hauptschuldiger der Altonaer Ereignisse vom Juli 1932 war nach Schirmann ein Kommando der Hamburger Polizei, das es auf ein „Massaker" an Kommunisten abgesehen hatte. Gewiß, das Versagen einiger Polizeikräfte ist nicht zu übersehen. Doch wer sich mit der Geschichte der Hamburger Arbeiterbewegung und der KPD beschäftigt hat, wird erstaunt sein über Schirmanns aufwendige Versuche, die Verantwortung und Schuld der KPD an diesen Vorfällen zu minimieren. So spekuliert der Verfasser beispielsweise seitenlang über das Scheinproblem, ob die KPD-Anhänger „organisiert" oder nicht organisiert gehandelt hätten.

Um es deutlich zu sagen und damit keine Mißverständnisse aufkommen: Nach den bislang bekannten Quellen lassen sich die Ereignisse und Verwicklungen des „Altonaer Blutsonntags" vom Juli 1932 en detail wissenschaftlich nicht „eindeutig" klären oder gar „beweisen" – wie so oft bei derartigem Geschehen. Hinzu kommt, daß sowohl Polizeiakten als auch wichtige Dokumente der Staatsanwaltschaft zum „Altonaer Blutsonntag" nicht mehr überliefert sind. Schirmanns Buch bringt daher auch nichts wesentlich Neues, vernebelt vielmehr die bekannten Tatsachen.[5] Die namentlich identifizierbaren Verantwortlichen für die Vorkommnisse sind zahlreich; über die Hauptverursacher des Geschehens besteht indes nach wie vor kein Zweifel: Nationalsozialisten und Kommunisten, beide Gegner der Weimarer Republik, provozierten sich gegenseitig und folglich das Geschehen. Damit ist freilich noch nichts über die anschließende Justizgeschichte der Altonaer Ereignisse gesagt, die im zweiten Buch Schirmanns behandelt wird – auch wenn die Glaubwürdigkeit und Seriosität des Verfassers erschüttert ist. Damit kommen wir zu:

Skandalon 3: Daß die von Nationalsozialisten seit 1933 inszenierten Prozesse gegen vier Kommunisten, die wegen angeblicher Beteiligung an den Altonaer Ereignissen hingerichtet wurden, alles andere als rechtsstaatlichen Grundsätzen genügten, ist mehr als hinreichend bekannt. Gleichwohl ist es skandalös, daß diese Urteile von der deutschen Justiz erst spät, nämlich 1992, aufgehoben worden sind.

Der zweite Band (1995) aus der Feder Schirmanns befaßt sich ausführlich mit „Manipulationen" der Gerichte und Staatsanwaltschaften in den insgesamt fünf „Blutsonntagsprozessen" und mit den Versuchen, die Urteile dieser Verfahren nach 1945 zu kassieren. Für den Leser ist die Lektüre ziemlich schwierig; sprachliche Monita kommen hinzu, wofür gewiß der Verlag mitverantwortlich ist. Selbst Kenner der Geschichte des „Blutsonntags" haben ihre Not, den oft sprunghaften und wenig konzisen Gedankengängen des Verfassers zu folgen. Auch hier bleibt der begründete Eindruck vorherrschend, die von Schirmann benutzten und zitierten Akten ständig kontrollierend gegenlesen zu müssen. Zwar mag seine Argumentation auf den ersten Blick schlüssig erscheinen, bei näherem Hinsehen aber weist sie doch empirische Lücken, Behauptungen und interpretatorische Einseitigkeiten auf. So sind etwa die Ausführungen über den Oberstaatsanwalt W. weit überzogen, zumal Schirmann gerade in diesem Teil vor Unterstellungen nicht zurückschreckt. Auch den von der Hamburger Staatsanwaltschaft hinzugezogenen Schriftsachverständigen zur „Skizze Lütgens" qualifiziert Schirmann einfach ab und läßt nur die Gutachten der von ihm befragten bzw. beauftragten französischen Sachverständigen gelten, denen aber nicht Quellenoriginale vorlagen, sondern lediglich Photographien der Originale.

Schirmanns breite Ausführungen konzentrieren sich auf zwei Punkte: Erstens sei bei der Obduktion des getöteten SA-Manns Koch – die Tat wird übrigens vom Verfasser einer kommunistischen Schützengruppe zugeordnet – eine Kugel vom Kaliber 6,35 mm gefunden worden, bei dem erschossenen SA-Mann Büddig eine Kugel vom Kaliber um 8 mm. Im Gerichtsverfahren wurde später behauptet, beide SA-Männer seien mit Kugeln aus der einzigen sichergestellten Pistole (Ortgies, Kaliber 7,65 mm) getötet worden. Tatsache ist, daß dem Sachverständigen für das Gutachten nur die Kugel übersandt wurde, die Büddig getötet hatte. Aus der Darstellung Schirmanns wird im übrigen nicht deutlich, ob Koch tatsächlich von einer Kugel des Kalibers 6,35 mm getötet worden war. Diesen Beweis hätte nur eine kriminaltechnische Untersuchung bringen können; der Hinweis auf den Obduktionsbericht reicht hier nicht aus. Die zweite Feststellung bezieht sich auf Fälschungen einer Skizze, die als einer der Hauptbeweise gegenüber August Lütgens im ersten „Blutsonntagsprozeß" angeführt worden war. Diese Originalskizze ist bis heute nicht kriminaltechnisch auf Fälschungen untersucht worden. Dem von Schirmann befragten

Sachverständigen in Frankreich hat sie jedenfalls nicht vorgelegen. Die langatmigen Ausführungen des Autors zu diesem Punkt haben daher nur sehr begrenzte Beweiskraft. Ob eine endgültige Klärung durch eine kriminaltechnische Untersuchung nach über 60 Jahren überhaupt noch möglich ist, dürfte fraglich sein.

Letztlich gelangt Schirmann doch zu der Ansicht, daß „kommunistische Schützen" auf die SA geschossen hatten; diese Schützen seien allerdings nicht aus Altona, sondern aus Hamburg gekommen. Damit wird ein wesentlicher Baustein der Geschichtsschreibung zum „Blutsonntag", ungeachtet aller weiteren Tatumstände und Hintergründe, auch von ihm bestätigt. Insgesamt bietet Schirmann nichts „Sensationelles", einige neue Detailkenntnisse, doch zu viel an Spekulationen, Einseitigkeiten und Widersprüchen.

1 *DIE ZEIT, Nr. 43 vom 21. 10. 1994.*

2 *Ähnlich auch die anderen Publikationen Schirmanns: Blutmai Berlin 1929: Dichtungen und Wahrheit. Berlin 1991; L'Affaire Mata Hari. Enquête sur une Machination. Paris 1994.*

3 *Die Resolution des VDH ist z. B. abgedruckt in: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 21 (1995), H. 1, S. 158f.*

4 *Die gravierendsten Monita sind nachzulesen in der Besprechung von Wolfgang Kopitzsch in: Zeitschrift für Hamburgische Geschichte, Jg. 81 (1995), S. 246–250.*

5 *Sie sind immer noch zuverlässig dargestellt von Wolfgang Kopitzsch, Der „Altonaer Blutsonntag", in: Arbeiter in Hamburg. Hrsg. von Arno Herzig u. a., Hamburg 1983, S. 509–516. Vgl. neuerdings auch Rainer Paetau, Wolfgang Kopitzsch und Gerhard Stahr, Die Ermordung des Reichstagsabgeordneten Otto Eggerstedt 1933 im Spiegel der Justizurteile von 1949/50: Geschuldete Erinnerung, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Jg. 119 (1994), S. 195–259, insbes. S. 205–212. – Tatsächlich stützt sich Schirmann streckenweise auf die Forschungen von Kopitzsch (die er für ungenügend hält), ohne dies in seinem Buch hinreichend kenntlich zu machen, wie es in wissenschaftlichen Werken üblich ist.*

Rainer Paetau

HOPMANN, Barbara, Mark SPOERER, Birgit WEITZ und Beate BRÜNINGHAUS: **Zwangsarbeit bei Daimler Benz** (= Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beih. 78). – Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1994. 558 S.

In der bundesdeutschen Geschichtsforschung ist das Thema „Zwangsarbeit" während des Zweiten Weltkrieges 30 Jahre lang fast völlig unbearbeitet geblieben.[1] Erst Mitte der 80er Jahre legten verschiedene Wissenschaftler fundierte Forschungsergebnisse vor, grundlegend war die Arbeit von Ulrich Herbert über „Fremdarbeiter", der schnell weitere Studien folgten.[2] Gegenüber einigen regionalen, aber auch betrieblichen Fallstudien fand das Thema „Zwangsarbeit" in der Unternehmensgeschichtsschreibung kaum Berücksichtigung. Dies gilt auch für die von der Daimler-Benz AG finanzierte Dokumentation über das Unternehmen zwischen 1933 und 1945.[3] Die öffentliche Kritik an diesem Band, insbesondere durch das kontrovers rezipierte Projekt der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts befördert, motivierte die Konzernleitung, eine eigene Studie über die „Zwangsarbeit bei Daimler-Benz" in Auftrag zu geben.[4]

Einige Jahre später liegt diese lang erwartete Untersuchung nun vor. Das Ergebnis ist bemerkenswert und alles andere als ein Rechtfertigungsversuch für das Unternehmen. Allerdings fällt den Autorinnen und dem Autor eine politische, moralische und auch ökonomische Bewertung der Zwangsarbeit nicht leicht.

Nach einem knappen, aber fundierten Überblick über die Zwangsarbeit in der deutschen Wirtschaft und den Daimler-Benz Konzern während des Zweiten Weltkrieges widmet sich das Autorenteam in seiner Untersuchung zunächst den Motiven und der Organisation des Zwangsarbeitereinsatzes. Das Unternehmen sei zur Sicherstellung seiner Produktion dem Abzug von Arbeitskräften mit einer Doppelstrategie entgegengetreten. Man bemühte sich, qualifizierte Arbeitskräfte in dem Unternehmen zu halten und zugleich durch Rationalisierung eine Möglichkeit für den Einsatz weniger qualifizierter Kräfte zu schaffen. Ohne daß ein Aufsichtsrats- oder Vorstandsbeschluß nachweisbar sei, wird eindeutig belegt, daß das Unternehmen aus eigener Initiative Zwangsarbeiter anforderte. Auch der Einsatz von KZ-Gefangenen erfolgte nicht aus humanitären Gründen, etwa um diese vor dem Tod im Konzentrationslager zu retten, sondern aus der Erwägung, die Produktion auszubauen bzw. aufrechtzuerhalten.

Der knappen Einführung folgt ein umfängliches Kapitel (ca. 400 Seiten) über den Zwangsarbeitereinsatz. Systematisch wird die Darstellung in jeweils einzelne Kapitel für die Gruppen der „Zivilarbeiter", der Kriegsgefangenen und der KZ-Häftlinge untergliedert, die jeweils den Einsatz dieser Gruppen in den einzelnen Werken detailliert darstellen. Die Ernährungs- und Wohnbedingungen, der Arbeitseinsatz, die Bewachung, das Verhältnis zu den deutschen Arbeitern und Arbeiterinnen sowie eventuelle Freizeitaktivitäten sind die wiederkehrenden Themen in den verschiedenen Abschnitten. Für diese an den Arbeits- und Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter orientierten Fragestellungen gibt aber die Unternehmensüberlieferung wenig Aufschluß. Die wichtigsten Quellen der Untersuchung waren daher 270 halboffene Zeitzeugeninterviews der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte, mit denen erstaunlich viel Material hervorgebracht werden konnte. Deutlich wird in den einzelnen Kapiteln der ungeheure Leidensdruck unter den erbärmlichen Verhältnissen. Hunger und permanente Unterernährung, fehlende Kleidung, mangelhafte Unterkünfte und sanitäre Verhältnisse, die kaum zu beschreiben sind, waren gemeinsame Realität der meisten Zwangsarbeiter. Während allerdings zivile westliche Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen gewisse Freiräume besaßen, zum Beispiel über eigenes Geld aus Lohnzahlungen und eine begrenzte Freizügigkeit verfügten, hatten die „Untersten" in der nationalsozialistischen Rassenhierarchie, die sowjetischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeiter und -arbeiterinnen, die KZ-Häftlinge und in den letzten beiden Kriegsjahren auch die italienischen Militärinternierten, keinerlei Freiräume. Sie waren besonders den Quälereien ihrer Wachmannschaften, aber auch der Vorgesetzten in den Betrieben ausgesetzt. Selten gab es Hilfe oder Unterstützung von deutschen „Kollegen". Dabei wäre eine freundliche Geste für viele Zwangsarbeiter eine moralische Unterstützung gewesen.

Dies ist auch eines der wichtigsten Ergebnisse der Studie: Obschon die Bedingungen insgesamt sehr ähnlich waren, unterschieden sie sich doch in der Konkretion in den einzelnen Werken und unter den verschiedenen Gruppen erheblich, je nach der Haltung z. B. der Werksleitungen oder Meister, aber auch der Lagerleitungen, die in der Regel nicht die durchaus vorhandenen Handlungsspielräume zur Verbesserung der Lage der Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen nutzten. Nur selten wurde beispielsweise gegenüber den Versorgungsstellen mit rüstungswirtschaftlichen Argumenten für eine bessere Verpflegung oder Ersatzkleidung eingetreten, und noch seltener setzte das Unternehmen eigene Ressourcen zur Verbesserung der Lage ein. Die wenigen Beispiele beweisen aber die Möglichkeit. Die Ausgestaltung der Zwangsarbeit und der Umgang mit den Menschen war dem Unternehmen nicht behördlich oktroyiert, sondern insbesondere innerhalb der Werksanlagen hatten die Werksleiter weitreichende Befugnisse, die sie zu Gunsten der Häftlinge hätten nutzen können. Die Autoren kommen so auch zu der Einschätzung, Daimler-Benz habe sich indifferent zu den notleidenden Menschen verhalten und die Spielräume nicht genutzt. Im Falle der Zwangsarbeit von „Ostarbeiter"-Kindern verstieß der Konzern sogar gegen die rechtlichen Einschränkungen!

Insbesondere das Verfahren der Darstellung, sich an den einzelnen Werken zu orientieren, aber auch die Fülle an Details machen die Untersuchung leider schwer lesbar und offenbaren so den Mangel einer systematischen und analytischen Zusammenfassung. Wo die Untersuchung mit weniger, aber besser aufbereitetem Material argumentieren kann, sie stärker auf zusammenhängende biographische Erinnerungen Bezug nimmt und komplexere Verläufe darstellt, wie dies im Kapitel zum Einsatz von KZ-Gefangenen der Fall ist, wird sie lesbarer, komprimierter und gewinnt an Überzeugungskraft. Dies gilt auch für die engagierte Schlußbetrachtung, in der auf die moralische Fürsorgepflicht des Unternehmens gegenüber den Zwangsarbeitern und -arbeiterinnen hingewiesen wird, da das Unternehmen eindeutig ökonomischen Nutzen aus deren Arbeit zog. Kompromißlos wurde das Erreichen des Unternehmensziels, der Ausbau der Produktionskapazitäten für eine günstige Wettbewerbssituation nach dem Krieg, allen anderen Erwägungen übergeordnet. Bemerkt werden muß allerdings auch, daß in den verschiedenen namentlich gezeichneten Kapitel graduell unterschiedliche Bewertungen zum Ausdruck kommen.

Mit der Auswertung von 270 halboffenen Interviews ist die Studie zugleich eines der größten Oralhistory-Projekte der deutschen Geschichtsschreibung. Hier ist allerdings auch methodische Kritik angebracht: Während in einem umfangreichen Apparat verschiedenstes statistisches Material zur Verfügung gestellt wird, verzichtet der Band auf die Dokumentation der 46 Fragen des Interviews. Die Ergebnisse der „Befragungen" werden selektiv verwendet und in der Darstellung den einzelnen Werken und Zwangsarbeitergruppen zugeordnet (z. B. Kriegsgefangene im Werk Sindelfingen),

dabei wird aber die biographische Erinnerung zerschnitten und das spezifische Quellenmaterial bekommt oft die Funktion einer Belegstelle, wo eine qualitative Auswertung zu einer erheblichen Vertiefung beitragen könnte. Dieses Problem mag der Perspektive „Zwangsarbeit bei Daimler-Benz" geschuldet sein, die einzelne Werke zum Ausgangspunkt der Untersuchung macht. Eine konsequente Entscheidung, die einzelnen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen zum Ausgangspunkt zu machen, hätte mehr Tiefe in die Analyse der Arbeits- und Lebensbedingungen gebracht. Zumal die im gewählten Ansatz liegende Chance einer zugleich betrieblichen und ökonomischen Analyse der Zwangsarbeit – vielleicht aus Quellengründen – nicht genutzt worden ist. So fehlt einerseits der Versuch einer ökonomischen Bewertung der Zwangsarbeit und andererseits insbesondere die Analyse des Verhaltens deutscher „Kollegen". Wie kann dieses Betriebssystem und dessen Funktionieren erklärt werden, wie ist es möglich, Tag für Tag neben diesen notleidenden Menschen im Betrieb zu stehen, ohne zu helfen?

Trotz dieser Einwände liegt mit „Zwangsarbeit bei Daimler-Benz" die umfassendste und fundierteste Studie über die Zwangsarbeit in einem Industriekonzern vor, die zugleich Maßstäbe für alle weiteren Studien setzen wird. Gezeigt wird auch, daß Auftragsforschung nicht apologetisch werden muß, sondern bei einem genügend reflektierten Verhalten des Auftraggebers und Standhaftigkeit der Forschenden auch kritische Ergebnisse hervorbringen kann. Vielleicht kann der Band auch als Anregung für andere Unternehmen dienen, zu der eigenen Vergangenheit ein reflexives Verhältnis zu entwickeln und Verantwortung zumindest für die Erforschung vergangener Realität durch die Öffnung der Archive zu tragen. Durch die Untersuchung wissen wir nun über vorhandene Vorstands- und Aufsichtsratsprotokolle bei Daimler-Benz, deren Existenz bislang unklar war. Warum sind aber noch immer Unterlagen der IG Farben nicht aufbereitet, Dokumente der Siemens AG gesperrt oder Benutzungssperren für bestimmte Forschungsthemen über die Unternehmen im Nationalsozialismus erlassen? Diese Verweigerung der Unternehmen schadet ihnen sicherlich weitaus mehr als ein aufgeklärtes und an Wahrheit orientiertes Verhältnis zur eigenen Unternehmensgeschichte.

So sei Daimler-Benz für diese Studie gedankt, so selbstverständlich und überfällig die öffentliche Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit war. Der große Schritt wird deutlich, wenn man bedenkt, daß noch 1969 das Unternehmen den Einsatz von KZ-Häftlingen strikt leugnete.

1 *Die zu Beginn der 1970er Jahre erfolgten Ansätze der DDR-Geschichtswissenschaften zum Thema „Zwangs- und Fremdarbeit" hatten im Unterschied zu anderen Bereichen der NS-Forschung keine Beschäftigung bundesdeutscher Wissenschaftler oder Wissenschaftlerinnen mit diesen Fragestellungen provoziert.*

2 *Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes" in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin und Bonn² 1986. Der besprochene Band gibt mit seinem umfangreichen Literaturverzeichnis einen kompakten Überblick über die Forschungslage.*

3 *Hans Pohl, Stephanie Habeth und Beate Brüninghaus, Die Daimler-Benz AG in den Jahren 1933 bis 1945. Eine Dokumentation (= Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beih. 47), Stuttgart 1986. Diese Untersuchung war als Auftrag der Daimler-Benz AG vergeben worden.*

4 *Das Daimler-Benz Buch. Ein Rüstungskonzern im „Tausendjährigen Reich" (= Schriften der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 3). Hrsg. von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Nördlingen 1987. Der damalige Herausgeber der Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Hans Pohl, betont allerdings in seiner Einleitung zu „Zwangsarbeit bei Daimler-Benz", das Unternehmen habe sich bereits im Januar 1986 zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der Zwangsarbeit entschlossen.*

Alfred Reckendrees

STOLLEIS, Michael: **Recht im Unrecht. Studien zur Rechtsgeschichte des Nationalsozialismus** (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1155). – Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1994. 333 S.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem NS-Recht hat mehrere Phasen durchlaufen. Nach den ersten, durch innenpolitische Situationen und Generationenkonflikte mitbestimmten Auseinandersetzungen gab es seit Mitte der 60er Jahre eine immer umfänglichere Forschungsliteratur. Die Zurückhaltung der dafür prädestinierten älteren Vertreter der Fächer Rechtsgeschichte, Rechtswissenschaft und Geschichte hatte objektive und subjektive Gründe. Sie hingen in ähnlicher Weise wie auf anderen Gebieten der Universitäts-

und Wissenschaftsgeschichte mit persönlicher Betroffenheit und mit den sich nur allmählich wandelnden politischen und hochschulpolitischen Strukturen zusammen. Eine kritische Justiz- und Wissenschaftsgeschichte des „Dritten Reiches" liegt bis heute nicht vor.

Der Frankfurter Öffentlichrechtler, Rechtshistoriker und Direktor des Max-Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte, hat nun mit seiner Sammlung von Aufsätzen aus den Jahren 1981 bis 1993 eine exzellente kritische Übersicht über einzelne Sektoren des NS-Rechts vorgelegt. Der sog. Historikerstreit hat noch einmal die mit der Historisierung des Geschehens verbundenen „Relativierungs- und Entlastungsstrategien" (S. 35) sichtbar gemacht, welche in Gebieten, in denen Sachverhalte und Wertungen, hier oft besonders schwer trennbar, verwischt und durch Apologien und Selbstrechtfertigungen von Angehörigen einer Generation, z. T. von deren Schülern, eher vernebelt als erhellt wurden, einer wissenschaftlichen Erforschung im Wege standen. Daß dies insgesamt „im Grunde" eine moralisch-semantische Debatte gewesen sei, möchte man allerdings in Frage stellen (S. 35). Auch erscheint es mir tendenziell eher als Verkürzung und Verallgemeinerung der Ausnahmen, daß Stolleis dem ja nicht nur methodischen Einwand gegen die Forderungen nach einer „emanzipatorischen" und „materialistischen" Rechtsgeschichte entgegenhält, „daß die Rechtsgeschichte in ihren qualitätsvolleren Beiträgen schon immer getan habe, was hier ‚materialistisch' genannt wurde, nämlich die sozialen und ökonomischen Bedingungen zur Entstehung von Rechtsnormen einzubeziehen" (S. 39). In Stolleis' Verdikt, daß bei diesen neueren Ansätzen nicht mehr herausgekommen sei, als eine „neue Metaphysik der Geschichte" und man in den Denkkategorien des 19. Jahrhunderts verharrt habe, verbirgt sich einer der Abwehrmechanismen, die er in anderem Kontext bei der Analyse der Vorurteile und Werturteile der rechtshistorischen Forschung im Nationalsozialismus selbst so vortrefflich analysiert (S. 36 ff.). Daß hier grundsätzlich wichtige methodische, keineswegs gelöste Probleme vorliegen, die sich nicht lediglich auf „Schuld-Kategorien" und auf eine „Fixierung auf die politisch interessanten Punkte", von denen es sich zu befreien gelte (S. 49), beschränken, zeigt die außerordentlich differenzierte Darstellung des Verfassers selbst. Sein „Erkenntnisziel" ist – in Abkoppelung der Rechtsgeschichte von der Dogmatik des geltenden Rechts – die Gewinnung von Ergebnissen im Sinne größerer Annäherung an die individuelle geschichtliche Wirklichkeit, eine von den Ansprüchen des geltenden Rechts und der aktuellen Politik emanzipierte Rechtsgeschichte, die eine möglichst umfassende, undogmatische und unparteiische Erhellung historischer Normstrukturen im Sinn hat (S. 55).

So gesehen reflektieren die tiefgreifenden Aufsätze nicht nur die methodische Entwicklung eines speziellen Fachgebiets, sondern auch Wandlungen einer Disziplin und ihren gegenwärtigen Standort, wobei Stolleis die Frage nach der letztendlichen Zielsetzung dieser „Erhellung" individuell und aufgrund nicht weiter auflösbarer Wertentscheidungen bestimmen will.

Stolleis umreißt wissenschaftsgeschichtlich die „Rechtsgeschichte im Nationalsozialismus" (S. 57), ihre fragwürdigen „Fortschritte" (S. 68), analysiert juristische Terminologien (S. 94), wobei er an seine grundlegende Studie über die Gemeinwohlformeln im NS-Recht (1974) anschließen kann, sieht den Ort der Staatsrechtslehre im Nationalsozialismus „im Bauch des Leviathan" (S. 126) und stellt Verwaltungsrechtswissenschaft, Verwaltungslehre, Verwaltungs- und Sozialgerichtsbarkeit (S. 147–190, S. 275), Wehrmachtsjustiz und die Haltung der Richter zur „Weißen Rose" dar (S. 221, S. 233). Seine nur auf den „Fall Maunz" gemünzte Feststellung ist auf das NS-Recht und auf dessen „Aufarbeitung" nach dem Zweiten Weltkrieg zu erweitern: „Vorerst bleibt nur die Feststellung, es handele sich um ein klassisches Lehrstück der wissenschaftlichen und politischen Befindlichkeit der Bundesrepublik, und zwar in der Weise, wie die Öffentlichkeit, die Universitäts-, Juristen- und Beamtenwelt auf den Nationalsozialismus reagierten und wie sie *nicht* reagierten."

Stolleis' Darstellung des „Falles Maunz" hat ihm – wiederum sehr typisch – heftige Angriffe aus Kreisen der eigenen Zunft eingetragen (S. 312 ff.). So wenig man auf der einen Seite allerdings der Auffassung folgen mag, daß Maunz wissenschaftsgeschichtlich geradezu oder nur als Inkarnation der mittleren, konfliktvermeidenden herrschenden Meinung gelten konnte, so wenig wollen wir andererseits der tendenziellen Reduktion des „Typus" auf das „Chamäleon" (S. 311) folgen. Obwohl man vermuten möchte, daß Stolleis vielleicht etwas anderes gemeint hat, deutet seine vergleichsweise zurückgenommene Formel von der Maunzschen „Optimierung der Lebens- und Wirkensbedingungen" (S. 311) auf die Gefahren einer sehr „wertfreien", nüchtern-nivellierenden Betrachtungsweise hin. Unter den Perspektiven der linientreuen Tätigkeiten von Maunz während der NS-Zeit und

seines geheimen Nachkriegsengagements für den „rechtsextremen Rand" wird das Urteil über diese Karriere schärfer auszufallen haben. Stolleis zitiert selbst Alexander Hollerbach: „Maunz hat sich von Anfang an auf den Boden der nationalsozialistischen Revolution gestellt und sich dabei in besonderer Weise dem Verwaltungsrecht zugewandt [...]. Durch Maunz wurde Freiburg geradezu zu einem Vorort der deutschen Verwaltungsrechtswissenschaft unter nationalsozialistischen Vorzeichen." (S. 314). Bemerkenswert am „Typus" Maunz ist in der Tat jene Verbindung von juristischem Expertentum mit positivistisch-technizistischer Grundhaltung, das „die politischen und staatsrechtlichen Vorgaben systemkonform gewissermaßen ausbuchstabierte" und für ihre „Operationalisierung" in der Verwaltungswirklichkeit des sich zunehmend totalisierenden Staates sorgte (Alexander Hollerbach, S. 314).

Bei Stolleis' Darstellung hat mich u. a. besonders interessiert, daß er Punkt 19 des Parteiprogramms der NSDAP („Wir fordern Ersatz für das der materialistischen Weltordnung dienende Römische Recht durch ein deutsches Gemein-Recht") als „relativ bedeutungslos", „skurril", als „ungreifbar", als trotz seines „unsinnigen Inhalts" unübersehbare Drohung bezeichnet (S. 70, S. 76). Seiner Genese, seiner historischen Funktion seit Beginn der 20er Jahre und seinem Inhalt nach war der Satz komprimierter Ausdruck ganz konkreter Entwicklungen, Interessen, Affekte und propagandistisch wirksamer Punkt eines auch rechtspolitischen Programms. Daß diese Formel im Wissenschaftsbetrieb seit 1933 und in Hochschule und Politik dann einen anderen Inhalt, eine andere Funktion erhielt, macht ihren teils irrationalen, teils rationalen Gehalt nicht „unsinnig", sondern genetisch-historisch wie inhaltlich nachvollziehbar und verständlich, mögen auch kurzschlüssige und semantische Argumentationen nach 1933 und nach 1945 solche Erkenntnisse verdunkelt haben.

Verkürzt dargestellt, muß man feststellen, daß gerade in der Diskussion um die Rezeption des Römischen Rechts dieser Programmsatz der NSDAP durchaus differenzierte Bedeutung gewann. Während vor und nach 1933 der sich aus dem 19. Jahrhundert speisende, politisch radikalisierte „Überfremdungsgedanke" im Vordergrund steht, liegt die Akzentsetzung seit etwa 1942, vor allem nach 1945 auf dem weithin akzeptierten Topos, die Rezeption sei Teil des neuzeitlichen Rationalisierungsprozesses (S. 85 ff., S. 88). Es zeigt sich, daß die Rechtsgeschichte in der NS-Zeit auf politische Anforderungen mit Ergebenheit, Anpassung, Opportunismus, aber auch mit differenzierten Argumentationen reagierte.

Albrecht Götz von Olenhusen

PITZSCHKE, Angela: **Frauenleben und Frauenpolitik. Lebensgeschichte und politisches Engagement von Frauen der politischen Linken in der Nachkriegszeit, dargestellt am Beispiel Kassels** (= Forum Frauengeschichte, Bd. 15). – Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1994. VIII, 519 S.

Das Ziel der vorgelegten Studie, einer Dissertation von 1993, ist es, „am regionalen Beispiel zu erforschen, welche Prozesse dazu führten, daß sich Frauen in der Nachkriegszeit und in der Phase des ‚Wirtschaftswunders' in Organisationen der politischen Linken und in der Frauenbewegung engagierten, und welche Bedeutung dabei bestimmte historische Entwicklungen sowie die Lebenssituation als Berufstätige oder Hausfrau hatten" (S. 1). Angela Pitzschke führte „narrative Interviews" mit 20 Kasseler Frauen, die in den Gewerkschaften, der SPD, der KPD bzw. DKP, dem Deutschen Frauenring oder bei den „Falken" mitgearbeitet hatten. Den Interviewten wurde völlige Freiheit in der Darstellung ihrer Lebensgeschichte gelassen; sie selbst strukturierten das Interview und setzten die Schwerpunkte.

Hier werden die methodischen Probleme der Arbeit deutlich: Die statistische Basis ist zu schmal, um gesicherte Erkenntnisse gewinnen zu können, der Verzicht auf Leitfragen erschwert die Vergleichbarkeit der Interviews, und der Interviewtext wird mit der tatsächlichen Lebensgeschichte gleichgesetzt. Diese Probleme sind der Autorin durchaus bewußt; dennoch stehen die gewonnenen Erkenntnisse auf einem unsicheren Fundament, zumal Pitzschke Modelle von Politisierungsprozessen erarbeiten möchte.

Dabei unterscheidet sie zunächst zwischen einer „stufenweisen Entwicklung", dem „Hineinwachsens in die politische Arbeit" und einer „sprunghaften Politisierung aufgrund von Schlüsselerlebnissen", anschließend dann nach Generationen: der zwischen 1900 und 1918 geborenen „Jugendbewegungsgeneration", für die die Weimarer Republik den „Aufbruch zu neuen Lebens(re)formen" (S. 261) bedeutete, der zwischen 1919 und 1930 geborenen „HJ-Generation", deren Jugend durch „Begeisterung, Anpassung und Widerstand" (S. 281) geprägt war, der „Nachkriegsgeneration"

der Jahrgänge 1930 bis 1935, deren Entwicklung mit „Kontinuität, Krise und Aufbruch" (S. 319) gekennzeichnet wird, und der „Wirtschaftswunder-Generation", geboren zwischen 1935 und 1943, für die Pitzschke die Begriffe „Widerstand und Resignation, Anpassung und Karriere" (S. 387) findet. Schließlich wird auch die „Bedeutung von Beruf, Familie und der Beziehung zum Ehemann für die politische Entwicklung von Frauen" (S. 445 ff.) untersucht.

Die Zusammenfassung mündet in die Vermutung, „daß das über das weitgehende Fehlen von ‚Machtstreben' als Motiv der politischen Arbeit hinausgehende, eher als dessen Ursache anzusehende ‚antiautoritäre' Moment, das auch eine Kritik gegenüber der eigenen Organisation einschließt, als typisch für politisch engagierte Frauen gelten dürfte [...]. Dabei übernehmen politisch engagierte Frauen nicht schlichtweg männliche Schemata, sondern versuchen, ‚männliche' und ‚weibliche' Werte und Eigenschaften zu integrieren. Diese *größere ‚Ganzheitlichkeit'* im Politikverständnis und der Versuch, diese in politische Handlungsfelder einzubringen (oder entsprechende Felder zu schaffen), stellt m. E. einen wesentlichen Unterschied im politischen Handeln von Männern und Frauen dar."

Diese These bleibt jedoch schon deshalb hypothetisch, da Pitzschke ihre Interviewpartnerinnen nicht mit einer ähnlichen Gruppe von Männern vergleichen konnte. Das ist symptomatisch für das ganze Buch. Es präsentiert interessante Biographien und enthält anregende Thesen, doch sind die präsentierten Ergebnisse methodisch nicht hinreichend abgesichert.

Heinz Niggemann

ALBRECHT, Willy: **Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS). Vom parteikonformen Studentenverband zum Repräsentanten der Neuen Linken** (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 35). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1994. 539 S.

Willy Albrecht hat mit einer Fülle von Material alle Etappen des SDS analysiert, ohne teleologischen Vorsatz. Wer sich in der Materie nicht auskennt, wird mit der Lektüre Probleme haben. Die Gründergeneration des SDS hat diese Bundesrepublik und die SPD mitgeprägt. Namen wie Helmut Schmidt, Wolfgang Zeidler, Peter von Oertzen, Horst Ehmke und John van Nes Ziegler stehen für eine Politik, die soziale Sicherheit und Rechtsstaatlichkeit miteinander verbindet. Den SDS in der Anfangsphase als parteikonform zu bezeichnen ist aber fragwürdig. Der SDS reflektierte kein Hochschulprogramm der Partei, er nahm es vorweg, in der Annahme, die SPD würde dem folgen.

So forderte der SDS die Abschaffung der Gebühren an den Universitäten, später die Gewährung eines Studienhonorars und die Anerkennung des „Studiums als Arbeit". Der Verband sah im Gegenzug die Verpflichtung des Studierenden gegenüber dem Gemeinwesen und verstand sich selbst Teil der Arbeiterbewegung. Die wiedererstandenen Korporationen bekämpfte der SDS kompromißlos und brachte damit einige Repräsentanten der Partei in Loyalitätskonflikte. Der SPD-Parteitag 1954 nahm einen Unvereinbarkeitsbeschluß an und folgte damit der Linie des Studentenverbandes.

Daß sich die SPD die Fragestellungen der Innen- und Außenpolitik nicht vom SDS vorschreiben lassen würde, wurde deutlich, als der SDS begann, die Richtlinien der SPD-Politik an eigenen Maßstäben zu messen. Im Interesse einer möglichen Wiedervereinigung lehnte der SDS die Wiederaufrüstung ab. Als das Innenministerium die Bundesjugendplanmittel für den SDS sperrte, stellte sich die SPD-Fraktion im Bundestag vor ihren Studentenverband, allerdings mit deutlichem Vorbehalt. Dabei hatte die Partei niemals die Absicht, verbalem Radikalismus durch Aktionen, wie etwa einem politischen Streik, Nachdruck zu verleihen. Die Wahlniederlage der SPD 1957 förderte den Reformkurs zum Godesberger Programm.

Währenddessen führte der SDS eine Theoriedebatte, wobei die Distanz zur parlamentarischen Demokratie unverkennbar wurde. Die Verlagerung der Schwerpunkte der Verbandsarbeit auf Bereiche wie „Kampf dem Atomtod", die antikolonialen Befreiungskriege und die Kritik an dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Jugoslawien, das innerhalb des SDS eine Vorbildfunktion hatte, zwangen die SPD, zu ihren Jungakademikern auf Distanz zu gehen. Die Partei mußte ihre Taktik der Strategie der Eroberung der Macht anpassen; der SDS sah darin prinzipienlosen Opportunismus.

Aber auch im SDS handelte man opportunistisch. 1958, als im linken Flügel offen kommunistische Sympathisanten auftraten, vermied der Vorstand den Ausschluß dieser Vertreter aus Furcht, die Befürworter des Godesberger Programms könnten die Mehrheit im Verband erringen. Letztere propagierten als Folge den Austritt aus dem SDS. Im

Parteivorstand der SPD war es Waldemar von Knoeringen, der zu diesem Zeitpunkt die Spaltung verhinderte.
Einen anderen Standpunkt vertrat Herbert Wehner. Er sah beim SDS eine kommunistische Fernsteuerung und sprach von „fremden Loyalitäten". Nachdem sich die rechten Gruppierungen des SDS zum „Sozialdemokratischen Hochschulbund" SHB vereinigt hatten, setzte dieser im Parteivorstand (PV) durch, daß die SPD ihre Beziehungen zum SDS abbrach. Eine Unvereinbarkeit für SPD-Mitglieder, dem SDS anzugehören, war damit aber noch nicht beschlossen.
Die Grenze der Toleranz war für Wehner jedoch erreicht, als 1961 parteiangehörige Intellektuelle die „Sozialistische Förderergesellschaft" gründeten, mit dem Ziel, den SDS zu unterstützen. Für Wehner war das „Fraktionsbildung". Eine solche Plattform innerhalb der Partei konnte nicht geduldet werden. Für den nun folgenden Unvereinbarkeitsbeschluß setzten sich vehement Helmut Schmidt und Erich Ollenhauer ein. Willy Brandt stimmte zwar zu, engagierte sich aber nicht in der Diskussion im PV. Offenkundig war ihm die Entscheidung unangenehm, andererseits war ihm klar, daß eine Regierungsübernahme mit diesem Ballast sehr erschwert wäre.
Der Autor kommentiert die Aufhebung dieses Unvereinbarkeitsbeschlusses durch den SPD-Parteivorstand im Jahre 1988 kritisch. Die Korrektur kann als Eingeständnis gesehen werden, man habe 1961 falsch gehandelt, da der Ausschluß dem Verständnis des Godesberger Programms, die SPD sei die „Partei der Freiheit des Geistes", widersprochen habe. Albrecht verweist zu Recht darauf, daß das Hauptmotiv der damaligen Entscheidung, die Fraktionsbildung, völlig außer acht gelassen worden ist.
Leider hat der Autor diese Überlegung nicht weiter ausgeführt. Offensichtlich sollten Stimmen, hier würde die parteigenehme SDS-Geschichte veröffentlicht, nicht bestärkt werden.

Nils Ferberg

WECKERLEIN, Friedrich: **Streitfall Deutschland. Die britische Linke und die „Demokratisierung" des Deutschen Reiches, 1900–1918** (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 34). – Göttingen und Zürich: Vandenhoeck und Ruprecht 1994. 451 S.

Es handelt sich beim vorliegenden Buch um die gekürzte und überarbeitete Fassung der Dissertation des Autors, die im Wintersemester 1987/88 an der Universität München angenommen wurde, wobei die Betreuung Ludwig Hammermayer und Gerhard A. Ritter oblag. Weckerlein geht bei seiner Darstellung davon aus, daß „die britischen Sozialisten bemüht [waren], nach dem Fiasko des 4. August 1914 zur internationalen proletarischen Solidarität zurückzufinden" (S. 11).
Nach einer Darstellung der Entwicklung der organisierten Arbeiterbewegung in Großbritannien seit dem Beginn des Jahrhunderts widmet sich der Verfasser den Grundlagen der Außen- und Deutschlandpolitik der verschiedenen Gruppierungen innerhalb der *labour movement*. Im Anschluß werden dann in acht Kapiteln unter Berücksichtigung von Regierungs- und Parteidokumenten sowie eines enormen Bestandes von Zeitungen und Periodika die Richtungskämpfe hinsichtlich der deutschlandpolitischen Orientierung der Arbeiterbewegung in den Jahren von 1914 bis 1919 dokumentiert. Ein Ausblick auf die Zeit bis 1945 beschließt das Werk.
Wesentliche Unterschiede des politischen Systems und der Organisationsstruktur der Arbeiterparteien im Deutschen Reich und in Großbritannien werden klar herausgearbeitet. Im Gegensatz zur SPD gelang es der Labour Party nur langsam, sich als parlamentarische Größe neben den Liberalen zu etablieren. Dem Schisma der liberalen Partei, das sich 1916 mit der Übernahme des Amtes des Premierministers durch Lloyd George von seinem Parteikollegen Herbert Asquith offenbarte, folgte ein Prozeß fortgesetzten Wandels in der Parteienlandschaft, der Ende 1923 erstmals die Labour Party in die Regierung brachte. Auch existierten im Vereinigten Königreich historisch bedingt eine Vielzahl von Parteien und Organisationen der Arbeiterbewegung neben der „großen" Labour Party, wodurch auch die Fülle von Stellungnahmen zur Deutschlandpolitik, die Weckerlein versammeln konnte, erklärt werden kann. Von der Bewilligung der Kriegskredite im Reichstag bis zur Novemberrevolution konkurrierten somit jene, die eine internationalistische Ausrichtung der deutschen Sozialdemokratie für bloße Tarnung hielten,

mit anderen, die – insbesondere ab 1918 – die Beziehungen zur SPD zur Demokratisierung Deutschlands nutzen wollten. Ähnlich wie John Maynard Keynes auf bürgerlicher Seite warnte auch Labourführer Arthur Henderson 1919 vor einem karthagischen Frieden: "The complete economic ruin of Germany will inevitably bring the downfall of the moderates, and a struggle for power between the militarist reactionaries and the extremists. The only certainty with regard to the issue of such a struggle is that it would be fatal to the peace and recovery of Europe" (S. 408). Weckerlein schildert aufgrund einer beeindruckenden Quellenbasis, wie sich die Positionen innerhalb der britischen Arbeiterbewegung während des Ersten Weltkrieges wandelten.

Trotz der enormen Fleißarbeit muß jedoch ein strukturelles Defizit der Studie Erwähnung finden: Die Fülle des britischen Quellenmaterials läßt einige Male die deutsche Seite zu sehr in den Hintergrund treten. Wenn schon das Organ der Independent Labour Party, der *Labour Leader,* ausführlich zu Rate gezogen wird, böte es sich an, auch die dort abgedruckten Neujahrsbotschaften von Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und anderen deutschen Sozialisten vom 31. 12. 1914 zu erwähnen, die „frechweg behaupten, die deutsche Partei wende sich mehr und mehr gegen die Fraktion und der Opposition zu".[1] Ähnliches gilt für die letzten Kriegsmonate und die Revolution, als die Frage nach der Gestalt des neuen deutschen Staates auch mit Blick auf die gegnerischen Mächte und deren mögliche Vorbildfunktion gestellt wurde. Alles in allem liefert Weckerlein eine umfassende Studie, die möglicherweise Anregungen im Sinne eines Rückbezugs auf Deutschland geben kann.

1 *Das Kriegstagebuch des Reichstagsabgeordneten Eduard David 1914 bis 1918. In Verbindung mit Erich Matthias bearb. von Susanne Miller, Düsseldorf 1966, S. 92.*

Thomas Franz

Großbritannien und der deutsche Widerstand 1933 bis 1944. Hrsg. von Klaus-Jürgen MÜLLER und David DILKS. (= Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart). – Paderborn, München, Wien und Zürich: Schöningh Verlag 1994. 268 S.

Britische und deutsche Historiker veranstalteten 1986 und 1989 zwei Tagungen in Leeds und Hamburg, um die Haltung Großbritanniens gegenüber Widerstandsgruppierungen im Dritten Reich zu untersuchen. Der Titel des Bandes, der die in diesen Gesprächsforen gewonnenen Erkenntnisse versammelt, ist insofern ungenau, als einige Autoren durchaus die Zeit bis zum Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes 1945 behandeln, während insgesamt der Frühphase des Widerstands 1933/34 kaum Beachtung geschenkt wird.

Lothar Kettenacker zeichnet in der Einleitung die Entwicklung der britischen Historiographie zum deutschen Widerstand nach und betont zu Recht die selektive und vorsichtige Weise der Beschäftigung mit dem Komplex bis in die späten 1970er Jahre. Im Anschluß dokumentieren Historiker und Zeitzeugen den gegenwärtigen Forschungsstand zum Thema in 14 Aufsätzen, die in vier Abschnitte gegliedert sind.

Im „Widerstand und Außenpolitik" überschriebenen Teil des Buches behandeln David Dilks und Richard Lamb die Determinanten britischer Deutschlandpolitik vor Beginn des Zweiten Weltkriegs und die Haltung des Foreign Office gegenüber dem deutschen Widerstand zwischen 1938 und 1944. Klemens von Klemperer und Peter Hofmann schildern die „Gegenseite": außenpolitische Vorstellungen im Widerstand allgemein sowie Stauffenbergs Kontakte im besonderen. Alle Autoren vermögen auf fundierter Grundlage zu argumentieren und den Stand der Forschung wiederzugeben. Stellenweise macht sich aber bemerkbar, daß neueste Trends der Widerstandshistoriographie weniger berücksichtigt werden. Vielfach bewegen sich die Autoren im traditionellen außenpolitischen Bezugsrahmen, und die Widerstandsgruppe um die Offiziere des 20. Juli 1944 erfährt, da im Titel ja der *gesamte* Widerstand angesprochen wird, zu große Berücksichtigung.

Während Gerhard Hirschfeld die Situation deutscher Emigranten und ihren Anteil an der Bekämpfung des NS-Regimes behandelt, widmet sich Anthony Nicholls im „Widerstand in Großbritannien" betitelten Abschnitt der Haltung der britischen Linken zum Aufstand vom 20. Juli 1944. Zusammenfassend kommt er zu dem Ergebnis, daß „die Reaktion der britischen Linken zum 20. Juli bestenfalls gleichgültig, in vielen Fällen sogar negativ" war (S. 136), da die Vertreter der alten Eliten nicht die gewünschten Bündnispartner waren.

Ein Bereich, der in Deutschland, abgesehen von Legendenbildungen im Stile eines Wilhelm Canaris, bisher wenig Aufmerksamkeit beanspruchen konnte – die Geheimdienst- und Propagandageschichte des Zweiten Weltkriegs –, wird in vier Beiträgen aus britischer Sicht gewürdigt.

Hervorzuheben ist die Arbeit von Pauline Elkes: „Die ‚Political Warfare Executive'. Zur geheimdienstlichen Aufklärung des deutschen Widerstandes 1943–1944", in der die Probleme bei der Einschätzung von Stimmungslagen in Deutschland, Widerstand und Resistenz veranschaulicht werden.

Die Auswirkungen des alliierten Bombenkriegs auf die deutsche Bevölkerung und die Diskrepanzen zwischen strategischem Kalkül und realer Wirkung beschäftigen die Autoren im darauffolgenden Abschnitt, während Ulrich Herbert mit einem wichtigen Aufsatz zum Thema „Von der ‚Arbeitsbummelei' zum ‚Bandenkampf'. Opposition und Widerstand der ausländischen Zwangsarbeiter in Deutschland 1939–1945" das Werk beschließt.

Insgesamt ist deutlich spürbar, daß die eingangs erwähnten Konferenzen hauptsächlich der Bestandsaufnahme dienten. Besonders mit Blick auf die Exilforschung und die Rezeption der Lage in Deutschland vor 1938 sind sicher noch viele Fragen zu beantworten, aber das Buch gewährleistet zum mindesten einen soliden Überblick.

Thomas Franz

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e.V. – Microfilm Archives of the German Language Press: 9. Bestandsverzeichnis. Bearb. und Red.: Manfred PANKRATZ. – Dortmund: Geschäftsstelle der MFDP 1994. 453 S.

This the latest catalogue of German-language newspapers available on microfilm, including those published in other countries, is further testimony to the enormous debt scholars worldwide owe to the Mikrofilmarchiv, which in the process has assisted in the survival of original copies. Responsive to enquiries by academics, it seems likely that the future emphasis in filming will be on the "licensed press" of the period of Allied occupation, newspapers of the early years of the Federal Republic (before filming by the Deutsche Bibliothek commenced) and those of the GDR shortly before its collapse. Hopefully this work will extend to the newspapers of the GDR before that point in time. Every scholar has his "wish list." Personally I'd like to see the extensive number of German trades periodicals made more available by this means. Enquiries can be made at the: Geschäftsstelle Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e.V., c/o Institut für Zeitungsforschung der Stadt Dortmund, D-44122 Dortmund.

John Perkins

KUBINA, Sylvia: **Die Bibliothek des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906–1978)** (= Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin, Bd. 4). – Berlin: Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin 1995. 135 S.

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um die überarbeitete und erweiterte Fassung einer Hausarbeit zur Laufbahnprüfung für den höheren Bibliotheksdienst. Stünde dies nicht eigens im Vorwort, am Text selber würde man es kaum merken: Die Autorin wertet relativ umfangreiches, ungedrucktes Quellenmaterial aus und merkt kenntnisreich die Literatur an. Den Hauptteil der Arbeit nimmt naturgemäß die phantasievoll recherchierte Geschichte und akribische Beschreibung der „Sammlung Weiland" in der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin ein, gleichsam ein Parforceritt durch die politischen und geistigen Auseinandersetzungen innerhalb der sozialistischen Bewegung. Er wird durch eine Skizzierung einiger unwiederbringlich verlorener Bibliotheken, deren Stempel sich in einem Teil der Bücher in der Sammlung finden, ergänzt. Das für die Arbeiterbewegungsforschung thematisch Besondere liegt in dem vorangestellten biographischen Kapitel über Alfred Weiland. Der Autorin ist es hoch anzurechnen, daß sie damit das außergewöhnliche Leben eines für die Geschichte der sozialrevolutionären Arbeiterbewegung wichtigen Protagonisten dem Vergessen entrissen und der Fehldeutung

entzogen hat. Dieser Anfang erfordert unbedingt eine Fortsetzung.

Andreas Graf

Labour and Leisure in Historical Perspective, Thirteenth to Twentieth Centuries. Papers Presented at Session B-3a of the Eleventh International Economic History Congress, Milan 12th–17th September 1994. Hrsg. von Ian BLANCHARD (= Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beih. 116). – Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1994. 198 S.

Insgesamt zwölf, thematisch bisweilen recht unverbundene und qualitativ höchst disparate Tagungsbeiträge werden in der altehrwürdigen VSWG-Reihe abgedruckt. Sic transit gloria mundi. Gemeinsam ist den (meisten) Aufsätzen ein mehr oder weniger quantifizierender Zugriff sowie die Tatsache, daß sie nicht einmal eine deutschsprachige Zusammenfassung enthalten. (Auch ohne einem Provinzialismus das Wort zu reden, ist die Frage erlaubt: Welcher französische Verlag würde wohl angesichts der Öffnung Osteuropas so bereitwillig vorhandenes Terrain preisgeben?)

Im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen Zeitbudgets in handarbeitenden Unterschichten; teils auch die Einstellungen über die Verwendungen von Zeit, wobei die Menschen selbst allerdings hinter den Zahlen, die ihr Leben hinterlassen hat, kaum einmal sichtbar werden. Der zeitliche und geographische Umfang des schmalen Bändchens ist beeindruckend. Er reicht von Mittelalter bis zur Gegenwart, vom Baskenland bis Australien; darunter auch Aufsätze, die ein breiteres Interesse beanspruchen sollten, erwähnt seien hier: Arbeitszeiten im Rußland des 19./frühen 20. Jahrhunderts (Mironov und Kirianov) sowie im spätmittelalterlichen England und den Niederlanden (Munro), Volkstumulte anläßlich der Geburtstagsfeste des Königs in Schottland (Whatley) und der – recht geringe – Einfluß des englischen Sports auf den Arbeitersport in Deutschland (Eisenberg; s. a. IWK, Jg. 30 (1994), S. 625). Häufig wird jedoch ein zweifellos mühsam erarbeitetes, gleichwohl eher begrenztes Spezialwissen ausgebreitet.

Das spannende Tagungsthema wird mittels SPSS und dBase abgedampft auf sogenannte „harte" Daten; wenig anregend leider auch die Einleitung des Herausgebers. Meldungen aus dem Elfenbeinturm der Cliometriker: Endlich erfahren wir, daß die Hochzeiten in Birmingham im Jahre 1871 zu 32,50 % an einem Montag stattfanden, in Bristol aber nur zu 31,50 %. (Da staunt der Laie und der Fachmann wundert sich – vor allem über die zweite Kommastelle.) Angesichts des Waldsterbens, des überbordenden Buchmarkts und des immer engeren Erwerbungsetats der Universitätsbibliotheken bleibt zu hoffen, daß solche papierenen Forschungsresultate in Zukunft dem zuständigen Expertenkreis über Internet offeriert werden.

Hasso Spode

Der Dresdner Maiaufstand von 1849 (= Dresdner Hefte, Beiträge zur Kulturgeschichte. Hrsg. vom Dresdner Geschichtsverein e.V. Jg. 13 (3/1995), H. 43). – Dresden: Eigenverlag 1995. 105 S., ca. 40 Abb.

Zu den herausragenden Geschichtsereignissen der Jahre 1848/49 in Deutschland gehörte 1849 der Maiaufstand in Dresden. Er hat Spuren gelegt, die bis in unsere Zeit hineinwirken. So lag es nahe, sich am Geschichtsort und heute – außerhalb eines Jubiläums – mit dem Aufstandsgeschehen sowie mit Leben und Werk damaliger Protagonisten zu befassen und das hier annotierte „Dresdner Heft" (DH) mit Beiträgen und eingestreuten Quellentexten zusammenzustellen.

Die durch Themenvielfalt und Aufmachung bestechende Heftreihe ist kultur- und heimatgeschichtlich interessierten Dresdnern und Sachsen inzwischen ein Begriff geworden. Sie geht auf eine Publikation des DDR-Kulturbunds zurück, wird heute vom „Dresdner Geschichtsverein" verlegt und erhielt wegen des seit 1990 sichtbaren Bestrebens nach einem lebendigen und widerspruchsbewußten Geschichtsbild im Juni 1993 den Bundespreis der deutschen Heimatzeitschriften.

Im vorliegenden Band wird – nach einem einleitenden Aufsatz von Roland Zeise zur europäischen Dimension der Revolution – hauptsächlich die Spezifik des Geschehens in Sachsen beleuchtet. Hans-Eckhard Dannenberg beschreibt die Rolle Robert Blums bei den Leipziger Unruhen im Sommer 1845; Thorsten Tonndorf berichtet über die 1848er Wahlen zur Frankfurter Nationalversammlung im Großraum Dresden. Den militärischen Verlauf des Dresdner Maiaufstands 1849 behandelt Volker Ruhland. Der folgende Beitrag geht der Rolle des sächsischen Adels (Josef Matzerath), mehrere Aufsätze der Biographie revolutionsbeteiligter Kulturschaffender nach. Die Bauhistorikerin

Heidrun Laudel widmet sich dem Architekten Gottfried Semper – der 1849 den Barrikadenbau in Dresden beaufsichtigte. Silvia Reif befaßt sich mit dem Komponisten Richard Wagner, der die Regierungssoldaten zur Solidarität mit den Aufständischen zu bewegen suchte. Und DH-Redakteur Hans-Peter Lühr erinnert an den Anarchisten Michael Bakunin, der in Dresden die militärische Führung der Aufständischen beriet und ihren Rückzug organisierte. Drei weitere biographische Skizzen sind weniger bekannten sächsischen Revolutionsteilnehmern gewidmet: Jürgen Heyne verfolgt das Leben des Musikdirektors Karl August Röckel (1814–76); Reiner Groß geht der Vita des Literaten Ludwig Wittig (1815–?) nach. Abschließend findet der vergessene Pädagoge und Schriftsteller Carl Gustav Nieritz (1795–1876) durch den Vorsitzenden des Dresdner Geschichtsvereins Günter Jäckel seine verdiente Würdigung.
Ein Autorenverzeichnis und Vereinsmitteilungen vervollständigen die reich bebilderte Publikation. Eine Information über neuerschienene Dresden-Literatur beschließt das Heft: Walter May bespricht einen vom sächsischen Landesamt für Denkmalpflege veröffentlichten Band über das wiederaufgebaute barocke „Taschenbergpalais zu Dresden" (Michel Sandstein-Verlag, Dresden 1995).

Peter Russig

REUTTER, Friederike: **Heidelberg 1945–1949. Zur politischen Geschichte einer Stadt in der Nachkriegszeit** (= Buchreihe der Stadt Heidelberg, Bd. 5). – Heidelberg: Verlag Guderjahn 1994. 357 S.

Die Zahl der Titel zur Geschichte der Besatzungszonen zwischen 1945 und 1949 ist mittlerweile kaum noch überschaubar, und insbesondere bezüglich der US-Zone liegt eine Fülle von Studien vor. Darüber hinaus wurden am Münchner Institut für Zeitgeschichte bereits umfassende Synthesen und Handbücher erarbeitet. Dennoch lassen sich in lokaler Perspektive weiterhin interessante Ergebnisse formulieren.
Friederike Reutter hat für ihre Dissertation umfangreiche Quellenbestände verwenden können und schildert neben dem Verhältnis zwischen Militärregierung und Stadtverwaltung vorrangig die Entstehung von Gewerkschaften und politischen Parteien nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Hierbei gelingt es ihr herauszuarbeiten, welchen Wandel in Programmatik und Struktur insbesondere die CDU von 1945 bis 1949 durchmachte und wie sich die Wähleranteile in Heidelberg innerhalb kurzer Zeit veränderten.
Insgesamt gesehen liefert die Studie, der ein reichhaltiger Abbildungsteil und viele Tabellen beigefügt sind, keine bahnbrechenden neuen Ergebnisse. Dem Anspruch, eine konzise Darstellung der Heidelberger Entwicklung zwischen 1945 und 1949 vorzulegen, wird die Autorin jedoch mehr als gerecht.

Thomas Franz

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K 078, D-12249 Berlin, Telefon: 030/7792-412, Telefax: 030/7759685

MITTEILUNG **über ein Projekt** | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐	Gutachten ..... ☐	Edition ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐	Habilitationsschrift ..... ☐	Monographie ..... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐	Dissertation ..... ☐	Aufsatz ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐	Diplomarbeit ..... ☐	sonstiges .....
Staatsexamensarbeit .... ☐	Magisterarbeit ..... ☐	.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐	andere Geldgeber ..... ☐	..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter/in ..... ☐		
Auftraggeber ..... ☐	.....	.....
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐	Stipendium ..... ☐	..... Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG .... ☐		
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐		

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

....
(Ort, Datum) (Unterschrift)

Antisemitism. An Annotated Bibliography

Im Auftrag des Vidal Sassoon International Center for the Study of Antisemitism.
The Hebrew University of Jerusalem.
Herausgegeben von Susan Sarah Cohen.
Jetzt neu: Bd. 4 - Bd. 6 für die Jahre 1988-1990 mit Autoren und Sachindex.
1997. Bd.4: E-23700, Bd.5: E-23701 und Bd.6: E-23702. Ca. 500 S. pro Bd. Geb. je DM 178,–/öS 1.299,–/sFr 158,–
Antisemitism. An Annotated Bibliography erfaßt die internationale Literatur über das Phänomen des Antisemitismus seit seinen Anfängen bis zum Holocaust und nach 1945. Verzeichnet werden Monographien, Dissertationen und Zeitschriftenartikel aus den Bereichen Geschichte, Literatur, Bildende Kunst, Soziologie, Psychologie, Anhropologie. Schriftliche Zeugnisse im Neuen Testament, in der Literatur oder in polemischen Schriften sind ebenso enthalten, wie Manifestationen des Antisemitismus in der gestaltenden Kunst bis hin zu Handlungen gegen Juden und Judentum durch diskriminierende Gesetzgebung, Pogrome, Massaker, die systematische Vernichtung während der NS-Zeit.

Die Association of Jewish Librarians (USA) hat die Bibliographie als Beste des Jahres 1994 ausgezeichnet. Zahlreiche Rezensenten haben die hervorragende Sacherschließung betont.

Die Bibliographie ist

- **zuverlässig/maßgeblich:** Wissenschaftler internationalen Ranges gehören dem Mitarbeiterstab an.
- **umfassend:** Die Literatur über Antisemitismus ist erstmals in dieser Vollständigkeit systematisch gegliedert.
- **annotiert:** Für jeden Eintrag gibt es eine kurze informative Zusammenfassung in englischer Sprache.
- **mehrsprachig:** Die Bibliographie macht alle veröffentlichten Arbeiten aus unterschiedlichen Ländern für Wissenschaftler und interessierte Laien zugänglich.
- **genau:** Gründliche Nachforschungen sichern einen hohen Standard an Genauigkeit.

Bitte fordern Sie unseren ausführlichen Prospekt an!

Lexikon deutsch-jüdischer Autoren
pro Bd. DM 228,–/öS 1.664,–/sFr 203,–. E-22680
Dokumentation zur jüdischen Kultur in Deutschland 1840 - 1940
Abt. I Bildende Künstler/Darstellende Künstler. 101 Silberfiches 1995/96. DM 4.980,–* E-33317
Abt. II Musik. 120 Silberfiches 1996/97. DM 4.980,–*. E-33322
Guide to the Archival Materials of the German-speaking emigration to the United States after 1933
1991-1996 3 Bde. Geb. DM 760,– öS 5.548,–/sFr 676,–. SA-92
Etymologisches Lexikon jüdischer Familiennamen
DM 278,–/öS 2.029,–/sFr 247,–. E-11260
Bibliographie zum Antisemitismus
DM 980,–/öS 7.154,–/sFr 872,–. E-10868
Antisemitism. An Annotated Bibliography
Bd.1 1984-1985 E 23697, Bd.2 1986-1987 E 23698, Bd.3 1987-1988 E 23699

**unverbindliche Preisempfehlung*

K · G · Saur Verlag
Postfach 701620 · D-81316 München · Tel. (089) 769 02-232
Fax (089) 76902-150/250 · e-mail: 100730.1341@compuserve.com

Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion, Malteserstraße 74–100, Haus K, D-12249 Berlin